

Heinz Müller-Pozzi

Eine Triebtheorie für unsere Zeit

Sexualität und Konflikt in der Psychoanalyse



HUBER



Heinz Müller-Pozzi
Eine Triebtheorie für unsere Zeit

Im Verlag Hans Huber ist weiterhin erschienen:

Heinz Müller-Pozzi

Psychoanalytisches Denken

Eine Einführung

3. Auflage, 2002, 216 Seiten

ISBN 978-3-456-83877-9

Weitere Informationen über unsere Neuerscheinungen finden Sie im Internet unter: www.verlag-hanshuber.com

Heinz Müller-Pozzi

Eine Triebtheorie für unsere Zeit

Sexualität und Konflikt in der Psychoanalyse

Verlag Hans Huber

Dr. phil. Heinz Müller-Pozzi
Haldenbachstrasse 2
CH-8006 Zürich
E-Mail: heinzmp@tiscali.ch

Lektorat: Monika Eginger
Herstellung: Daniel Berger
Druckvorstufe: Claudia Wild, Stuttgart
Umschlag: Atelier Mühlberg, Basel
Druck und buchbinderische Verarbeitung: AZ Druck- und Datentechnik GmbH, Kempten
Printed in Germany

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen sowie die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Anregungen und Zuschriften bitte an:

Verlag Hans Huber
Länggass-Strasse 76
CH-3000 Bern 9
Tel: 0041 (0)31 300 45 00
Fax: 0041 (0)31 300 45 93

1. Auflage 2008
© 2008 by Verlag Hans Huber, Hogrefe AG, Bern
ISBN 978-3-456-84477-0

Inhaltsverzeichnis

1. Die Psychoanalyse und ihre Theorie	9
– Was ist Psychoanalyse?	9
– Psychoanalytische Praxis und psychoanalytische Theorie	10
– Die Triebtheorie und Weiterentwicklung der Psychoanalyse	12
– Kritik an der Triebtheorie.	13
– Das «metapsychologische Prinzip» psychoanalytischen Denkens.	15
– Zur Bedeutung Freuds	19
2. Wie kommt der Mensch zur Sexualität?	21
– Eine diskursive Vorbemerkung.	21
– Instinkt und Trieb	22
– Die frühzeitige Geburt des Menschen und die infantile Sexualität	24
– Der verlorene Instinkt und das Wesen der infantilen Sexualität	25
– Infantile Sexualität und Bindung	26
– Die Anlehnung, die erogenen Zonen und der Autoerotismus der infantilen Sexualität	28
– <i>Die erste Zeit: Die Anlehnung</i>	29
– <i>Die zweite Zeit: Der Autoerotismus</i>	30
– <i>Die dritte Zeit: Das verlorene und das wiedergefundene Objekt</i>	32
– Fragmente einer psychoanalytischen Theorie der Liebe: Einige Anmerkungen zur sexuellen Erregung und Befriedigung, zur libidinösen Besetzung und Objektalisierung	35
3. Der Andere und die infantile Sexualität	39
– Das Befriedigungserlebnis	39
– Freuds «subjektive Wende» und Laplanches Dezentrierung der Metapsychologie.	42
– Das Verführungserlebnis: Urverführung und rätselhafte Botschaft	46
– <i>Die Urverführung</i>	46
– <i>Die rätselhafte Botschaft</i>	48
– Die Übersetzung der rätselhaften Botschaft und ihr Rest.	50
– Vom Wahrnehmungszeichen zur Urverdrängung	52

– Die Verdrängung, das Unbewusste und die Selbsttheoretisierung	59
– Das Präödipale und das Ödipale	61
4. Die Einführung des Ichs: Das Ich des Triebes	65
– Ich und Ichtrieb	65
– Psychoanalyse des Ichs oder Ichpsychologie: Das Ich des Triebes oder das autonome Ich	69
– Die Wurzeln des Ichbegriffs: Entwurf einer Psychologie	73
– Der psychische Apparat und die Funktionsprinzipien des psychischen Geschehens	75
– Die Einführung des Ichs: Die Funktion	78
– Die Einführung des Ichs: Die Struktur	80
– Primär- und Sekundärprozess: Die Entstehung der Lust	82
– Lust- und Realitätsprinzip: Die Ökonomie der Sexualität.	83
– Die Differenz im Befriedigungserlebnis und die Trennung von Vorstellung und Affekt	85
– Das Ich vom <i>Entwurf</i> bis zu <i>Das Ich und das Es</i>	86
– Das Ich und das Selbst.	87
5. Die Einführung des Ichs: Die Identifizierung.	89
– Identifizierung und Trieb	89
– Wahrnehmung, Bild und Identifizierung.	91
– Das Ich im Spiegel: Die primäre Identifizierung.	92
– «Primäre Identifizierung» oder Bindung	95
– Die Differenz von Identifizierung und Einverleibung.	97
– Verinnerlichung und Introjektion	98
– <i>Verinnerlichung</i>	98
– <i>Introjektion</i>	99
– Identifikation und Introjektion in der Ich- und Überichbildung	100
– <i>Trauer und Melancholie</i>	101
– <i>Das Ich als Niederschlag aufgelassener Objektbesetzungen</i>	103
– <i>Die Identifikation, der Körper und die Innenwelt</i>	105
– Das Schicksal der libidinösen Besetzung und der Identifikation im Untergang der ödipalen Situation	107
– Fragmente einer psychoanalytischen Theorie der Liebe	111
6. Die Liebe des Ichs und die Liebe des Anderen: Der Narzissmus	117
– Die zwei Auffassungen des Narzissmus	117
– Der Narzissmus diesseits des Triebes: Der primäre Narzissmus als intersubjektive Monade	118
– Der primäre Narzissmus als libidinöse Besetzung des Ichs	119
– Primärer Narzissmus und Autoerotismus	121

– Der Triebdualismus und die Bipolarität der libidinösen Besetzungen (Objekt- und Ichlibido)	123
– Die Leidenschaft, ein Mensch zu sein: Das Selbstgefühl.	125
– Fragmente einer psychoanalytischen Theorie der Liebe: Von der narzisstischen Liebe zur Liebe des Anderen – die Objektwahl . . .	128
– Die Unmöglichkeit der Liebe: Der sekundäre Narzissmus	132
– Die Verwirrungen des Narzissmuskonzepts.	134
7. Differenz, Kastration und Geschlecht: Die Frage der Sexuierung	139
– Haben oder nicht haben – das ist die Frage: Ödipus- und Kastrationskomplex bei Freud	139
– Das Subjekt: Differenz und Asymmetrie der Geschlechter.	142
– Der Ödipus als anthropologische Grundstruktur und als Stufe der psychischen Entwicklung	143
– Der Andere und das Subjekt.	145
– Trieb und Verdrängung – Mangel und Begehren	146
– Die Bedeutung des Phallus: Vom imaginären zum symbolischen Phallus	149
– Die Bedeutung der Kastration: Von der imaginären zur symbolischen Kastration	152
– Lacans Formeln der Sexuierung	154
8. Die Aggression und der Todestrieb	157
– Von den Schwierigkeiten, Aggression psychoanalytisch zu fassen	157
– Die Aggression im Denken Freuds	159
– Todestrieb und Aggression	160
– Die frühzeitige Geburt des Menschen und die Aggression	164
– Die Aggression als Quasitrieb und die Aktivität	166
– Das Verhältnis von Aggression und Destruktion	167
– Diesseits des Lustprinzips: Die Bindung	169
– Triebmischung oder libidinöse und aggressive Besetzung	171
– Fragmente einer Theorie der Liebe: Die Fähigkeit, Ambivalenz zu ertragen	173
– Von der Objektbeziehung zum Objektgebrauch: Die Fähigkeit zu hassen	178
– Nachlese	182
– Todestrieb oder Tod des Triebes?	183

9. Die Nachträglichkeit und der verinnerlichte Konflikt	185
– Zeit und psychische Dynamik	185
– Der hysterische Zwang und die pathologische Abwehr oder Symptom und Verdrängung	188
– Das Wesen des Triebkonfliktes.	195
– Nachträglichkeit und der zweizeitige Ansatz in der Entwicklung der Sexualität	198
– Latenz als strukturelles Moment der Nachträglichkeit und als Entwicklungsphase	200
– Trauma und infantile Neurose.	201
– Das Konzept der Nachträglichkeit in der Latenz.	206
– Ein psychoanalytisches Konfliktmodell	208
 10. Konflikt und Übertragung: Die psychoanalytische Situation	 215
– Metapsychologie und die Theorie der psychoanalytischen Praxis	215
– Die Trennung von Vorstellung und Affekt: Verschiebung und Übertragung.	216
– Nachträglichkeit und Übertragung	218
– Die Übertragung und ihr Gebrauch im psychoanalytischen Diskurs. . . .	220
– Übertragung als Sprechen zum Analytiker.	222
 Ich danke	 226
 Literatur	 227
 Sachregister	 235

1. Die Psychoanalyse und ihre Theorie

Was ist Psychoanalyse?

Es ist etwas Paradoxes um die Psychoanalyse. In ihrer Wissenschaftlichkeit und Wirksamkeit angefochten, tausendmal totgesagt, ist das Interesse an ihr ungebrochen, nicht zuletzt bei ihren Kritikern. Wieso sonst würden sie sie so heftig attackieren? Auch in ihrem zweiten Jahrhundert wird die Psychoanalyse kontrovers diskutiert werden und die Gemüter erhitzen. So viel ist sicher. Dafür mag das Echo zeugen, das Freuds hundertfünfzigster Geburtstag in der Literatur, den Medien und in unzähligen öffentlichen Veranstaltungen gefunden hat.

Die Psychoanalyse kann sich gegen die Kritik, die ihr vehement entgegenschlägt, abschotten. Nur zu oft und mit fadenscheinigen Begründungen hat sie das getan. Sie kann sich den Standards der so genannten positiven Wissenschaften anpassen versuchen, oder sie kann ihre prekäre Situation nutzen, um ihre ureigensten grundlegenden Konzepte im Lichte des verfügbaren psychoanalytischen und außerpsychoanalytischen Wissens zu reflektieren und ihre Begriffe zu klären, was sie ohnehin laufend tun sollte und oft vernachlässigt. Eine solche Reflexion dient zunächst dem eigenen Gebrauch und schafft erst den Boden für einen selbstbewussten interdisziplinären Austausch. Wie sollen andere unsere Theorie verstehen und ernst nehmen, wenn wir nicht versuchen, sie authentisch darzustellen? Das zu versuchen ist meine Absicht.

Bevor ich mich anschicke, einige basale Konzepte der Psychoanalyse kritisch zu klären und bestenfalls neu zu begründen, sei doch die Frage gestellt, was sie denn ist, diese Psychoanalyse.

Psychoanalyse ist in erster Linie eine *Methode*. Eine Methode «zur Untersuchung seelischer Vorgänge, die sonst kaum zugänglich sind», also des so genannten Unbewussten. Dann ist sie eine Methode des Deutens, Durcharbeitens und Neubearbeitens psychischer Konflikte, die eben in diesem Unbewussten wurzeln. Zum Dritten ist sie eine Methode des Denkens, eine Methode, die Erkenntnisse zu theoretisieren und zu systematisieren, die sie aus der psychoanalytischen Erfahrung gewinnt und die «allmählich zu einer neuen wissenschaftlichen Disziplin» zusammengewachsen sind. So in etwa hat Freud (1923a, 211) in «*Psychoanalyse*» und «*Libidotheorie*» die Psychoanalyse umschrieben. Um den dritten Punkt, die psychoanalytische Theorie, wird es im vorliegenden Buch gehen.

Freud nennt dann die Grundpfeiler oder Hauptinhalte der Psychoanalyse. Es sind dies die Annahme unbewusster seelischer Vorgänge, die Lehre von Widerstand und Verdrängung und die für die Psychoanalyse spezifische Einschätzung der Sexualität, ich spezifiziere: der infantilen Sexualität und des Ödipuskomplexes, der zur infantilen Sexualität gehört. Wenn man diese Aufzählung nicht als dogmatische Festschreibung liest, kann man sie leicht weiterführen, und jeder wird das nach eigenen Schwerpunkten tun. Zumindest ließen sich noch die Trieblehre, das Konzept der Objektbeziehungen und die Übertragung hinzufügen. Man kann allerdings argumentieren, dass der Widerstand die Übertragung, der Ödipuskomplex die Trieblehre und die Trieblehre die Objektbeziehungen einschließt. So ist es nun einmal: In der Psychoanalyse – und darin spiegelt sich ihr «Gegenstand», das psychische Leben – hängt alles mit allem zusammen, und das eine setzt das andere voraus. Das macht jede systematische Darstellung schwierig, und jeder Aufteilung, selbstverständlich auch der meinen, haftet etwas Willkürliches an.

Psychoanalytische Praxis und psychoanalytische Theorie

Vorab möchte ich jedoch die theoretische Ebene meiner Auseinandersetzung etwas genauer situieren. Die Psychoanalyse unterscheidet zumindest drei Theoriebereiche oder -ebenen: die Theorie der psychoanalytischen Technik, die klinischen Theorien und eine allgemeine psychoanalytische Theorie des psychischen Funktionierens, die Freud Metapsychologie genannt hat und die wir weiterhin Metapsychologie nennen. Woher dieser Name? Im Brief vom 10. März 1898 an seinen damaligen Freund Wilhelm Fliess schreibt Freud – und zwar in Klammern: «Ich werde dich übrigens ernsthaft fragen, ob ich für meine hinter das Bewusstsein führende Psychologie den Namen Metapsychologie gebrauchen darf» (Freud 1985c, 329). Damit ist der Name geboren und er hat sich gehalten, aber auch viel Kritik gefunden. Ob der Begriff glücklich gewählt ist, mag dahingestellt bleiben. Ich will ihn dezidiert beibehalten und damit die spezifische Art des Theoretisierens der Psychoanalyse kennzeichnen, das sich auf ihre eigene empirische Vorgehensweise, nämlich die Erfahrung in der psychoanalytischen Situation, bezieht. «Metapsychologie ist die kompakteste und abstrakteste Theorie der Erfahrung in der psychoanalytischen Kur» (Flournoy 1985, 1365).

Die psychoanalytische Theorie steht vor der paradoxen Aufgabe, etwas theoretisch zu fassen, was nie direkt gegeben ist, das Unbewusste. Das Unbewusste, das Verdrängte, ist aber keineswegs erledigt und stumm. Im Gegenteil, es ist dynamisch wirksam, drängt sich an allen Ecken und Enden ins Bewusstsein, Erleben und Verhalten, und kann das Leben eines Menschen nachhaltig durcheinander bringen. Verdrängte Vorstellungen und Gefühle führen zu psychischen und sozialen Konflikten, die das Leben beengen und das Erleben von Zufriedenheit und Lust beeinträchtigen. Der Mensch lebt dann in Unfrieden mit sich selbst und anderen. Nicht bloß die im ICD-10 kodifizierten so genannten psychischen Stö-

rungen, ebenso Träume, Fehlleistungen, Symptome, Hemmungen, Depressionen, aber auch Arbeitsstörungen, Beziehungsprobleme und ein flaes Liebesleben – die Aufzählung ließe sich beliebig fortsetzen – sind die Folgen. Die Psychoanalyse fasst alle diese Phänomene als Ausdruck innerer Not, als Ausdruck verdrängter Wünsche und mehr schlecht als recht verarbeiteter psychischer Konflikte, die nach Realisierung drängen, in der meist illusionären Hoffnung, bessere Bedingungen für deren Verarbeitung anzutreffen. Was unbewusst ist, wird uns lediglich in seinen indirekten entstellten Äußerungen zugänglich. Die Psychoanalyse spricht vom Wiederholungszwang, der Wiederkehr des Verdrängten und den Abkömmlingen des Unbewussten.

Dieses Aufscheinen des psychischen Konflikts im Realen macht sich die Psychoanalyse zunutze und schmiedet daraus ihr Haupt«instrument», die Übertragung. Was im Leben immer wieder in dieselbe Sackgasse führt oder zu führen droht, wird, übertragen in die psychoanalytische Situation, zur Möglichkeit, in der spezifischen Beziehung zur Analytikerin oder zum Analytiker den verdrängten Konflikten Raum zu geben, sie – buchstäblich – zum Sprechen zu bringen, sie neu zu beleben und zu bearbeiten. In der Übertragung der psychoanalytischen Situation setzen sich die *intrasubjektiven* Verhältnisse des psychischen Lebens, setzen sich vor allem die unbewussten, verinnerlichten Konflikte *intersubjektiv*, in der Beziehung Analysand – Analytiker, in Szene und werden der Deutung, dem Durcharbeiten und den Veränderungen zugänglich. Das ist, in eine an sich unzulässig verkürzte Formel gepackt, das Wesen der psychoanalytischen Praxis.

Die psychoanalytische Arbeit ist der psychischen Arbeit homolog, sie ist ihre Fortsetzung unter den spezifischen Bedingungen der psychoanalytischen Situation und vermittelt dadurch einen einzigartigen Einblick in die Dynamik und Struktur des psychischen Lebens. Aufbauend auf diesen Erfahrungen hat die Psychoanalyse Theorien über die psychische Arbeit am Konflikt und das psychische Leben und Funktionieren ganz allgemein entworfen, ja recht eigentlich konstruiert, und konstruiert sie weiter.

Die *Theorie der Technik* umfasst Konzepte, die das psychoanalytische Arbeiten leiten. Das sind in erster Linie Übertragung und Gegenübertragung, Widerstand, Deuten und Durcharbeiten, darüber hinaus noch vieles andere mehr.

Die *klinischen Theorien* der so genannten *psychoanalytischen Neurosen- oder Krankheitslehre* sind klinische Generalisierungen verinnerlichter Konflikte mit einer ähnlichen Grundstruktur und -dynamik. Die Psychoanalyse unterscheidet vornehmlich die Neurosen – Hysterie, Phobie und Zwang –, die Perversionen und die Psychosen als grundsätzlich verschiedene Strukturen.

Die *Metapsychologie* ist eine übergeordnete Theorie, eine Metatheorie eben, die die allgemeinen Prinzipien des psychischen, vorab unbewussten Funktionierens

zu umreißen versucht. Zum Korpus der Metapsychologie gehören die Triebtheorie, die Theorie des Ichs und seines Wirkens im psychischen Konflikt, die verschiedenen Objektbeziehungs- und Narzissmustheorien usw. Ein relevantes psychoanalytisches Theoretisieren, wie abstrakt auch immer, steht in einem unabdingbaren Wechselverhältnis mit der psychoanalytischen Praxis.

Die Triebtheorie und die Weiterentwicklung der Psychoanalyse

Im vorliegenden Buch werde ich einige dieser grundlegenden Konzepte der Psychoanalyse einer kritischen Neuformulierung unterziehen. Ich bewege mich also auf der Ebene der allgemeinen psychoanalytischen Theorie oder eben der Metapsychologie. In deren Zentrum steht die Triebtheorie, weil der Trieb, vorab die spezifisch menschliche Sexualität, im Mittelpunkt des psychischen Konflikts und seiner unterschiedlichen Ausarbeitungen steht.

Das ist nicht unangefochtener psychoanalytischer Common Ground. In den letzten Jahren und Jahrzehnten sind vor allem die Ichpsychologie, die verschiedenen Narzissmuskonzepte und Objektbeziehungslehren und die Bindungstheorie in den Brennpunkt des psychoanalytischen Interesses gerückt. Diese Ansätze bereichern und erweitern entschieden das psychoanalytische Denken. Wenn sie sich jedoch von der Triebtheorie abkoppeln, was nur zu oft der Fall ist, kommt der Psychoanalyse ihr Kernstück, die infantile Sexualität und ihre Bedeutung für die Konstituierung des Subjekts abhanden. Die Psychoanalyse droht sich in regionale Psychologien, in Ichpsychologie, Objektbeziehungspsychologie und Selbstpsychologie, zu zersplittern.

Eine zeitgemäße Triebtheorie kann und will nicht hinter diese Fortschritte zurückfallen. Sie ist nicht reaktionär, aber vielleicht in bestimmter Weise konservativ, bewahrend. Ich gedenke aufzuzeigen, dass das Ich, das Objekt und der Narzissmus unabhängig von Trieb und Sexualität psychoanalytisch nicht zu denken sind, oder aber dann etwas grundsätzlich anderes bedeuten.

Die Triebtheorie für unsere Zeit neu zu formulieren, ist ein Gebot der Stunde. Freud hat keine fertige und für alle Zeiten gültige Triebtheorie hinterlassen, auf die wir einfach zurückgreifen könnten. So innovativ, ja revolutionär sein Denken des Triebes war, so sehr erweisen sich manche seiner Metaphern und «abstrakten Ideen», die er aus anderen Wissensbereichen herholte, um seine Theorie der Sexualität, des Triebes und des Konflikts zu konstruieren, als missverständlich. Freuds Theorien sind in mancherlei Hinsicht unfertig und den Phänomenen, die sie fassen wollen, nicht immer angemessen. Sie sind eine stete Arbeitsanforderung an die psychoanalytische Praxis und Theorie.

Es mag da und dort noch eine so genannte Freud'sche Orthodoxie geben, die Freuds Theorien so festgeschrieben und kanonisiert haben möchte, wie er sie hinterlassen hat, und neuen Konzeptualisierungen skeptisch bis ablehnend begegnet. Freud würde darob den Kopf schütteln. Jede Orthodoxie – das Wort allein ist ein Gräuel – degradiert Freuds Theorien zu einem Wissenskanon, den es nur noch zu verwalten gälte. Jede autoritative Festschreibung setzt den Status der Psychoanalyse als eine sich unablässig weiterentwickelnde Methode des Erfassens und Denkens des Unbewussten aufs Spiel. Psychoanalytische Konzepte sind «Hilfskonstruktionen», die nicht länger festgehalten werden sollen, als sie sich als nützlich erweisen (Freud 1915c, 217). Die Psychoanalyse hat sich in Praxis und Theorie weiterentwickelt. Sie hat längst ihren Stammbereich, die klassischen Neurosen, überschritten. Die praktische und theoretische Beschäftigung mit anderen Strukturen, wie der Perversion und Psychosen, lassen die grundlegenden psychoanalytischen Konzepte der infantilen Sexualität, des Triebes und der Libido, und vor allem des verinnerlichten Konflikts, nicht unberührt. Freud hat uns allerdings ein solides Gerüst hinterlassen, an dem wir weiterbauen können, aber auch weiterbauen müssen. Lou Andreas Salomé (1965,10) ist aufgefallen, wie oft Freud in den Diskussionen der legendären Mittwochsgesellschaft die Wendung «meine *letzte* Formulierung» gebraucht hat. «Und so blieb der Eindruck im Ganzen: dass das Theoretische keineswegs festgenagelt ist, sondern sich weiter nach den Erfahrungen regelt, und dass, was diesen Menschen groß macht, einfach der Forscher-mensch selber ist, der ruhig weiterschreitet, rastlos arbeitend. Ja vielleicht ist der «Dogmatismus», den man ihm vorwirft, gerade aus der Notwendigkeit entstanden, in diesem rastlosen Weitergehen doch irgendwo orientierende Grenzen abzustecken, schon für die, die arbeitend mit ihm gehen.» Die metapsychologischen Gesichtspunkte, die Freud damals noch nicht formuliert hatte und auf die ich gleich zu sprechen kommen werde, haben dann die Funktion solcher «orientierender Grenzen» übernommen.

Kritik an der Triebtheorie

Mehr noch: Die Psychoanalyse hat längst die Grenzen einer Theorie der Psychopathologie überschritten. Sie hat die Bedeutung des Triebes, zuvorderst der infantilen Sexualität, nicht bloß in der Ätiologie der so genannten psychischen Störungen aufgedeckt. Sie hat darüber hinaus überzeugend gezeigt, dass und wie das Triebgeschehen den Aufbau und das Funktionieren menschlicher Subjektivität überhaupt leitet. Eine psychoanalytische Metapsychologie, welche die Ansätze Freuds weiterdenkt, kann sich gut und gern als eine Theorie des Subjekts generieren. Das ist nicht unbedeutend. Dennoch wird gerade die Triebtheorie immer wieder zum Ärgernis und Stein des Anstoßes. Die Argumente der Kritiker stehen nicht immer auf solidem Boden. Die Energiemetapher und das so genannte Energie-Abfuhr-Modell, mit denen Freud zunächst das Arbeiten des Triebes zu fassen versuchte und die so in der Tat nicht haltbar sind, dienen mitunter als Vorwand,

um die Triebtheorie zu relativieren oder gar in toto zu verwerfen. Die Kritiker verschiedenster Provenienz monieren dann etwa, Freud benutze einen Energiebegriff, der bereits in der Physik seiner Zeit überholt gewesen sei. Mag sein. Nur hat Freud nicht Psychophysik betrieben. Er gebrauchte die Metapher der Energie, um die Erfahrung zu theoretisieren, dass die psychischen Abläufe etwas in sich haben, was alle Eigenschaften einer Quantität hat. Es gibt eine «energetische» Ladung oder Intensität der Affekte, die unterschiedlich sein kann und die «Triebchicksale» wesentlich bestimmt. In der Tat hat er dem «ökonomischen Gesichtspunkt», wie er diese quantitative Betrachtungsweise psychischer Vorgänge nannte und die wir heute noch so nennen, entscheidende Bedeutung beigemessen.

Nun ist an sich die Energiemetapher so unsinnig nicht. Das zeigt sogar die Umgangssprache. Wir fühlen uns voller Energie oder energielos. Wir könnten Bäume ausreißen oder wir können uns zu nichts aufraffen. Und wer würde nicht sexuelle oder aggressive Erregung als einen mehr oder weniger starken Drang erleben? Aber Freuds Annahme einer bestimmten Libidomenge – mit Libido bezeichnet er die Energie der Sexualtriebe, ich werde ausführlich darauf eingehen – hat in der Tat zu abenteuerlichen Konstruktionen geführt. Sein so genanntes «Spannungs-Abfuhr-Modell» besagt, dass Spannung mit Unlust, Spannungsabfuhr hingegen mit Lust einhergeht. In der Tat bildet diese biologisch und homöostatisch inspirierte Annahme gerade die «ökonomischen» Verhältnisse der Sexualität, die wir besser von Anfang an Psychosexualität nennen, nicht angemessen ab, was jeder am eigenen Leibe erfährt. Die sexuelle «Ökonomie» ist weitaus vielschichtiger und folgt nicht den Imperativen der organischen Homöostase, was übrigens Freud nicht entgangen ist. Aber die Triebtheorie lässt sich sehr wohl ohne den Begriff der Energie formulieren, und ich werde das auch tun. Da gibt es das Konzept der Besetzung, das bei Freud von Anfang an eine große Rolle spielt. Die Psychoanalyse ist mehr und mehr dazu gekommen, die libidinöse und aggressive Besetzung einer Vorstellung als ihren «Affektbetrag» und nicht als Energiemenge zu begreifen.

Zwei weiteren möglichen Missverständnissen von Metapsychologie, die die Gemüter immer wieder erregen und in den siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts einen wahrhaften Streit um die Metapsychologie entfacht haben, möchte ich vorab begegnen: Die Metapsychologie ist weder eine Reihe biologischer und neurologischer Hypothesen, die den Ursprung der Psychoanalyse in der Biologie sehen würden, noch ist sie eine kausal erklärende Theorie.

Natürlich war Freud von Hause aus Naturwissenschaftler, und die Psychoanalyse im Gegensatz zur Biologie zu sehen, wäre ihm absurd erschienen. Im Gegenteil, er hat die Hoffnung nie aufgegeben, dass die Erkenntnisse der Psychoanalyse dereinst auf das, wie er meinte, sichere Fundament der Biologie gestellt werden können. Und natürlich hat er seine Metaphern, seine «abstrakten Ideen», die er heranzog, um psychische Prozesse in Worte zu fassen, gern aus den ihm vertrau-

ten Wissensbereichen geholt. Aber nicht ausschließlich, sondern auch aus der Optik, Mythologie, Ethnologie und Literatur.

Unter der Hand, fast bin ich versucht zu sagen: hinter dem eigenen Rücken, hat er aber von allem Anfang an eine praktische und theoretische Methode zur Erforschung des Psychischen geschaffen, die in den Naturwissenschaften ohne Vorbild ist – eine Methode, die, wenn man sie denn schon irgendwo unterbringen muss, den Sprachwissenschaften, der Diskursanalyse und den Diskurstheorien näher steht als jeder gängigen naturwissenschaftlichen Methode. Habermas hat vom szientistischen Selbstmissverständnis Freuds gesprochen. In der Tat, die Psychoanalyse ist keine kausal erklärende Theorie im Sinne der so genannten positiven Wissenschaften. Vielmehr ist sie eine Theorie der Interpretation unbewusster Vorgänge, «welche sonst kaum zugänglich sind» (Freud 1923a, 211).

Das «metapsychologische Prinzip» psychoanalytischen Denkens

Die Begriffe der psychoanalytischen Theorie sind keine physikalischen, biologischen oder neurophysiologischen Begriffe, gerade das nicht. Sonst wären die Metaphern, die Freud der Umgangssprache und der Mythologie entnommen hat, keine theoretischen Begriffe. Was aber wäre die psychoanalytische Theorie ohne Ich und Es, Ödipus und Narziss? Ein Torso. Natürlich gibt es keine Seele ohne Körper, keinen «psychischen Apparat» ohne «neuronalen Apparat», auf dem dieser «aufruht». Nur gehören das Funktionieren des «neuronalen Apparats» und das Funktionieren des «psychischen Apparats» unterschiedlichen Ordnungen an. Darin sind sich wohl heute die System- und Erkenntnistheorie (Schülein 1999) und die Neurowissenschaften (Ansermet u. Magistretti 2005; Damasio 2004) mit der Psychoanalyse einig. Das Psychische organisiert sich nach eigenen Prinzipien und ist nicht mit den neurologischen Prozessen, die sie ermöglichen, identisch. Die Psychoanalyse ist ein Diskurs eigener Art, der nicht in anderen Diskursen aufgeht. Schon 1898 schrieb Freud (1985c, 357) an Fliess, dass er gar nicht geneigt sei, «das Psychologische ohne organische Grundlage schwebend zu erhalten. Ich weiß nur von der Überzeugung aus nicht weiter, weder theoretisch noch therapeutisch, und muss also mich so benehmen, als läge mir nur das Psychologische vor.» Diese Art Verlegenheit hat Methode!

Freud (1916–17a, 9) hat in der Einleitung zu den *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* lapidar festgehalten: «In der analytischen Behandlung geht nichts anderes vor als ein Austausch von Worten zwischen dem Analysierten und dem Arzt.» Die psychoanalytische Arbeit ist Sprachgeschehen und hat allein mit Bedeutung zu tun. Das Mentale im weitesten Sinne ist «von Bedeutung» im präzisen Sinne des Wortes, und eine Theorie des Mentalen, die das Unbewusste mit einschließt, steht der Sprache näher als dem Organischen. Es ist darum nicht

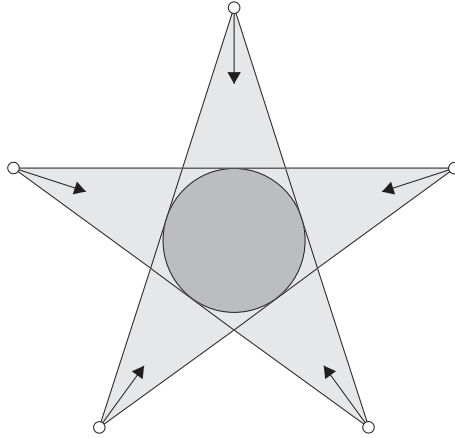
ohne Sinn und tiefere Bedeutung, wenn Lacan und seine Schule Metaphern aus der Linguistik verwenden und eine Metapsychologie eigener Art konstruieren. An einigen Stellen werde ich versuchen, Konzepte der strukturalen Psychoanalyse der klassischen Metapsychologie zunutze zu machen. Woher immer auch die Psychoanalyse die Metaphern holt, um ihren Gegenstand, das Unbewusste, zu theoretisieren – Metapsychologie ist ein Satz allgemeiner Interpretationen, die es erlauben, über konkrete psychische Sachverhalte, die sich per definitionem der Sprache wie dem Experiment entziehen, theoretisch zu sprechen. Sie ist eine Theorie der Organisationsprinzipien des psychischen Geschehens, vor allem der Rolle, welche die Sexualität, genauer: die unbewusste infantile Sexualität, im psychischen Leben und in den Konflikten spielt.

Wenn die psychoanalytische Methode darauf beruht, im freien Sprechen der Analysandin und des Analysanden, der so genannten freien Assoziation, den verborgenen Linien in all ihren Verästelungen deutend zu folgen, kann eine psychoanalytische Theorie ebenfalls lediglich auf Deutung beruhen, ja ist selbst eine – allgemeine – Deutung, und muss Deuten ermöglichen oder unterstützen. Deuten aber ist nie ein linearer Vorgang. Es gibt nicht *die* Deutung. Deuten ist immer ein Geflecht von Deutungen im Diskurs. Dem muss das psychoanalytische Theoretisieren Rechnung tragen. Daher ist das psychoanalytische Denken ein «aspektives» Denken, das seinen Gegenstand unter verschiedenen Blickwinkeln betrachtet. Die Aspekte, unter denen die Psychoanalyse ihren Gegenstand in den Blick nimmt, nennt sie die *metapsychologischen Gesichtspunkte*, die ich zum «metapsychologischen Prinzip» psychoanalytischen Denkens verallgemeinern möchte.

Leitend ist dabei Freuds berühmte «Definition» von Metapsychologie in *Das Unbewusste* (1915e, 281): «Ich schlage vor, dass es eine *metapsychologische* Darstellung genannt werden soll, wenn es uns gelingt, einen psychischen Vorgang nach seinen *dynamischen, topischen* und *ökonomischen* Beziehungen zu beschreiben.» Es hängt nun alles davon ab, diese «Definition» nicht dogmatisch und inhaltlich abschließend, sondern eben als Definition eines Prinzips, eines offenen Systems zu verstehen, das durch weitere Gesichtspunkte erweitert werden kann. Es ist eine psychoanalytische Selbstverständlichkeit, diesen drei zentralen Betrachtungsweisen zumindest zwei weitere Gesichtspunkte anzufügen, den *genetischen* und den *strukturellen*, wobei strukturell zumindest zweierlei bedeuten kann, einmal die Struktur von Es, Ich und Überich, wie Freud sie 1923 in *Das Ich und das Es* eingeführt hat, und zum anderen die Struktur der verinnerlichten Objektbeziehungen (Sandler 1962), eine Betrachtungsweise, die immer mehr an Gewicht gewonnen hat.

Die metapsychologischen Konzepte sind demnach nicht Teiltheorien, die zusammen ein Ganzes ergäben, sondern «äußere» Blickwinkel auf ein Ganzes, das als Ganzes nie ganz erfasst werden kann. Die Metapsychologie versucht, Strukturinheiten, Funktions- Regulations- und Steuerungsprinzipien des psychischen Geschehens zu abstrahieren. «Meta» verweist auf eine Distanz. «Sie weist auf

einen Punkt des Denkens hin, der nicht in den Strukturen befangen ist, die er aufhellen soll» (Neyraut 1976, 92). Weil ich das metapsychologische Prinzip psychoanalytischen Denkens für essenziell halte, will ich das in einer einfachen Zeichnung veranschaulichen. Der innere Kreis bezeichnet den Gegenstand der Psychoanalyse. Die äußeren Punkte die Perspektiven, unter denen sie ihn beschreibt. Jede Perspektive hat ihren Fokus und überschneidet sich an den Rändern tangential mit anderen Perspektiven.



Um im Folgenden bequem mit den Grundbegriffen wirtschaften zu können, will ich in aller Kürze andeuten, was die einzelnen metapsychologischen Gesichtspunkte bzw. deren je eigene Perspektive besagen.

- Unter dem *dynamischen Gesichtspunkt* nimmt die Psychoanalyse die Triebe und Kräfte, in erster Linie Libido und Aggression, in den Blick, die an einem psychischen Phänomen beteiligt sind, eben seine Dynamik ausmachen, und untersucht sie in ihrem Verhältnis zueinander.
- Unter dem *ökonomischen Gesichtspunkt* beschäftigt sie sich mit dem «Gefühlshaushalt der Seele», mit der Verteilung und Intensität der Affekte im Netz der betreffenden Vorstellungen und Fantasien. Die Besetzung oder Affektbesetzung ist das Hauptkonzept der ökonomischen Betrachtungsweise. Aber auch Primär- und Sekundärprozess, Lust- und Realitätsprinzip sind ökonomische Begriffe.
- Der *topische Gesichtspunkt* unterscheidet die bewussten, vorbewussten und unbewussten psychischen Vorgänge. Er ist also ein quasi räumliches Denkmodell, bezeichnet aber im Grunde bestimmte psychische Eigenschaften, nicht wirkliche Orte. «Die Psychoanalyse kann das Wesen des Psychischen nicht ins

Bewusstsein verlegen, sondern muss das Bewusstsein als eine Qualität des Psychischen ansehen, die zu anderen Qualitäten hinzukommen oder wegbleiben mag» (Freud 1923b, 239).

- Der *strukturelle Gesichtspunkt* hat es selbstredend mit der Struktur des Psychischen und der psychischen Abläufe zu tun. Freuds (1923b) Einteilung der Psyche in Es, Ich und Überich ist als *Strukturtheorie* oder eben als der strukturelle Gesichtspunkt in die Psychoanalyse eingegangen, obwohl Freud das nie so gesagt hat. Man spricht oft auch von der zweiten Topik. Mehr und mehr hat aber, wie ich bereits angedeutet habe, ein zweiter Strukturbegriff an Gewicht gewonnen, der sich sozusagen quer zum Freud'schen Strukturmodell am Aufbau und der Struktur der mentalen Innen- oder Repräsentanzenwelt bzw. am Aufbau der verinnerlichten Objektbeziehungen orientiert.
- Der *genetische Gesichtspunkt* leitet die Betrachtung der menschlichen Psyche in ihrem Werden, ihrer Entstehung und Entwicklung, vielleicht noch aussagekräftiger, ihrer Geschichte: Die psychosexuelle Entwicklung, die Konstituierung des Objekts, der Aufbau des Ichs, die ödipale Situation – ja alles Psychische hat selbstredend eine Genese, eine Entwicklungsgeschichte.

Diese reichlich gedrängte Aufzählung mag zumindest deutlich machen, dass es sich bei den so genannten metapsychologischen Gesichtspunkten um ein abstraktes System unterschiedlicher Zugangswege zur psychischen Wirklichkeit handelt. Es gibt kein psychisches Phänomen, das man lediglich einem einzigen Gesichtspunkt zuordnen könnte. So hat, um nur ein zentrales Beispiel zu nehmen, der Ödipuskomplex seine dynamischen, ökonomischen, topischen, strukturellen und genetischen Determinanten.

Ein kurzer Vergleich des Inhaltsverzeichnisses des Buches mit dieser Aufzählung zeigt, dass die metapsychologischen Gesichtspunkte nicht das Aufbauschema einer systematischen Darstellung sein können, sondern die Leitlinien der systematischen Betrachtung abgeben, wobei im einen Kapitel der eine, in einem anderen ein anderer Gesichtspunkt die leitende Figur sein wird.

Metapsychologie ist eine Konstruktion, eine unendliche Konstruktion, weil sie nie ein für alle Mal festgeschrieben werden kann. Und es gibt nicht *die* Metapsychologie, man kann sie verschieden konstruieren. Denken wir bloß an die diametral verschiedenen Theorien der Schulen Melanie Kleins und Jacques Lacans, die auch eine je unterschiedliche Auffassung des psychoanalytischen Prozesses widerspiegeln. Wie dem auch sei, die Instrumente der Theorie sind Begriffe, Bilder, Metaphern, abstrakte Ideen eben, mit Hilfe derer Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen verschiedenster Provenienz einen «psychischen Apparat» konstruieren und ihre Erfahrung in der analytischen Arbeit theoretisch beschreiben. «Die Metapsychologie braucht man nur zum Denken. Und zwar immer erst nachträglich, nicht im Analytikersessel, sondern dann, wenn der Analytiker vor

dem weißen Blatt Papier sitzt, das sein Denken hemmt oder stimuliert» (Green 2004, 199). Genau das ist meine Situation, wenn ich mich anschicke, eine Triebtheorie für unsere Zeit zu Papier zu bringen.

Freuds leitendes Interesse war es in erster Linie, das Wirken der Triebe, der Sexualität und Aggression, und ihre wechselvollen Schicksale im psychischen Konflikt darstellen zu können. Das ist auch mein leitendes Interesse für dieses Buch.

Zur Bedeutung Freuds

Was bedeutet es, dass eine Wissenschaft nach über hundert Jahren ihres Bestehens ihren Begründer noch nicht vergessen bzw. im historischen Teil ihrer Lehrbücher abgelegt hat, sondern sich immer noch zentral auf ihn bezieht und sich an seinem Werk abarbeitet?

Michel Foucault (1993) hat darauf eine überzeugende Antwort gegeben. Er unterscheidet vom Begründer einer Wissenschaft den Diskursivitätsbegründer und sieht Freud als einen solchen. Der Diskursivitätsbegründer ist nicht allein Autor seiner Werke. Er ruft etwas ins Leben, das nicht allein wie jedes wissenschaftliche Werk weitergeführt, ergänzt und allenfalls bis hin zum «Paradigmenwechsel» überholt werden kann, sondern einen Diskurs eröffnet, der Bildungsgesetze für andere Texte und damit «eine unbegrenzte Möglichkeit zum Diskurs» schafft. Foucault sieht in der Weiterführung einer wissenschaftlichen Disziplin oder eines Diskurses im engen Sinne des Wortes einen beträchtlichen Unterschied. Im Fall «einer wissenschaftlichen Disziplin ist der Akt, der sie begründet, auf gleicher Höhe wie ihre späteren Transformationen; er gehört in gewisser Weise zu all den Modifikationen, die er ermöglicht». Im Gegensatz dazu sieht er «die Begründung einer Diskursivität heterogen im Verhältnis zu ihren späteren Transformationen... Wenn man einen Diskursivitätstyp wie die Psychoanalyse, so wie sie von Freud begründet wurde, ausweitet, so heißt das nicht, ihr formale Allgemeinverbindlichkeit geben, die sie etwa zu Beginn nicht zugelassen habe, sondern einfach ihr eine gewisse Zahl von Anwendungsmöglichkeiten erschließen. Wenn man sie einengt, so bedeutet das eigentlich, dass man im Begründungsakt eine möglicherweise begrenzte Zahl von Sätzen und Aussagen zu isolieren sucht, denen man allein begründenden Wert zuerkennt und verglichen mit denen bestimmte von Freud angenommene Begriffe und Theorien als abgeleitet, sekundär, zusätzlich angesehen werden können... Sehr schematisch formuliert heißt das: Das Werk dieser Begründer steht nicht in Bezug zur Wissenschaft und nicht in dem Raum, den sie umreißt, sondern die Wissenschaft oder die Diskursivität beziehen sich auf das Werk ihrer Begründer wie auf primäre Koordinaten» (Foucault 1993, 26f).

Laplanche, wohl einer der bedeutendsten Freud-Exegeten und Erneuerer der Psychoanalyse heute, hat den Aphorismus geprägt: «Faire travailler Freud!» Dieser

Maxime werde ich folgen, wenn ich versuche, zum Teil frühe Texte Freuds zum Arbeiten zu bringen. Der Text, um den das nächste Kapitel kreisen wird, ist *Die infantile Sexualität*, die Freud in der zweiten der *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* von 1905 erstmals beschrieben hat.

2. Wie kommt der Mensch zur Sexualität?

Eine diskursive Vorbemerkung

Niemand wird erwarten, dass sich aus dem unermesslichen und facettenreichen psychoanalytischen Schrifttum eine Triebtheorie für unsere Zeit wie ein Phönix aus der Asche erheben wird. Die Arbeit an der Triebtheorie ist gegenwärtig kein favorisiertes Thema der Psychoanalyse. Es ist darum nicht anders möglich, als dass ich mich auf meinem Denkweg mit einigen gängigen Theoretisierungen des Triebes – der Libido, der Aggression, der Ichtriebe, des Todestriebes –, des Ichs des Triebes, des Narzissmus und Konflikts, die das psychoanalytische Denken prägten und prägen, so weit auseinander setze, um das Terrain für eine andere Interpretation zu bereiten. Nicht weniger muss ich mich mit einigen Theoretisierungen befassen, die die Bedeutung des Triebes und der Sexualität für die Konstituierung des Subjekts und der Konflikthaftigkeit des Menschen marginalisieren oder gar verwerfen.

Das mag mitunter etwas mühsam zu lesen sein, es aber immerhin erleichtern, meine Position besser zu verstehen und allenfalls zu kritisieren. Ich werde jedoch versuchen, die Umwege, die ich gehen, und die Verzweigungen, denen ich vorübergehend folgen muss, zu markieren, so dass mein Weg nicht aus dem Blick geraten sollte. Das wird sich in den meisten Kapiteln auf unterschiedliche Weise wiederholen. Eine andere, gefälligere Form der Darstellung wollte mir nicht gelingen.

Ich möchte auch mit Nachdruck festhalten, dass meine Darstellung nicht eine historische, sondern eine systematische ist. Das bestimmt auch meine Arbeit an und mit Freuds Texten, deren Lektüre oft eine anachronistische sein wird und weit auseinander liegende und unverbundene Aussagen verbindet.

Übrigens ist die «Triebtheorie für unsere Zeit», die ich zu skizzieren gedenke, so neu nicht, wie es der Titel des Buches suggerieren mag. Jean Laplanches Allgemeine Verführungstheorie steht ihr unverkennbar Pate. Es ist mein Anliegen, die neuen Fundamente der Psychoanalyse, wie er sie unermüdlich herausgearbeitet hat, in die Triebtheorie zu integrieren. Insofern ist mein Buch auch eine Hommage an Jean Laplanche.

Bevor ich mich meinem eigentlichen Thema, einer neuen Interpretation der infantilen Sexualität, zuwende, muss ich mit einiger Ausführlichkeit das Verhältnis von Trieb und Instinkt, die spezifisch psychoanalytische Erweiterung des Begriffs der Sexualität und das Verhältnis von Trieb und Bindung erörtern.

Instinkt und Trieb

Zunächst gilt es, den psychoanalytischen Trieb sorgsam vom biologischen Instinkt zu unterscheiden. Wäre die menschliche Sexualität, wie bei den anderen höheren Säugetieren, lediglich ein Instinkt, eine im Dienste der Fortpflanzung stehende organische Funktion, ein «primärer organischer Trieb», wie es Freud in der Tat angenommen hat, wäre die Frage müßig, ja unsinnig, wie denn der Mensch zu seiner eigenartigen Sexualität kommt, einer Sexualität, die seiner und nur seiner Art eigen ist.

Laplanche (1996, 11) meint, der Gegensatz von Instinkt und Trieb sei der bedeutendste für die psychoanalytische Theorie. Freud (1915c, 212 f.) unterscheidet zwar dezidiert den Trieb vom Instinkt, sieht aber gleichwohl das Wesen des Triebes in seiner «Herkunft von Reizquellen im Innern des *Organismus*», und der Trieb erscheint ihm «von der *biologischen* Seite her ... als ein Grenzbegriff zwischen Seelischem und Somatischem, als psychischer Repräsentant der aus dem Körperinneren stammenden, in die Seele gelangenden Reize, als ein Maß der Arbeitsanforderung, die dem Seelischen infolge seines Zusammenhangs mit dem Körperlichen auferlegt ist.» So seine bekannte Definition in *Triebe und Tribschicksale*. Entsprechend sieht er in der Triebtheorie das an die Biologie angrenzende Stück seiner Lehre (1905d, 29).

Eine Triebtheorie für unsere Zeit wird den Trieb radikaler vom Instinkt trennen und die Entstehung und das Wesen menschlicher Sexualität entschieden anders zentrieren, besser: dezentrieren müssen. Sie wird die Auffassung, dass die infantile Sexualität ein angeborener primärer Trieb ist, präfiguriert im Individuum schlummert und lediglich der Entwicklung bedarf, entschieden in Frage stellen. Sie wird den Trieb nicht biologisch, sondern intersubjektiv begründen und zeigen, welche konstitutive Rolle dem Anderen, der dann zum Objekt des Triebes werden wird, in der Entstehung des Triebes zukommt.

Ich habe es bereits im einleitenden Kapitel angedeutet und muss es an dieser Stelle noch etwas weiter ausführen: Freud hat den Trieb als Energie gedacht und seine Dynamik und Ökonomie mit energetischen Metaphern beschrieben, die er der Physik entlehnte. Sein hydraulisch-homöostatisches Energie-Spannungs-Abfuhr-Modell besagt, auf einen einfachen Nenner gebracht, dass der Anstieg von Spannung mit Unlust, die Reduktion von Spannung mit Lust einhergeht und darum eine imperative Tendenz besteht – Freud nennt sie Lustprinzip –, die Spannung

zu verringern. Nur fügt sich gerade das Wirken der Sexualität dieser Annahme nicht, und eine Triebvorstellung, die sich vom homöostatischen Funktionieren des Organismus leiten lässt, ist für eine Triebtheorie, die sich am psychischen Konflikt und seiner Bearbeitung orientiert, nicht zu gebrauchen.

Aber die psychoanalytische Triebtheorie steht und fällt nicht mit dem Energiemodell, wie dies einige Kritiker der Einfachheit halber behaupten. Sie erhält schlagartig ein anderes Gesicht, wenn wir an die Stelle der wenig nützlichen Vorstellung einer psychischen Energie die Affekte setzen, die spezifischen Affekte, die sich mit dem Auftauchen der Sexualität zu formieren und zu organisieren beginnen, und die wir libidinöse nennen.

Anders als es die Definition des Triebes erwarten ließe, ist jedoch in Tat und Wahrheit Freuds Theorie der infantilen Sexualität in keiner Weise eine Theorie auf der Grenze von Biologie und Psychologie. Sie ist ganz und gar psychoanalytisch, eine Theorie der Psychosexualität (1910k, 120) und ihrer Bedeutung im psychischen Konflikt. Dennoch haben Freud und die nachfolgenden Psychoanalytiker, so weit sie überhaupt an der Triebtheorie festgehalten haben, die Herkunft des Triebes von Reizquellen im Inneren des Organismus nie grundsätzlich in Frage gestellt. Freud hat die Diskrepanz wohl gesehen, das Problem aber elegant gelöst oder eingeklammert, indem er vom *organischen* Trieb die *psychische* Triebrepräsentanz unterschied (1915d, 254 f.; 1915e, 275 f.). «Würde der Trieb sich nicht an eine Vorstellung heften oder nicht als ein Affektzustand zum Vorschein kommen, so könnten wir nichts von ihm wissen» (1915e, 276). Das ist wohl wahr, nur über die Herkunft der infantilen Sexualität und der libidinösen Affekte sagt diese fundamentale und notwendige Unterscheidung noch wenig aus.

Niemand wird Freud vorwerfen, dass er die Bedeutung der infantilen Sexualität für den psychischen Konflikt unterschätzt hat. Was er noch nicht sehen konnte oder zumindest nicht theoretisch ausgearbeitet hat, ist die intersubjektive Entstehung der spezifisch menschlichen infantilen Sexualität und ihre Bedeutung für den Aufbau des Subjekts und die Menschwerdung überhaupt.

Erst Jacques Lacan und später Jean Laplanche mischten die Karten neu. Sie zogen aus Freuds Entdeckung der infantilen Sexualität die Konsequenz, die er selber noch nicht ziehen mochte: die Konsequenz nämlich, dass beim Menschen Sexualität entsteht, lange bevor der Organismus zu einem sexuell reifen Körper herangewachsen ist, was beim Menschen bekanntlich erst in der Pubertät der Fall ist. Der infantilen Sexualität fehlt jede *sexualspezifische* organische Grundlage. Der Trieb entsteht und entfaltet sich in der frühen Interaktion von Mutter und Kind als eine Sache von *Bedeutung*, von Bedeutung im linguistischen Sinne des Wortes. Er entsteht im Austausch mit den bedeutsamen Anderen, ist intersubjektiv begründet und begründet die Subjektivität. Das möchte ich in den ersten beiden Kapiteln entfalten. «Der Andere», groß geschrieben, ist übrigens ein strukturaler

Ausdruck und meint der oder die Andere des Subjekts – noch diesseits jeder Sexuierung. Dazu im zweiten Kapitel mehr.

Die frühzeitige Geburt des Menschen und die infantile Sexualität

Wenn die Sexualität kein primärer organischer Trieb ist, woher kommt sie dann? Und was ist sie? Ein kurzer Blick in die Anthropologie mag helfen, den strukturellen Ort auszumachen, an dem es den Ursprung der infantilen Sexualität, wie Freud sie 1905 beschrieben hat, zu situieren gilt.

Adolf Portmann (1958, 49 ff.) hat in *Zoologie und das neue Bild des Menschen* überzeugend nachgewiesen, dass der Mensch im Vergleich mit den höheren Säugetieren ein Jahr zu früh, physiologisch und erst recht psychisch unfertig, unreif geboren wird. Erst nach einem Jahr erreicht er «den Ausbildungsgrad, den ein seiner Art entsprechendes echtes Säugetier zur Zeit seiner Geburt verwirklichen müsste». Diese Tatsache verleiht dem ersten Lebensjahr und der engen Bindung des Neugeborenen an die Mutter eine einzigartige Bedeutung: In der Menschwerdung vollzieht sich vieles extrauterin, das heißt «intersubjektiv» und interaktiv, unter «historischen», sozialen Bedingungen, was sich beim Tier intrauterin, also vollkommen organisch entwickelt. Das betrifft sogar in weiten Teilen die physiologische Reifung, insbesondere den Aufbau und die Festigung neuronaler Netzwerke. «Extrauterines Frühjahr» nennt daher Portmann diese für den Menschen und nur für den Menschen spezifische Lebenszeit. Das erinnert unmittelbar an die Psychoanalytikerin Margaret Mahler (1978). Sie bezeichnet das «Ausschlüpfen» des Babys aus der «Symbiose», wie sie diese frühe affektive Bindung an die Mutter etwas missverständlich nennt, als die zweite, «die psychische Geburt des Menschen».

Schon Herder hat den Menschen als den «ersten Freigelassenen der Schöpfung» bezeichnet. Der Mensch wird sich selbst Zweck und Ziel der Bearbeitung. Als «unspezifisches», instinktarmes, nicht festgelegtes, nicht genetisch an eine bestimmte Umwelt angepasstes Wesen muss er sich, auch wenn das etwas pathetisch klingen mag, in der Auseinandersetzung mit dem Anderen buchstäblich selber erschaffen. Er ist Produkt seiner eigenen psychischen Arbeit. Nicht ohne Sinn bezeichnet die deutsche Sprache die menschliche Geburt als Entbindung. Die – zu frühe – Geburt «entbindet» den Menschen in einem ungeheuren Ausmaß vom Instinkt und den natürlichen organischen Regulationen der Bedürfnisse und Affekte. Das Neugeborene ist abhängig davon, dass und wie ein Erwachsener mit ihm, seinen Bedürfnissen, Wünschen, Fantasien und Affekten intentional und aktiv in Kontakt tritt. Das ist die strukturelle Bedingung dafür, dass sich so etwas wie eine infantile Sexualität bilden kann und bilden muss. Dass die zu frühe Geburt des Menschen die primäre biologische Lebensordnung mehr oder weniger außer

Kraft setzt, erlaubt «uns zu verstehen, dass die Lebens«ordnung» in ihrem ganzen Bereich von der sexuellen «Ordnung» erschüttert wird – *erschüttert*, aber auch *verstärkt*» (Laplanche 1974, 74). Die vorzeitige Geburt als Bedingung der Möglichkeit des Wesens Mensch gibt dem Anderen im Werden des Subjekts eine ungeheure Bedeutung, die weit über die Brutpflege des Tieres hinausgeht, ja eigentlich damit keinen Vergleich duldet.

Der verlorene Instinkt und das Wesen der infantilen Sexualität

Auf diesem anthropologischen Hintergrund macht die Frage Sinn, wie denn der Mensch zu seiner ihm eigenartigen Sexualität kommt. In einer neuen Interpretation gewinnen die *Drei Abhandlungen zur Sexualität*, die man gewohnt ist, eher entwicklungspsychologisch zu lesen, eine geradezu anthropologische Dimension. Freud hat sie 1905 erstmals veröffentlicht und von Auflage zu Auflage bis 1924 revidiert und ergänzt. Sie sind die Grundlage, der Ausgangs- und Referenzpunkt der psychoanalytischen Trieb- und Konflikttheorie. Ihr Zentrum und recht eigentlich der Schlüsseltext der psychoanalytischen Triblehre ist die zweite Abhandlung, *Die infantile Sexualität*. In Anlehnung an, aber auch im Gegensatz zu Freud möchte ich im Folgenden die infantile Sexualität von ihren Wurzeln in den zwischenmenschlichen Beziehungen her interpretieren.

Eine zweite Vorbemerkung gilt der spezifisch psychoanalytischen Ausweitung des Verständnisses von Sexualität. Mit der Entdeckung der infantilen, prägenitalen Sexualität erweitert Freud das Feld des Sexuellen und den Begriff der Sexualität in entscheidender Weise. Er löst sie nicht nur aus ihrer funktionalen Verknüpfung mit der Fortpflanzung, die sich beim Menschen erst nach einer Phase der Latenz mit den *Umwandlungen der Pubertät* herstellt, sondern auch aus der Verknüpfung mit dem Genitalen. «Es ist notwendig, zwischen den Begriffen sexuell und genital scharf zu unterscheiden» (Freud 1940a, 75). Die Abfolge von infantiler Sexualität – Latenz – Umwandlungen der Pubertät nennt Freud den zweizeitigen Ansatz der Sexualentwicklung, der für den Menschen und nur für den Menschen charakteristisch ist (1905d, 135). Erst die hormonelle Reifung und die Entwicklung der inneren und äußeren Geschlechtsmerkmale in der Pubertät verschaffen der menschlichen Sexualität ihre spezifische organische Grundlage. Laplanche spricht vom wiedergefundenen Instinkt.

Was am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts schockierend gewesen sein mag, ist heute in einem allerdings eher banalen Sinne Allgemeingut geworden. Wer würde heute noch dem Kind so etwas wie Sexualität absprechen? Spätestens im dritten Lebensjahr straft die sexuelle Neugier des Kindes die Ignoranz der Erwachsenen Lügen. Freud war auch beileibe nicht der Erste, der frühe *genitale* Äußerungen beim Kind wahrgenommen hätte (Sigusch 2005). Nur, wie früh auch immer ein

genitales Interesse aufscheinen mag, es ist nicht der Beginn der infantilen Sexualität. Im Gegenteil, die infantile Sexualität steht zunächst noch in keinem spezifischen Zusammenhang mit den Genitalien, sie ist prägenital.

Ich will hier nicht die Entwicklung der infantilen Sexualität einmal mehr aufrollen. Ich habe es andernorts getan (Müller-Pozzi 2002, 81 ff.), und Wolfgang Mertens (1992; 1994) hat sie umfassend und gültig beschrieben. Nur so viel: Die infantile Sexualität ist entsprechend den frühen Körpererfahrungen vielgestaltig – oral, anal, phallisch oder, wie ich lieber sage, frühgenital; sie ist, wie Laplanche (1996b, 12) sagt, *polymorph pervers* in ihrer Beziehung zum Ziel und zum Objekt, *autoerotisch* in ihrer Beziehung zu den sie leitenden unbewussten Fantasien und damit zunächst *ungebunden*. Die infantile Sexualität ist aber nicht einfach eine Vorstufe, die es zu überwinden gilt. Sie gibt der menschlichen Sexualität ihr Gepräge, ihre Farben und ihre Vielfalt. Im guten Fall bewahrt die genitale Sexualität etwas von diesem anarchischen, ja destruktiven Zug, der jeder Vorstellung von Natürlichkeit und Moral trotzt und noch in den Träumen, Fantasien, sexuellen Spielen und perversen Inszenierungen seinen Ausdruck findet.

Infantile Sexualität und Bindung

Eine dritte und letzte Vorbemerkung gilt dem Verhältnis von infantiler Sexualität und dem, was spätestens seit Bowlby (1969) Bindung genannt wird und damit dem Verhältnis von Triebtheorie und Bindungstheorie. Die Theorie der infantilen Sexualität antwortet auf die Frage, wie ein Organ die Potenz gewinnt, etwas zu bedeuten. Es stellt sich gebieterisch die Frage, was das sexuelle Begehren von den Bedürfnissen der Selbsterhaltung und die libidinöse Besetzung von einem primären Bindungsbedürfnis unterscheidet. Die Bindungstheorie, die sich mit der empirischen Säuglingsforschung in den letzten Jahrzehnten rasant entwickelt hat, erklärt implizit und explizit die Theorie der infantilen Sexualität als obsolet und will diese durch die Bindungstheorie ersetzt wissen. Bindungsverhalten ist beobachtbar, die infantile Sexualität muss erschlossen werden. Der von den Bindungstheoretikern postulierte «Paradigmenwechsel» würde die Psychoanalyse ihrer wesentlichen Dimension berauben. Nur sollten wir uns in der Psychoanalyse vor jedem «Entweder-oder» und «Nichts als» hüten. Es widerspräche dem metapsychologischen Prinzip psychoanalytischen Denkens. In der Tat ist die primäre Bindung die Wiege der infantilen Sexualität. Eine Triebtheorie, die heute theoretische und klinische Relevanz für sich beansprucht, muss darum ihr Verhältnis zur Bindungstheorie sorgfältig bestimmen.

Mit dem zunehmenden psychoanalytischen Interesse an der Analyse des Ichs und seiner Entwicklung (Freud 1923b; A. Freud 1936; Hartmann 1939 u. 1950) erwachte auch das Interesse an der Erforschung der frühen, präöedipalen Objektbeziehungen. Arbeiten wie die von Edith Jacobson *Das Selbst und die Welt der*

Objekte (1973), von Margaret S. Mahler und Mitarbeitern *Die psychische Geburt des Menschen* (1978), von René A. Spitz *Vom Säugling zum Kleinkind* (1967) und die vielen Aufsätze von Winnicott (1974; 1976) waren damals etwas wie eine Offenbarung. Diese Autoren, die repräsentativ für viele andere stehen mögen, können gut und gern als triebtheoretisch orientierte Vorläufer der neueren Bindungsforschung gelten.

Bindung bezeichnet die organisch fundierte und angeborene Tendenz des Menschen, die Nähe einer anderen Person zu suchen, die ihm Schutz gewährt und das Überleben und die Entfaltung des noch unreifen Organismus sichert. Sie organisiert sich um die frühen Körpererfahrungen in der nährenden und pflegenden Beziehung; sie leitet sich ab aus den Handlungen zur Befriedigung der Bedürfnisse nach Nahrung, Wärme, Sicherheit, Hautkontakt, Gehaltenwerden und all dem, was dem Neugeborenen, dem zu früh Geborenen, die intrauterine Versorgung ersetzen muss. In dieser sensiblen Frühphase ist das Neugeborene für die Regulation seiner organischen Bedürfnisse und Affekte ganz auf die Mutter oder eine andere bemutternde Pflegeperson angewiesen. Die Bindungstheoretiker belegen in ihren Beiträgen zur modernen Säuglings- und Kleinkindforschung überzeugend, dass von Anfang an auf einer organischen, instinkthaften, nicht sexuellen Grundlage ein differenzierter, organisierter und wechselseitiger Dialog zwischen Mutter und Kind stattfindet, der in erster Linie der Affektregulierung dient und buchstäblich der Mutterboden ist, auf dem das Kind seine eigene innere Welt der Triebe, Affekte, Vorstellungen und Fantasien entfaltet.

Was die Bindungstheoretiker naturgemäß nicht in den Blick bekommen, weil es der Beobachtung nicht zugänglich ist, sind die libidinösen Besetzungsvorgänge und die unbewussten sexuellen Fantasien, zuerst die des Erwachsenen und dann mehr und mehr auch die des Kindes. Die Mutter ist ein sexueller Erwachsener mit einem sexuellen Unbewussten. Im guten Fall ist das Kind für sie ein libidinös hochbesetztes Objekt. Die Bindung ist von allem Anfang geprägt von der libidinösen Besetzung des Kindes durch die Mutter und durchsetzt von ihren bewussten und unbewussten Vorstellungen, Wünschen und Ansprüchen. Mehr noch: Die Bindung kann ihr Werk in der Entstehung der Sexualität und im Aufbau des Subjekts *und* der Objektbeziehungen erst dank dieser Besetzung und dieser Fantasien tun – oder verfehlen. Diese Tatsache und ihre Bedeutung für die Konstituierung des Subjekts geraten naturgemäß nicht in den Blick der empirischen Forschung und der Bindungstheorie. Grund genug, Bindungstheorie und Psychoanalyse ins Verhältnis zu setzen (Fonagy 2003).

Bindung und infantile Sexualität sind zwei voneinander abhängige Entwicklungslinien, die sich kreuzen und durchdringen. Dementsprechend sind Triebtheorie und Bindungstheorie nicht alternative oder gar konkurrierende, sondern im besten Sinne des Wortes komplementäre Theorien. Die Bindungstheorie betont die organische Kontinuität der Selbsterhaltung, die Triebtheorie die radikale Diskon-

tinuität des Sexuellen. Der Selbsterhaltung und der Bindung sind von allem Anfang an ihr Objekt und Ziel inhärent und organisch begründet. Das Sexuelle, das in Anlehnung an die Bindung erst entsteht, ist auf der Suche nach seinem spezifischen, dem libidinösen Objekt.

Endlich kann ich mich nun dem zentralen Thema dieses Kapitels, der Entstehung der infantilen Sexualität, zuwenden. Von drei Ansatzpunkten her will ich aufzeigen, dass und wie sich die menschliche Sexualität im Feld des Anderen situiert. Die drei Ansätze sind die *Anlehnung* und die Objektfindung, wie sie Freud 1905 beschreibt, das *Befriedigungserlebnis*, das er bereits 1895 im *Entwurf einer Psychologie* buchstäblich entworfen hat, und das «*Verführungserlebnis*» und die rätselhafte Botschaft des Erwachsenen, welche die Sexualität in die Psyche des Kindes implantiert (Laplanche 1987; 1988; 2000).

Die Anlehnung, die erogenen Zonen und der Autoerotismus der infantilen Sexualität

Drei Momente bilden zusammen den Ursprung der infantilen Sexualität und prägen ihre Erscheinungsformen. Freud (1905d, 83) benennt sie am Beispiel des Lutschens, das paradigmatisch für die infantile Sexualität stehen mag:

«Am Lutschen oder Wonneseugen haben wir bereits die drei wesentlichen Charaktere einer infantilen Sexualäußerung bemerken können. Dieselbe entsteht in *Anlehnung* an eine der lebenswichtigen Körperfunktionen, sie kennt noch kein Sexualobjekt, ist *autoerotisch*, und ihr Sexualziel steht unter der Herrschaft einer *erogenen Zone*. Nehmen wir vorweg, dass diese Charaktere auch für die meisten anderen Betätigungen der infantilen Sexualtriebe gelten.»

Die Entstehung der infantilen Sexualität und die Konstituierung des libidinösen Objekts vollziehen sich in drei Momenten oder Zeiten, die mehr struktural als chronologisch zu verstehen sind: Die erste ist die Zeit der *Anlehnung* der infantilen Sexualität an die Befriedigung der großen Körperbedürfnisse und die Bindung. Die zweite ist die Zeit des so genannten *Autoerotismus*, der Trennung der Sexualität von der organischen Bedürfnisbefriedigung. Die dritte schließlich ist die Zeit der Konstituierung des libidinösen Objekts, der «*Objektfindung*», wie Freud sagt.

Es wäre müßig, diese Momente oder Zeiten entwicklungspsychologisch datieren zu wollen. Ich verwende den Begriff der «Zeit», weil Strukturierung ein Vorgang in der Zeit ist. Das Auftreten der libidinösen Lust, des libidinösen Objekts und des libidinösen Ichs sind die drei Perspektiven *eines* Vorgangs, dessen verschiedene Aspekte nur analytisch und mit Rücksicht auf ihre Darstellbarkeit zu trennen sind.

Die erste Zeit: Die Anlehnung

Die Anlehnung der Sexualität an die Befriedigung der lebenswichtigen Körperbedürfnisse und ihre Ableitung vom Instinkt und der frühen Bindung fasst die Sexualität im Augenblick ihres Auftauchens, dort, wo der *Wunsch*, der libidinöse, sexuelle Wunsch, sich zu artikulieren und sich vom *Bedürfnis* der biologischen Lebensordnung abzuheben beginnt. Freud gebraucht später den Begriff der Anlehnung noch einmal in einer weiteren Bedeutung im Rahmen des Aufbaus der Objektbeziehungen. In *Zur Einführung des Narzißmus* (1914c, 153 ff.) beschreibt er die Objektwahl nach dem Anlehnungstypus. Er meint damit die Anlehnung an das «pflegende Weib» oder «den schützenden Mann». Zunächst jedoch, in den *Drei Abhandlungen*, beschreibt er die Anlehnung präziser als Anlehnung *des Triebes* an die Funktion: Die sexuellen oder libidinösen Affekte erscheinen als «Nebenprodukt», als «Mehrwert» der Befriedigung der organischen Bedürfnisse.

Wie aber können wir uns das Auftauchen des Libidinösen und der infantilen Sexualität aus der Bedürfnisbefriedigung vorstellen? Sicher nicht so, dass auf irgendeine wundersame Weise aus dem Alimentären das Sexuelle entstünde. Nein, es ist wörtlich zu nehmen, die libidinösen Affekte *entstehen in Anlehnung* an die Befriedigung eines lebenswichtigen Körperbedürfnisses. Das lässt sich am Prototyp des Stillens gut ablesen. Freud unterscheidet beim Stillakt zwei Phasen: Auf das Saugen an der Brust folgt alsbald das Lutschen, auf dessen entscheidende autoerotische Bedeutung ich im nächsten Abschnitt eingehen werde. Oder das Lutschen mag dem Saugen schon vorausgehen; das ist in struktureller Hinsicht nicht wichtig. Das Saugen an der Brust dient zunächst der biologischen, lebenswichtigen Funktion der Nahrungsaufnahme, scheint also zunächst ganz und gar Instinkt und wäre dies auch, wenn nicht zur «gleichen Zeit, in der die Nahrung die Ernährungsfunktion zufrieden stellt, ein sexueller Vorgang zu erscheinen» begänne (Laplanche 1974, 30). Freud mahnt (1940a, 76), dass man nicht Physiologie mit Psychologie verwechseln dürfe: «Frühzeitig zeigt sich im hartnäckig festgehaltenen Lutschen des Kindes ein Befriedigungsbedürfnis, das – obwohl von der Nahrungsaufnahme ausgehend und von ihr angeregt – doch unabhängig von Ernährung nach Lustgewinn strebt und darum *sexuell* genannt werden darf und soll.»

Das Saugen an der Brust hat nicht nur die Funktion der Befriedigung des lebenswichtigen Körperbedürfnisses; die erregte Brustwarze der Mutter – die sexuelle Brust – und der Milchstrom erregen gleichzeitig die Lippen, die Zunge und die Mundhöhle des Kindes und erzeugen einen «Überschuss» an lustvollen Affekten, die nicht in der Befriedigung des Bedürfnisses aufgehen. Dieser Überschuss an Erregung erzeugt einen neuen Raum sinnlicher, «erotischer» Lust, die sich grundlegend von den Affekten unterscheidet, welche die Befriedigung der Bedürfnisse begleiten. Aus Primäraffekten werden Gefühle. Eben diese neue Gefühlsqualität nennt Freud Libido. Die libidinösen Gefühle, welche die Mutter schon kennt und

welche ihren gesamten Umgang mit dem Säugling, ihr «Bindungsverhalten», durchdringen und prägen, beginnen beim Kind erst aufzutauchen, und sie sind der Prototyp einer Lust, die etwas ganz anderes ist als die Befriedigung der Funktion. Es ist eine Lust, die vom Ort ihrer Entstehung, den erogenen Zonen an der Oberfläche der Haut, in den ganzen Körper ausstrahlen mag. Genau diese Entstehung an der Oberfläche trennt die libidinöse Lust von der Lebensfunktion. «Die Sexualbetätigung lehnt sich zunächst an eine der zur Lebenserhaltung dienenden Funktionen an und macht sich erst später von ihr selbständig... Nun wird das Bedürfnis (wir würden heute sagen: der Wunsch, H. M.-P.) nach *Wiederholung* der sexuellen Befriedigung vom dem Bedürfnis nach Nahrungsaufnahme getrennt» (Freud 1905d, 82; Ausz. von H. M.-P.).

Die zweite Zeit: Der Autoerotismus

Inwiefern aber ist die infantile Sexualität autoerotisch? Was mag es bedeuten, dass die Sexualität zunächst kein Objekt hat? Dem herkömmlichen, oft auch dem psychoanalytischen Denken will das nicht unmittelbar einleuchten, ist doch evident, dass es einen Zustand ohne einen Anderen gar nicht geben kann. Ja sicher, der Andere ist immer schon da, aber zunächst als der Andere der Bindung. «Es gibt den Säugling gar nicht», stellt Winnicott (1974, 50) lapidar fest. Er meint damit, «dass man überall da, wo man einen Säugling findet, auch die mütterliche Fürsorge findet, und ohne mütterliche Fürsorge gäbe es keinen Säugling».

Um das strukturelle Moment des Autoerotismus und die «primäre» Objektlosigkeit des Triebes zu begreifen, muss ich einige präzisierende Worte zum psychoanalytischen Begriff des Objekts einschieben. Die Verwirrung, die das Moment des Autoerotismus und der Objektlosigkeit der infantilen Sexualität immer wieder stiftet, löst sich leicht, wenn wir den Objektbegriff im strikten und ursprünglichen psychoanalytischen Sinne auffassen: Ursprünglich meint der Begriff des Objekts nicht einfach die andere Person, sondern die Funktion oder Bedeutung der anderen Person oder eines Teils von ihr für die Befriedigung der Bedürfnisse und Wünsche des Subjekts. Psychoanalytisch ist das Objekt zunächst *Objekt des Triebes*.

Dieser spezifische und differenzierte Sprachgebrauch verwischt sich allerdings schon bei Freud. In der Objektbeziehungspsychologie dann verliert das Wort Objekt mehr und mehr seinen Status im Rahmen einer Theorie – der Triebtheorie – und wird zur deskriptiven Bezeichnung des anderen Subjekts. Halten wir jedoch an der präzisen Bedeutung von Objekt im Rahmen der Triebtheorie fest, ist das scheinbare Paradox leicht zu begreifen, dass das Objekt der Funktion, der Bindung, und das Objekt der Sexualität, des Triebes, wohl ein und dieselbe Person sein können, es meist auch sind, dass aber das Objekt der Funktion und das Objekt des Triebes für das Subjekt völlig verschiedene affektive Erfahrungen sind und verschiedene Repräsentanzen schaffen. Und es ist nun leicht zu begreifen,

dass das sexuelle Objekt im Gegensatz zum biologisch bedingten Objekt zunächst kontingent «das Variabelste am Trieb» ist (Freud 1915c, 215).

Nun erschließen sich Wesen und Bedeutung der anfänglichen «Objektlosigkeit» des *Triebes* und des so genannten Autoerotismus als dynamisches und strukturelles Moment in der Entstehung der infantilen Sexualität ohne weiteres. Die Affekte, die zwar Hand in Hand mit der Befriedigung der Körperbedürfnisse auftauchen, aber nicht darin aufgehen und sich anders anfühlen, sind nicht wie das Bedürfnis per se an einen Anderen gerichtet, auch wenn sie primär vom Anderen kommen. Das Kind kann sie mehr und mehr selbst und an sich selbst erzeugen! Diesen Gewinn können wir nicht hoch genug veranschlagen. Die libidinösen Gefühle sind die ersten, die das werdende Subjekt jenseits des Zyklus von Bedürfnis und Befriedigung als seine eigenen erlebt – auch unabhängig vom Anderen. Erst die Möglichkeit, diese «funktionslose», «nichtsnutzige», erotische Lust selbst erzeugen zu können, lässt das Kind «erkennen», dass diese Gefühle *seine* Gefühle sind und anderer Art als die Affekte, welche die Befriedigung der Funktion begleiten und an die Person der Bindung gebunden bleiben. Die erogenen Zonen sind Zonen des Übergangs: Sie sind intersubjektiv und subjektiv.

Das sei noch einmal am Prototyp des Lutschens illustriert. Dass es sich nicht darauf beschränkt, sollte sich von selbst verstehen. Nicht das Saugen an der Brust, auch nicht das Saugen an sich, sondern das Lutschen, das «Wonnesaugen», das sinnliche Lust am eigenen Körper erzeugt, lässt die Sexualität, die pränatale Sexualität, auftauchen. Sie dient ganz und gar der Erzeugung und dem Aufbau einer lustbetonten inneren und äußeren Welt, die das Liebesleben ebenso umfasst, wie die vielen sublimen affektiven Befriedigungen, die das Leben gewährt – oder eben versagt.

Die Möglichkeit, autoerotisch Lust zu erzeugen, durchkreuzt, ja erschüttert die Bindung an das Objekt der Selbsterhaltung. Man kann noch nicht sagen, dass der Autoerotismus ein Objekt hat, auch nicht das Ich. Aber das auftauchende Subjekt ist auf der Suche nach sich selbst und einem Objekt, auf das es diese neuen erregenden Gefühle richten, und an dem es sie befriedigen kann. Relativ zum ersten Moment der Anlehnung und zum dritten Moment der Objektfindung ist die zweite Zeit des Autoerotismus «uranfänglich» (Freud 1914c, 142), weil sie jeder möglichen Trieb-Objekt-Relation, jeder libidinösen Besetzung eines Objekts (des Triebes) strukturell vorausgeht. Bereits als Freud – im Brief vom 9. Dezember 1899 an Wilhelm Fliess (1985/1950c, 428) – den Autoerotismus erstmals erwähnte, postuliert er ihn als «das unterste in der Sexuelschichtung» und betont, dass er «auf ein psychosexuelles *Ziel* verzichtet und nur die lokal befriedigende Empfindung verlangt». Sie ist Sexualität in statu nascendi, ein Moment der Trennung und Differenzierung von Alimentärem und Libidinösem, von Emotion und Gefühl, Bindung und Besetzung; sie markiert das Gleiten vom Objekt der Selbsterhaltung zum Objekt der Sexualtriebe und gibt den libidinösen Gefühlen, die

das Subjekt als die seinen wahrnimmt, ihren besonderen und für das Leben des Menschen charakteristischen Status.

Die dritte Zeit: Das verlorene und das wiedergefundene Objekt

Meine Interpretation der Konstituierung des «primären» libidinösen Objekts wird um eine zentrale Stelle der zweiten der *Drei Abhandlungen* kreisen: «Als die anfänglichste Sexualbefriedigung noch mit der Nahrungsaufnahme verbunden war (im «Moment» der Anlehnung, H. M.-P.), hatte der (sich konstituierende, H. M.-P.) Sexualtrieb ein Sexualobjekt außerhalb des eigenen Körpers in der (Milch spendenden, H. M.-P.) Mutterbrust. Er verlor es nur später, vielleicht gerade zur Zeit, als es dem Kinde möglich wurde, die Gesamtvorstellung der Person, welcher das ihm Befriedigung spendende Organ angehörte, zu bilden. Der Geschlechtstrieb wird dann (...) autoerotisch und erst nach Überwindung der Latenzzeit stellt sich das ursprüngliche Verhältnis wieder her. Nicht ohne guten Grund ist das Saugen des Kindes an der Brust der Mutter vorbildlich für jede Liebesbeziehung geworden. Die Objektfindung ist eigentlich eine Wiederfindung» (Freud 1905d, 123).

Dieser Textausschnitt, und deshalb habe ich ihn in extenso zitiert, ist so etwas wie die Angelstelle der zweiten Abhandlung, *Die infantile Sexualität*, und damit ein Grundstein der psychoanalytischen Triebtheorie. Er spannt mit wenigen Worten den Bogen von der Entstehung der libidinösen Gefühle in *Anlehnung* an die Funktion und das Objekt der Funktion, über ihre Loslösung von der Funktion und vom Objekt der Funktion, den *Autoerotismus*, bis zur Konstituierung des libidinösen Objekts, dem, was Freud *Objektfindung* nennt.

Drei Anmerkungen sollen einigen möglichen Missverständnissen zuvorkommen, die immer wieder für Verwirrung sorgen:

Einmal würde es dem Text Freuds Gewalt antun, hier Latenz im Sinne der so genannten Latenzphase, also entwicklungspsychologisch, zu verstehen. Ein libidinöses Objekt konstituiert sich zweifellos nicht erst in der Pubertät. René A. Spitz (1967) hat in nach wie vor gültiger und überzeugender Weise die Konstituierung des libidinösen Objekts am Ende des ersten Lebensjahres aufgezeigt. Was sich in der Pubertät konstellierte, ist das genital-sexuelle Objekt. Wir tun gut daran, Latenz in diesem Zusammenhang, d. h. im Gleiten vom Objekt der Funktion zum Objekt des Triebes, als die zweite Zeit des Autoerotismus zu interpretieren: *Anlehnung* – Latenz, Autoerotismus – Objektfindung.

Zum anderen stellt sich natürlich nicht «das ursprüngliche Verhältnis wieder her», eben gerade nicht. Es taucht im psychischen Leben etwas dynamisch und strukturell völlig Neues auf: das libidinöse Objekt.

Zum Dritten: Was nun aber geht eigentlich verloren? Es ist missverständlich, zu sagen, dass anfänglich der Sexualtrieb ein Sexualobjekt außerhalb des eigenen Körpers hatte, wenn die infantile Sexualität erst in der Anlehnung an die Nahrungsaufnahme entsteht. Erst das Auftauchen libidinöser Gefühle lässt allmählich auch ein libidinöses Objekt und ein libidinöses Ich auftauchen. Verloren geht weder das libidinöse Objekt, das es ja noch gar nicht gibt, noch das Objekt der Bindung. Verloren geht, metaphorisch ausgedrückt, das Paradies. Verloren geht die Illusion einer Einheit und Ganzheit, die eine omnipotente Abhängigkeit in der totalen Anwesenheit des Anderen garantieren würde. Verloren geht der Zustand, den Freud missverständlich «primären Narzissmus» genannt hat und den Mahler ebenso missverständlich «Symbiose», Spitz «Dualunion», Grunberger «élation», zu Deutsch: «erhebende Erhabenheit», Stern «Sein mit dem Anderen» nennt.

Nun lässt sich wohl auch die kryptische Aussage interpretieren, dass der Sexualtrieb sein Objekt vielleicht gerade zu der Zeit verlor, «als es dem Kind möglich wurde, die Gesamtvorstellung der Person, welcher das ihm Befriedigung spendende Organ angehörte, zu bilden» (Freud 1905d, 123). In dem Moment, in dem am affektiven und kognitiven Horizont ein Anderer, das Objekt der Funktion als die Gesamtvorstellung einer Person, der Mutter, sich abzuzeichnen beginnt, steht das Kind vor der Notwendigkeit, für die ungebundenen libidinösen Gefühle Objekte zu finden. Das sind sowohl der eigene Körper wie das keimende Ich, in erster Linie aber das Befriedigung spendende Objekt, das damit auch zum primären sexuellen Objekt wird. Emotional und fantasmatisch ist das Objekt der Funktion und der primären Bindung nicht das Objekt des Triebes – auch wenn in der äußeren Welt die beiden Objekte ein und dieselbe Person sind. Die Wahrnehmung und das Erkennen des Objekts der Bindung und Bedürfnisbefriedigung und die Konstituierung des libidinösen Objekts verlaufen nicht synchron. Das Erkennen und Anerkennen des Objekts der Bindung lässt die keimenden libidinösen Gefühle zunächst «objektlos», verstärkt und stützt den Autoerotismus und unterstreicht, ich wiederhole es, dass die libidinösen Affekte und Gefühle von der Bedürfnisbefriedigung unabhängig sind und von anderer Art und Qualität als die Affekte z. B. des Hungers und der Sättigung, welche die Bedürfnisse und ihre Befriedigung begleiten.

Eines ist sicher: Was Freud im Rahmen der Entstehung der infantilen Sexualität Objektverlust nennt, ist nicht der reale Verlust des Anderen und ist nicht physische Verlassenheit. Es ist die Erfahrung der grundlegenden Differenz zwischen dem Subjekt und seinem Anderen, es ist ein Vorgang der psychischen Trennung, der Trennung von Bedürfnis und Wunsch, Objekt der Bindung und Objekt der Libido, von Sein und Sprache. Diese Differenz macht es möglich, in der Erfahrung von Abwesenheit die Vorstellung des Objekts zu bewahren. «... die Vorstellung des Objekts bildet sich in dessen Abwesenheit, der Quelle allen Denkens» (Green 1990, 189).

Nochmals: Natürlich ist von Anfang an ein Anderer da, das Objekt der Bindung, der Funktion oder, in Freuds Terminologie, der Selbsterhaltungstriebe, der Bindung. Balint und Winnicott sprechen zu Recht von «primärer Objektliebe» bzw. «primärer Mütterlichkeit», denn die Bindung geht der Objektbeziehung strukturell voraus, sie ist das organische Fundament, auf dem sich eine biologisch nicht determinierte infantile Sexualität im Austausch mit den Objekten der Bindung erst entfalten kann. Die Sexualität jedoch, das *potenzielle sexuelle Subjekt* hat nicht von Anfang an ein reales Objekt. Das Gleiten von der Milch, dem realen Objekt des Bedürfnisses, zur Brust, dem ersten sexuellen Objekt oder Teilobjekt, bedeutet gleichzeitig den «Verlust» der Illusion eines «allmächtigen» und alles umfassenden Objekts und/oder eines «allmächtigen», alles umfassenden Ichs der primären Lebensordnung. In diesem Geschehen tauchen allmählich der Mangel und das Begehren auf, was das Objekt des Begehrens einschließt. Über die autoerotische Erfahrung wird die nährenden Brust, nun als fantasmatische Brust, zum libidinösen Objekt oder Teilobjekt des Sexualtriebes. Prägnant sagt Freud (1914c, 153), dass das Kind «seine Sexualobjekte seinen Befriedigungserlebnissen entnimmt». Und er meint damit die Befriedigung der organischen Bedürfnisse. «An der Frauenbrust treffen sich Liebe und Hunger» (Freud 1900a, 211), womit die Anlehnung geradezu poetisch ausgedrückt ist.

Freuds Rede vom verlorenen und wiedergefundenen Objekt ist für alle Missverständnisse offen, und ich hoffe, sie gründlich genug ausgeräumt zu haben. Ich bediene mich darum auch lieber des Begriffs der Konstituierung des libidinösen Objekts, wie es René Spitz tut. Das libidinöse Objekt ist eine neue innere Figur, die das Subjekt nicht wiederfindet, sondern erschafft. Damit kommt auch das ureigenste Ziel des Triebes in den Blick, und Freuds Definition des Triebes bekommt ihre volle Gültigkeit: Das Ziel des Instinkts ist Befriedigung des Bedürfnisses *durch* das Objekt, das Ziel des Triebes ist Befriedigung des libidinösen Wunsches *am* Objekt. Das Ziel des Triebes ist der pure, «funktionslose» Lustgewinn – am Objekt. Dazu gehören Spannung und Entspannung, der Aufbau wie die Lösung des *Dranges*. Unter dem Gesichtspunkt der Affektentwicklung ist die psychosexuelle Entwicklung die allmähliche Libidinisierung des Körpers und damit die Inauguration des Triebes als «konstant wirkende Kraft». Partialtriebe hat Freud die orale, anale und phallische bzw. frühgenitale Sexualorganisation genannt, die auch später unter dem «Primat des Genitalen» der inneren und äußeren Welt des Subjekts ihre spezifischen Farben verleihen.

Freud hat Quelle, Drang, Ziel und Objekt als die vier Momente beschrieben, die den Trieb definieren. An diesen vier Merkmalen gibt es nichts zu rütteln, allenfalls ihre Bedeutung zu verschieben. Von der Quelle des Triebes war bisher zumindest explizit noch nicht die Rede. Es ist hier wohl schon zu errahnen, und ich werde das im nächsten Kapitel auszuarbeiten versuchen, dass und warum eine neue Interpretation der Triebtheorie gerade die Quelle des Triebes anders fassen muss, als es Freud getan hat. Er sah sie einzig und allein im Körper: «Unter der *Quelle* des Triebes versteht man jenen somatischen Vorgang in einem Organ oder Körperteil, dessen Reiz im

Seelenleben durch den Trieb repräsentiert ist» (Freud 1915c, 215). Diese lapidare Formulierung ist deshalb bestenfalls unvollständig, weil es doch vor der Pubertät keine sexualspezifische lokalisierbare somatische Quelle des Triebes gibt. Seine somatische «Quelle» ist das Bedürfnis. Das besagt die Theorie der Anlehnung.

Während das Stillen des Bedürfnisses, um noch einmal dieses Paradebeispiel zu bemühen, eine Veränderung im Inneren des Organismus bewirkt, erzeugt die Aktion, die «Subjekt-Objekt-Einheit in Aktion», an der Körperoberfläche die Sensationen, die sich mit der Sinnlichkeit des Körpers verbinden und die Affekte libidinös aufladen.

Eine intentional nicht sexuelle Aktivität hat eine sexuelle Resonanz und erzeugt eine sexuelle Sensation, die die Psyche zum Arbeiten bringt, Arbeitsanforderungen an das Seelenleben stellt (Freud 1915c, 214).

Lacan (1978, 177; 170) bezeichnet die infantile Sexualität und ihre erogenen Zonen als Randstruktur, die aber, alles andere als randständig, zur zentralen und radikalen Gegebenheit unserer Erfahrung wird. Die spezifischen erogenen Zonen – die Brust, der Mund, der Anus, das Genitale – sind die hervorragenden Zonen des Austauschs, der primären Kommunikation. Es sind Öffnungen zur Welt hin. Es macht daher Sinn, wenn Lacan zu den herkömmlichen erogenen Zonen des oralen und analen Partialtriebes noch das Auge und das Ohr, den Blick und das Hören hinzunimmt. Weit entfernt er sich damit nicht von Freud, erwähnt dieser doch zumindest einmal – (1905d, 111) – das Auge als erogene Zone und beschreibt (1915c, 222 f.) den Voyeurismus und Exhibitionismus als Triebsschicksale. Die erogenen Zonen sind die hervorragenden Zonen der Pflege *und* der Kommunikation, die wichtigsten Kanäle des biologischen *und* intersubjektiven Austausches.

Fragmente einer psychoanalytischen Theorie der Liebe: Einige Anmerkungen zur sexuellen Erregung und Befriedigung, zur libidinösen Besetzung und Objektalisierung

Wir sind so daran gewöhnt, die sexuelle Erregung ausschließlich im Rahmen der erwachsenen genitalen Sexualität zu sehen, wo sie gebieterisch auf Befriedigung, auf «Mehr-Lust» drängt, dass wir ihr volles Wesen leicht verkennen. Eine Triebtheorie, die dem homöostatischen Energie-Spannungs-Abfuhr-Modell folgte, machte es auch nicht gerade leicht, die Funktion der sexuellen Erregung in der Entstehung der menschlichen Sexualität und im Aufbau der Objektbeziehungen zu würdigen. Freud selbst hat sich damit jedenfalls schwer getan. Erst 1924 hat er expressis verbis «zugestanden», «dass es lustvolle Spannungen und unlustige Entspannungen gibt» (1924c, 372) und «der Zustand der Sexualerregung (...) das aufdringlichste Beispiel einer solchen lustvollen Reizvergrößerung» ist.

Es muss aber aufhören lassen, wenn Freud (1905d, 102) schon in den *Drei Abhandlungen* hervorhebt, dass wir bei der infantilen Sexualität «eine ganze Strecke weit «sexuelle Erregung» und «Befriedigung» unterschiedslos gebrauchen dürfen». Da er aber glaubt, daran festhalten zu müssen, «dass ein Spannungsgefühl den Unlustcharakter an sich tragen muss», wird es ihm zum fast unlösbaren Rätsel, warum «die Spannung der sexuellen Erregtheit (...) unzweifelhaft lustvoll empfunden wird» (1905d, 110). Immerhin löst er das Rätsel so weit, als dass er den erogenen Zonen der infantilen Sexualität die Funktion zuweist, Lust – Vorlust – zu erzeugen, die nach «Mehr-Lust», der Endlust des Orgasmus, verlangt. Aber erschöpft sich die Lust der Vorlust im so genannten Vorspiel zum Sexualakt?

Natürlich nicht. Was später *Vorlust* ist, ist in der *vorzeitigen* infantilen Sexualität die Erzeugung von nicht orgastischer Lust, von «Spannungslust», die dem Aufbau und der Stabilisierung der Objektbesetzungen dient, ihnen einen *konstanten* libidinösen Tonus verleiht. Damit wird im Rahmen der primären Objektbeziehung der Grundstein zur «Libidinisierung» der Erfahrung, der Erfahrung des eigenen Körpers, des Ichs sowie der belebten und unbelebten Welt gelegt, die erst damit eine Welt von Bedeutung und Interesse wird. Winnicott hat das für die Konstituierung des primären Objekts und dann des Übergangsobjekts mit dem scheinbaren Paradox ausgedrückt, dass das Objekt immer schon da ist, vorgefunden wird, aber es gleichwohl vom Subjekt erst erschaffen werden muss. Ja, das Objekt der Bindung ist immer schon da, das libidinöse Objekt muss erschaffen werden.

Damit stellt sich die Frage der Konstituierung des libidinösen Objekts und der Voraussetzung von Liebe. Erst die libidinöse Besetzung von Objekten und die «Libidinisierung» der primären organischen Affekte ermöglichen, fordern aber auch den Aufbau der spezifischen Lebenswelt des Menschen, die sich nicht in der Selbst- und Arterhaltung erschöpft, sondern eine vielfältige Welt von Bedeutung, Interesse, Liebe und Hass ist, voller «normativer» und «pathologischer» Konflikte.

Bereits die Konstituierung des ersten libidinösen Objekts macht den doppelten Charakter der Libido deutlich, der das menschliche Leben und seine Konflikte recht eigentlich ausmacht. Die libidinöse Besetzung dient einmal der Befriedigung und des Weiteren der Schaffung geliebter Objekte und letztlich einer triebbestimmten Lebenswelt. Ulrich Moser (1967, 99 ff.) hat die klinisch und theoretisch gleichermaßen bedeutsame Unterscheidung von *momentaner* und *konstanter* Besetzung eingeführt. Die *momentane libidinöse Besetzung* ist die sexuelle Erregung, die nach Befriedigung in der Entladung der Spannung strebt, deren Vorbild nicht der Still-, sondern der genitale Akt ist. Sie ist primär ein ökonomischer Begriff. Die *konstante libidinöse Besetzung* dient dem Aufbau eines Netzes libidinös besetzter Objekte, belebter und unbelebter, innerhalb dessen sich Wünsche gefahrlos entfalten können und Hoffnung auf Befriedigung besteht. Sie ist primär ein struktureller Begriff.

Wie kommt es zu dieser konstanten Besetzung? Im nächsten Kapitel werde ich die Bedeutung des Anderen in der Entstehung der Sexualität näher ins Auge fassen und dabei ausführlich auf Freuds frühes Konzept des *Befriedigungserlebnisses* eingehen (1895/1950c, 410 ff.; 1900a, 570 f.; 1911b, 232). Vorwegnehmend so viel: Mit der Wiederholung von Wunsch und Befriedigung bildet sich eine von der Triebbefriedigung unterschiedene dauerhafte Besetzung des Objekts, von dem die Befriedigung erfahren wurde und wieder erhofft wird; eine Besetzung ebenfalls libidinöser Art, aber von anderer Qualität als die momentane, auf Befriedigung zielende Besetzung des Triebablaufs. Sobald das Kind erste Spuren des Objekts des Wunsches und der Bewegung der Befriedigung ausgebildet hat, besetzt es, wenn der Wunsch erneut auftaucht, auch und zuallererst die Repräsentanz des Objekts der Befriedigung. Mit der sich wiederholenden Erfahrung der Befriedigung – auch einer möglichen Versagung – kann das Kind allmählich das Objekt vom Befriedigungsakt unterscheiden und eine dauerhafte, konstante Besetzung aufbauen. Das Kind beginnt, den Anderen zu «lieben». Die konstante Besetzung wird zunehmend vom Triebbefriedigungsrhythmus unabhängig und das Subjekt kann sie über die Befriedigung des Wunsches, ja gar über Versagungen hinaus, aufrechterhalten. Die Besetzung gewinnt relative Konstanz, und wir nennen sie deshalb «konstante Besetzung» (Moser 1967, 99). Nun erträgt das Kind auch die zeitweilige Abwesenheit des realen Objekts.

Freud unterscheidet schon in den *Drei Abhandlungen* und dann vor allem im *Untergang des Ödipus* von der sexuell- oder voll«sinnlichen» (1921c, 155) die zärtliche Strömung der Libido und spricht auch gelegentlich (1921c, 122) von dauernder Besetzung. Diese beiden Wege und Ziele der Libido theoretisch zu erfassen, ist ihm aber nie recht geglückt. Es ist missverständlich, pejorativ und wird dem Wesen der Libido und dem Aufbau des Subjekts und seiner Objektwelt nicht gerecht, von Milderung der Sexualziele, zielgehemmten Trieben und Triebverzicht, von Umwandlung oder Neutralisierung libidinöser Energie usw. zu sprechen. Auch das Konzept der Sublimierung behält etwas von diesem pejorativen, zumindest abgeleiteten, sekundären Charakter und hat darum etwas Unbestimmtes, Vages und Unbefriedigendes.

Wie nahe Freud aber der Sache ist und wie gewaltig er die Bedeutung einer von der infantilen Sexualität stammenden dauerhaften Besetzung für die Lebenswelt und Kultur des Menschen einschätzt, zeigt sich allenthalben. In *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (1921c, 127) liest sich das so: «Es ist interessant zu sehen, dass gerade die zielgehemmten Sexualstreben so dauerhafte Bindungen der Menschen aneinander erzielen. Dies versteht sich aber leicht aus der Tatsache, dass sie einer vollen Befriedigung nicht fähig sind, während ungehemmte Sexualstreben durch die Abfuhr bei der Erreichung des jedesmaligen Sexualzieles eine außerordentliche Herabsetzung erfahren. Die sinnliche Liebe ist dazu bestimmt, in der Befriedigung zu erlöschen; um andauern zu können, muss sie mit rein zärt-

lichen, das heißt zielgehemmten Komponenten von Anfang an versetzt sein oder eine solche Umsetzung erfahren.»

André Green (2001) hat für die libidinöse Ausstattung der Lebenswelt den treffenden Begriff der *Objektalisierungsfunktion* der Libido oder der Lebenstriebe geschaffen; der Lebenstriebe, weil er sein Konzept im Rahmen von Freuds dritter Triebtheorie entworfen hat. Die Objektalisierungsfunktion der Libido befähigt das Subjekt, strukturierte, libidinös ausgestattete Beziehungen zu inneren und äußeren Objekten zu schaffen, die nicht primär Objekte des Triebes sind und nicht der unmittelbaren Befriedigung des Triebes dienen. Dank der Objektalisierungsfunktion kann das Subjekt etwas, das ursprünglich nicht die Qualität eines libidinösen Objekts hat, «in den Rang eines Objekts erheben»; unter der Bedingung, dass im hergestellten Bezug von Subjekt und Objekt die *signifikante Besetzung* – sowohl des Subjekts bzw. des entsprechenden Subjektanteils als auch des gemeinten Objekts – erhalten bleibt, oder eben erst eine signifikante Besetzung geschaffen wird. Objektalisierung und libidinöse Besetzung, die nicht auf direkte Triebbefriedigung zielen, ist ein und dasselbe und betrifft auch *die libidinöse Besetzung der im Spiel stehenden Affekte*, d. h. die Umwandlung primärer Emotionen in reflexive Gefühle. Greens Konzept der Objektalisierungsfunktion ist ein veritabler Ansatz für eine psychoanalytische Theorie der Liebe.

3. Der Andere und die infantile Sexualität

Das Befriedigungserlebnis

Die Frage, wie der Mensch zu seiner ihm eigenartigen, nicht endogen vorgegebenen, infantilen Sexualität kommt, ist damit aber erst zur Hälfte beleuchtet. Ich habe ihre Entstehung aus der Perspektive des werdenden Subjekts beschrieben. Wenn auch bereits gebrochen durch die Theorie der Anlehnung, hat Freud die infantile Sexualität doch im Wesentlichen als primären, in der biologischen Lebensordnung begründeten und angeborenen Trieb aufgefasst, der sich gleichsam naturwüchsig-biologisch aus sich selbst heraus entwickelt. Der Widerspruch dieser Annahme zur Entstehung durch Anlehnung störte ihn nicht. In einer radikal anders zentrierten bzw. dezentrierten Interpretation der zweiten der *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* entpuppt sich jedoch die Entstehung der infantilen Sexualität als polarer intersubjektiver Prozess. Nun gilt es, den anderen Pol, die Bedeutung des Anderen in der Entstehung der infantilen Sexualität, näher ins Auge zu fassen. Das *Befriedigungserlebnis* ist mein zweiter Ansatz, mich der infantilen Sexualität anzunähern. Freud hat das Konzept des Befriedigungserlebnisses bereits 1895 im *Entwurf* und 1900 in der *Traumdeutung*, also bereits zehn Jahre vor der Einführung der infantilen Sexualität, entworfen, es dann aber nicht weitergeführt. Das Befriedigungserlebnis könnte recht eigentlich das organisierende Moment einer Triebtheorie werden, die die Entstehung des Triebes und der infantilen Sexualität im Feld des Anderen situiert.

Obwohl Freud ganz mit der Frage der Sexualität beschäftigt war, bleiben in seinen Konstruktionen eines psychischen Apparats die Bedürfnisse der Selbsterhaltung leitend, was es ihm, ich habe bereits darauf hingewiesen, schwer machte, den ökonomischen Gesichtspunkt der Libidotheorie angemessen zu formulieren. Das gilt gleichermaßen für das Konzept des Befriedigungserlebnisses, das Freud eigenartigerweise nicht in die *Drei Abhandlungen* aufgenommen hat. Ich möchte es darum *nachträglich* in die Entstehung der infantilen Sexualität eintragen. Das heißt, dass ich die entsprechenden Texte Freuds anachronistisch und nicht exegetisch lese, die Bedeutung des Befriedigungserlebnisses über seine Rolle hinaus, die ihm Freud in der Selbsterhaltung zuwies, ins Libidinöse verlängere und dem Anderen, den Freud nur als Initiator andeutet, die bestimmende Rolle zuweise, die ihm in der Entstehung der Sexualität in Tat und Wahrheit zukommt.

Seine dynamische, strukturierende und organisierende Bedeutung gewinnt das Befriedigungserlebnis in Bezug zur anthropologischen Grundvoraussetzung, der vorzeitigen Geburt des Menschen. Es schildert die Befriedigung der Bedürfnisse des Neugeborenen durch eine Mutter, die anders als das Muttertier, nicht über angeborene Instinktschaltungen mit dem Neugeborenen und den Äußerungen seiner Bedürfnisse sicher verbunden ist. Die Befriedigung der lebenswichtigen Bedürfnisse des Kindes muss «intersubjektiv», durch intentionale und eigenaktive «fremde Hilfe» eines «erfahrenen Individuums», den «Nebenmenschen», erfolgen.

Ich lese nun das Befriedigungserlebnis als eine andere Explikation der Anlehnung und werde die beiden Texte von 1895 und 1900 kombinieren. «In der Form der großen Körperbedürfnisse tritt die Not des Lebens zuerst an ihn (den Säugling, H. M.-P.) heran. Die durch das innere Bedürfnis gesetzte Erregung wird sich einen Abfluss in die Motilität suchen, die man als «Innere Veränderung» oder als «Ausdruck der Gemütsbewegung» bezeichnen kann. Das hungrige Kind wird hilflos schreien oder zappeln. Die Situation bleibt aber unverändert, ...» (1900a, 571). Reizaufhebung ist nur möglich durch einen Eingriff, welcher im Körperinneren die Entbindung der Erregung «für eine Weile beseitigt, und dieser Eingriff erfordert eine Veränderung in der Außenwelt (Nahrungszufuhr, Nähe des Sexualobjektes), welche als *spezifische Aktion* nur auf bestimmten Wegen erfolgen kann. Der menschliche Organismus ist zunächst unfähig, die spezifische Aktion herbeizuführen. Sie erfolgt durch *fremde Hilfe*, indem durch die Abfuhr auf dem Wege der inneren Veränderung (eben beispielsweise durch Zappeln und Schreien) ein erfahrenes Individuum auf den Zustand des Kindes aufmerksam gemacht wird. Diese Abfuhrbahn gewinnt so die höchst wichtige Sekundärfunktion der *Verständigung*, und die anfängliche Hilflosigkeit des Menschen ist die *Urquelle aller moralischen Motive*» (1895/1950c, 410 f.).

«Wenn das hilfreiche Individuum die Arbeit der spezifischen Aktion in der Außenwelt für das hilflose geleistet hat, so ist dieses durch reflektorische Einrichtungen imstande, die zur endogenen Reizaufhebung nötige Leistung in seinem Körperinneren ohne weiteres zu vollziehen. Das Ganze stellt dann ein *Befriedigungserlebnis* dar» (1895/1950c, 411).

Diese zentralen Zeilen schlagen den Bogen vom biologisch unfertigen und daher grundsätzlich unangepassten Lebewesen zum grundsätzlich heteronomen Anderen, dem hilfreichen, erfahrenen Nebenmenschen, der nicht von Natur aus Objekt der Bedürfnisse und Wünsche des Neugeborenen ist, sondern sich erst dazu hergeben, sich vom Neugeborenen gebrauchen lassen muss. Aber – und das wissen wir mittlerweile gut – das Befriedigungserlebnis erschöpft sich nicht in der Aufhebung des Bedürfnisses. Es ist die Wiege der libidinösen, infantil sexuellen Affekte. Das bedürftige Neugeborene wird unmittelbar den hilfreichen Nebenmenschen als Objekt seiner Bedürfnisse *und* keimenden Wünsche wahrnehmen und suchen. Es beginnt den bedürfnisbefriedigenden Anderen libidinös zu besetzen,

zu «lieben». Und diese Liebe macht sich vom Druck und der Befriedigung des Bedürfnisses unabhängig.

Das Befriedigungserlebnis ist also zweierlei. Es ist im Register der Selbsterhaltung eine spezifische Sequenz ineinander greifender intersubjektiver, physiologischer und psychischer Abläufe, die im Organismus zu einer länger dauernden Entspannung führen. Das ist seine organische Bedeutung. Im Register der Sexualität ist das Befriedigungserlebnis die intersubjektive Situation, in der Trieb und Objektbeziehung entstehen.

Triebtheoretisch gelesen ist das Konzept des Befriedigungserlebnisses der Ansatzpunkt einer Theorie der *spezifisch menschlichen* Bindung und Objektbeziehung, die nicht biologisch reguliert sind, sondern «moralisch», sprich affektiv und sozial oder intersubjektiv geregelt werden müssen. Das erfordert ein dauerndes «Aushandeln» der Wünsche und des interaktiven Umgangs mit ihnen und lässt das Sexuelle auf der einen, das Symbolische auf der anderen Seite zwingend hervortreten. Was das Befriedigungserlebnis ausmacht und sich als Erinnerungsspur in die Gedächtnissysteme einschreibt, ist nicht so sehr die Nahrung und die Befriedigung des physiologischen Bedürfnisses, sondern viel mehr die libidinös befriedigende Sequenz, die Erfahrung der Aktion, des «Seins mit dem Anderen» (Stern), der «Subjekt-Objekt-Relation in Aktion» (Moser), die sich mit dem Auftreten des Bedürfnisses assoziiert.

In dieser Interaktion kommt der sinnlichen Erfahrung und der Bewegung eine herausragende Bedeutung zu. «Die Reflexabfuhrnachrichten kommen dadurch zustande, dass jede Bewegung durch ihre Nebenfolgen Anlass zu neuen sensiblen Erregungen (von Haut und Muskeln) wird, die (im Psychischen) ein *«Bewegungsbild»* ergeben» (1895/1950c, 411).

In der Verinnerlichung des Befriedigungserlebnisses bleibt das Erinnerungsbild des Objekts «mit der Gedächtnisspur der Bedürfniserregung assoziiert» (Freud 1900a, 571). Jedes erneute Auftauchen der Bedürfnisse belebt die Gedächtnisspuren früherer Befriedigungssituationen und besetzt sie wieder. Es «wird sich, dank der hergestellten Verknüpfung, eine psychische Regung ergeben, welche das Erinnerungsbild jener Wahrnehmung (das Bewegungsbild, H. M.-P.) wieder besetzen will. *Eine solche Regung ist das, was wir einen Wunsch heißen*; das Wiedererscheinen der Wahrnehmung ist die Wunscherfüllung, und die volle Besetzung der Wahrnehmung von der Bedürfniserregung her der kürzeste Weg zur Wunscherfüllung» (Freud 1900a, 571; Ausz. von H. M.-P.). Dabei wird zunächst «das Objekterinnerungsbild von der *Wunschbelebung* betroffen» (Freud 1895/1950c, 412); und das ist die Brust, die sexuelle Brust, nicht die Milch der Selbsterhaltung. «Aus dem Wunschzustand folgt geradezu eine *Attraktion* nach dem Wunschobjekt respektive dessen Erinnerungsbild...» (Freud 1895/1950c, 415).

Das Bewegungsbild ist das notwendige fantasmatische und bindende strukturelle Komplement der zunächst ungebundenen Affekte, die in Anlehnung an die Bedürfnisbefriedigung «abfallen». Es ist der Prototyp des Fantasma, das immer ein Subjekt in Beziehung zu einem begehrten Anderen umfasst und die ungebundenen Affekte zu libidinösen Gefühlen organisiert. Es ist damit Prototyp der verinnerlichten Objektbeziehungen, ja der Innenwelt überhaupt. Die verinnerlichte Relation bewahrt das Bild des Anderen, des hilfreichen Nebenmenschen, der die Befriedigung gebracht und damit ein Zeichen gesetzt hat – aus Zuneigung, nicht einfach einem angeborenen Auslösemechanismus gehorchend. Die spezifische Aktion wird zum Zeichen, zum Signifikanten, zur Anrede, zur Botschaft. Das Befriedigungserlebnis führt zwingend zum hilfreichen Nebenmenschen, zu seiner spezifischen Aktion, kurz: zum heteronomen Anderen, der dann Objekt des Triebes wird.

Verblüffend unmittelbar führt Freuds Konzept des Befriedigungserlebnisses zum «Verführungserlebnis», d. h. zu Laplanches *allgemeiner Verführungstheorie* und ihren beiden zentralen Konzepten der *Urverführung* und der *rätselhaften Botschaft des Anderen*, denen ich mich im Folgenden mit einiger Ausführlichkeit zuwenden möchte. Laplanche (1987; 1988) hat damit die Grundlage einer Triebtheorie für unsere Zeit gelegt. Es ist dies eine Triebtheorie, die nicht von einer kongenitalen sexuellen Anlage ausgeht, sondern sich am intersubjektiven Geschehen mit dem Anderen orientiert. Das Verführungserlebnis ist mein dritter Ansatz, mich der Bedeutung der infantilen Sexualität anzunähern.

Zunächst werde ich die Urverführung, die rätselhafte Botschaft und ihre Übersetzung deskriptiv ausbreiten. Dann werde ich mich mit den metapsychologischen Konsequenzen beschäftigen, nämlich wie sich die rätselhafte Botschaft und das intersubjektive Befriedigungserlebnis oder Verführungserlebnis, was zwei Perspektiven derselben Sache sind, als Zeichen im Subjekt einschreiben, wie das Subjekt diese Zeichen verarbeitet und ihnen Bedeutung verleiht. Daraus folgt dann zwingend die Frage nach dem Ursprung der Verdrängung und des Unbewussten.

Bevor ich mich diesen aufregenden Fragen zuwende, muss ich einige Bemerkungen zum Ort des Anderen in der Metapsychologie einschieben.

Freuds «subjektive Wende» und Laplanches Dezentrierung der Metapsychologie

Es ist eine ebenso fundamentale wie berechtigte Kritik von verschiedensten Seiten, dass der Andere in der psychoanalytischen Triebtheorie und Metapsychologie nicht oder, wie die obigen Ausführungen gezeigt haben dürften, nur marginal vorkommt. Sie seien eine Ein-Personen-Psychologie, werfen ihr die Kritiker vor und verwerfen sie kurzerhand. Zuerst Lacan und dann Laplanche haben die

Bedeutung des Anderen im Werden des Subjekts und damit auch den Ort des Anderen in der psychoanalytischen Theorie herausgearbeitet. In der Tat kann die Triebtheorie in unserer Zeit nur Bestand haben, wenn die Psychoanalyse den «klassischen» Gesichtspunkten ihrer Metapsychologie, die ich im ersten Kapitel aufgezählt habe, etwas hinzufügt, was ich den *intersubjektiven Gesichtspunkt* nennen möchte. Diese Bemerkungen werden bereits sachte an die fundamentale Bedeutung der allgemeinen, d. h. nicht kontingenten, sondern notwendigen Verführung heranführen.

Warum sind der Andere und seine Bedeutung für die Triebentwicklung so radikal aus dem Denken Freuds und der Psychoanalyse herausgefallen bzw. haben gar nie recht Fuß gefasst? Das hängt nicht unwesentlich mit Freuds so genannter «Preisgabe» seiner frühen – eingeschränkten, wie Laplanche sagt – Verführungstheorie zusammen. Sie war ausschließlich eine Theorie der Psychopathologie der Neurose bzw. der Bedeutung der *genitalen* Sexualität des Erwachsenen in der Ätiologie der Neurose des Kindes, die allerdings als Neurose erst *nachträglich* in Erscheinung tritt, wenn dieses Kind seinerseits die genitale Sexualität erreicht hat und die Verführung als sexuelle «verstehen» könnte. Mit dem Konzept der Nachträglichkeit werde ich mich im neunten Kapitel ausführlich beschäftigen. Freud postulierte in seiner ersten Neurosentheorie eine frühe sexuelle Attacke, d. h. eine verfrühte und damit übergreifende oder gar gewaltsame Konfrontation des Kindes mit der genitalen Sexualität des Erwachsenen, einen sexuellen Missbrauch als direkte Ursache der Neurose.

Diese Theorie verwirft Freud in seinem berühmten Brief vom 21. September 1897 an Wilhelm Fliess. Das hat mancherlei manifeste und vor allem auch latente Gründe. Die Entdeckung der Bedeutung der Fantasien in der Neurosenarbeit war nur ein Grund; und die manifesten Gründe, die Freud in seinem Brief anführt, sind nicht die entscheidenden. Als sich diese einfache und kausale Theorie der Neurose als unhaltbar erwies, und Freud die komplexen inneren Abläufe in der Ätiologie der Neurose zu ahnen begann, ist ihm der Andere zunächst einmal zutiefst suspekt geworden, und es ist ihm nicht gelungen, seine konstitutive notwendige Bedeutung theoretisch zu formulieren. Ausgerüstet mit dem Konzept der infantilen Sexualität, das Freud damals noch nicht zur Verfügung hatte, ist uns heute klar, dass die infantilen Sexualorganisationen die genitale Sexualität grundsätzlich nicht zu erfassen vermögen. Die infantilen Sexualtheorien legen beredtes Zeugnis davon ab. Wir wissen auch aus der analytischen Erfahrung, dass ein früher gewaltsamer sexueller Missbrauch durch die primären Objekte gerade der neurotischen Bearbeitung nicht oder nur schwer zugänglich ist.

Aber mehr noch. André Green (2000) hat in *Das Schweigen des Analytikers* eine kongeniale Interpretation vorgelegt, die ich aber nur andeuten will. *Nachträglich* kann man feststellen, dass Freud zur Zeit des *Entwurfs* bereits mit dem Phänomen des Traums als Modell des Unbewussten, «dem wahren Leben des Psychischen»,

präokkupiert war. Die Psyche als ein «System von Trieb, Vorstellung und spezifischer Aktion» denken zu können, «verlangt von Freud, das Modell des *Entwurfs* zu verkleinern», den Bezug zur Außenwelt, zum Anderen, zu opfern, «Bewusstsein und Sprache ganz herauszunehmen und zuzubilligen, dass man von der inneren Welt nur eine retrospektive, indirekte Sicht hat» (Green 2000, 228). Darüber hinaus war Freud wohl auch bereits mit dem «Präsexuell-Sexuellen» (1895/1985c, 147) beschäftigt, also mit dem, was er 1905 die infantile Sexualität nennen wird. Andeutungen für diese Annahme finden sich im Briefwechsel mit Fliess und in den *Studien* zur Genüge. Schließlich flog ihm die Einsicht in die infantile Sexualität nicht einfach zu. Darum wohl drücken Duktus und Ton des besagten Briefs wenig Enttäuschung, aber viel wissenschaftliche Neugier aus. Ob er es selber schon wusste oder nicht, Freud war bereits zu neuen Ufern aufgebrochen.

Wer Freuds Metapsychologie darum als «Ein-Personen-Psychologie» etikettieren will, mag das tun. Abgesehen davon, dass diese Sichtweise nicht nur die Praxis der Psychoanalyse, sondern auch das Objekt des Triebes ausblendet, setzt sie ein ontologisches Urteil an die Stelle eines epistemologischen Schnitts. Es liegt an uns Nachgeborenen, den «intersubjektiven Gesichtspunkt», den Freud methodisch aus der Metapsychologie ausgeschlossen hat, ebenso methodisch wieder aufzunehmen, wenn immer möglich ohne Erkenntnisverlust dessen, was dieser methodische Schnitt an psychoanalytischer Einsicht in das Wesen des Psychischen gebracht hat.

Doch daran gibt es nichts zu rütteln: Nach der Preisgabe der Verführungstheorie ist der Status des Anderen in der psychoanalytischen Theorie prekär geworden und ist es in Freuds Denken geblieben, aber nicht einfach daraus verschwunden. Welche Bedeutung dem Anderen im Aufbau der psychischen Wirklichkeit des Subjekts zugemessen wird, ist wohl für die Verzweigung oder gar Zerstreuung der Psychoanalyse in verschiedene Diskurse entscheidend: Während in der ursprünglichen kleinianischen Metapsychologie die Bedeutung des Anderen fast auf Null zusammenschrumpfte, ersetzten die so genannten Interpersonalisten, wie Erich Fromm, Karen Horney, Harry Stuck Sullivan und Clara Thompson, und ersetzt die «moderne» so genannte relationale Psychoanalyse, vertreten durch Martin Altmeyer, Stephen Mitchell, Owen Renik und viele andere, die psychoanalytische Metapsychologie durch eine, wie sie meinen, intersubjektive Psychologie, die aber mangels eines konzisen Subjektbegriffs eher eine interpersonale Psychologie ist. Und Kohut setzt an die Stelle der libidinösen Objektbesetzung die Selbstobjekt-Beziehung. Die Reihe ließe sich fortsetzen.

Angelpunkt der «subjektiven Wende» Freuds ist in der Tat die Realität bzw. ihr Status in der Theorie, der durch sein ganzes Werk hindurch merkwürdig unentschieden bleibt. Er hat zwar zwischen materieller und psychischer Realität unterschieden, aber der materiellen Realität, der Realität des Anderen in seiner grundsätzlichen Alterität, keinen Ort in der Triebtheorie und im Gebäude der

Metapsychologie zuerkannt. Das ist das Paradoxe von Freuds Metapsychologie: Die Ausklammerung der Realität des Anderen hat ihm ungeahnte Einsichten in das Wesen und Funktionieren des Unbewussten ermöglicht, es ihm andererseits schwer gemacht, den «Realismus des Unbewussten» (Laplanche) und die «Realität der Fantasie», seinen ureigensten Gegenstand, theoretisch angemessen zu erfassen.

Wenn auch der oft gemachte Vorwurf, Freud habe zugunsten der Fantasie die Realität preisgegeben, unsinnig ist – schon seine späteren Krankengeschichten könnten die Kritiker eines Besseren belehren –, so ist es doch wahr, dass er der psychischen Verarbeitung der beschädigenden Einflüsse, der Verarbeitung in der Fantasie, mehr und mehr seine Aufmerksamkeit schenkte. Ohne diese methodische Zentrierung der Metapsychologie auf die subjektiven Vorgänge hätte die Psychoanalyse wohl nicht werden können, was sie geworden ist. Der Erkenntnisgewinn ist unermesslich. Wenn die Psychoanalyse heute ihre intersubjektive Wende proklamiert (Altmeyer u. Thomä 2006) und dem Anderen seinen ihm gebührenden Platz wieder zugesteht, sollte sie Sorge tragen, die *intersubjektive* Wende nicht auf Kosten der Einsichten in die inneren *subjektiven* Vorgänge zu vollziehen, die nach wie vor die Psychoanalyse letztlich ausmachen.

Die Bedeutung der Verführung und damit des Anderen und der äußeren Realität verschwand nie ganz aus Freuds Denken. Er befand sich in seiner klinischen und theoretischen Arbeit immer auf drei Wegen: Zum einen spürte er unablässig weiter dem «Urereignis» nach, wie das am deutlichsten in der Analyse des *Wolfsmannes* zum Ausdruck kommt. Das will ich, was selten getan wird, so lesen, dass der Andere des Subjekts in seiner extremen Fremdheit Freud immer umgetrieben hat, ohne dass er jedoch dessen Bedeutung für die Entstehung des Subjekts metapsychologisch zu theoretisieren gewusst hätte. Zum anderen war es sein unaufhörliches Bestreben, die Analyse im Boden der psychischen *Wirklichkeit*, dem was psychisch wirkt, zu verankern. Zum Dritten, wenn auch eher im Hintergrund, scheint eine weitere, wenn auch unsystematische, fast verschämte Ausarbeitung des Verführungsbegriffs durch sein ganzes Werk hindurch immer wieder auf. Die Verführung erhält dabei mehr und mehr die positive, ja notwendige und konstitutive Bedeutung, die ihr in der Entstehung der Sexualität und des Subjekts tatsächlich zukommt. Nun ist es aber nicht mehr die «vorzeitige genitale Verführung», deren Hauptfigur der Vater war, sondern die «frühzeitige prägenitale Verführung», vermittelt über die Bindung und Pflege der präödipalen Mutter.

In den *Drei Abhandlungen* (1905d, 124) beschreibt es Freud so: «Der Verkehr des Kindes mit seiner Pflegeperson ist für dasselbe eine unaufhörlich fließende Quelle sexueller Erregung und Befriedigung von erogenen Zonen aus, zumal da Letztere – in der Regel doch die Mutter – das Kind selbst mit Gefühlen bedenkt, die aus ihrem Sexualleben stammen, es streichelt, küsst und wiegt und ganz deutlich zum Ersatz für ein vollgültiges Sexualobjekt nimmt.» In seinen späten Arbeiten kommt er mehrmals auf die Verführung zurück. In der *Neuen Folge der Vorlesungen zur*

Einführung in die Psychoanalyse kommt schon deutlich das Gleiten von der «infantilen Verführung» durch den Vater im ödipalen Szenario zur «frühzeitigen Verführung», die über die körperliche Pflege (der Mutter) vermittelt wird, zum Ausdruck: «Hier aber berührt die Phantasie den Boden der Wirklichkeit, denn es war wirklich die Mutter, die bei den Verrichtungen der Körperpflege Lustempfindungen am Genitale hervorrufen, vielleicht sogar zuerst erwecken *musste*» (Freud 1933a, 129; Ausz. von H. M.-P.). Dass das nicht bloß und nicht zuerst das Genitale betrifft, wissen wir inzwischen. Im *Abriss der Psychoanalyse* (1940a, 115) bekräftigt er es nochmals: «In der Körperpflege wird sie (die Mutter, H. M.-P.) zur ersten Verführerin des Kindes.»

Das markiert den Punkt, an dem es die Triebtheorie weiterzudenken gilt und Laplanche (1974, 1987, 1988 u. 1996a) sie konsequent weitergedacht hat. Seine *allgemeine Verführungstheorie*, die er entschieden von der *ingeschränkten Verführungstheorie* des frühen Freud unterscheidet und ausdrücklich im Rahmen einer neuen Triebtheorie verstanden wissen will (1988, 226), dezentriert die Metapsychologie, indem sie dem Anderen in der Entstehung der infantilen Sexualität und des Subjekts den Primat und damit seinen konstitutiven Ort in der Psychoanalyse systematisch zuerkennt. Der Primat des Anderen besagt, dass «dieser Andere in der Bildung meiner selbst ursprünglich ist». «Der Andere ist derjenige der Verführung, der Erwachsene, der das Kind verführt» (Laplanche 1996, 25). Die Urverführung ist der Modus des Erwachsenen dem zu früh geborenen Kind gegenüber, der die so genannte sichere Bindung ebenso prägt wie die ersten libidinösen Objektbesetzungen. Das gilt es jetzt weiter darzustellen und zu begründen.

Das Verführungserlebnis: Urverführung und rätselhafte Botschaft

Die Urverführung

Der Ausdruck *Urverführung* bezeichnet die grundlegende, sexuell asymmetrische Situation, in der der Erwachsene, der ein sexuelles Unbewusstes hat, dem Neugeborenen begegnet, das noch kein sexuelles Unbewusstes hat. Diese Begegnung ist grundsätzlich von unbewussten, sexuellen Bedeutungen des Erwachsenen durchsetzt (Laplanche 1988, 224). In dieser sexuell asymmetrischen Situation konstituiert sich das Subjekt als Subjekt des Triebes und des Unbewussten. Laplanche (2004b) nennt diese asymmetrische Situation des Erwachsenen mit dem Kind mit Bezug auf Ferenczi (1933) die «anthropologische Grundsituation», die die logische Folge der vorzeitigen Geburt als anthropologische Voraussetzung der Menschwerdung ist.

Im Gegensatz zur infantilen, ödipalen Verführung ist die frühzeitige Verführung oder Urverführung weder eine sexuelle Attacke noch eine entsprechende Fantasie,

sondern Wirklichkeit, die wirkt, und das werdende Subjekt in die Welt der Triebe und Objekte einführt. Ohne diese verführerische Zuneigung eines Anderen ist es für das werdende Subjekt schwer, ein libidinöses Objekt zu gewinnen, ein libidinöses Ich aufzubauen und den Weg in die Welt der Triebe und Objekte zu finden.

Urverführung ist nichts Spektakuläres, nichts, was die «hinlänglich gute Mutter» und der «hinlänglich gute Vater» nicht von alleine und ganz selbstverständlich täten. Es ist der Diskurs, der das Kind umgibt, in es hineinfließt, seine Affekte, Wünsche und Fantamen formt (Fink 2006, 74). Es gilt nur, ihre systematische Bedeutung für die Entstehung der infantilen Sexualität und des Subjekts zu erkennen. Unspektakulär heißt nicht problemlos und konfliktfrei, ist doch die Zeugung und Geburt eines Kindes für den Erwachsenen eine jener sensiblen Lebensphasen, die eigene gelöste und ungelöste ödipale Konflikte und präödipale Verstrickungen erneut reaktiviert. Es verlangt den Erzeugern und «Erziehern» schon einiges an psychischer Arbeit ab, dem Neugeborenen eine hinlänglich gute «verführende» Situation zu schaffen. Das gilt noch mehr, wenn das sexuelle Paar nicht zustande kommt oder nicht zusammenbleibt und eine Frau getrennt vom Erzeuger das Kind zur Welt bringt und erzieht.

Die Urverführung ist nicht etwas Spezifisches, was man tut, sie geschieht in dem, was man tut. Nur muss man einiges tun, damit sie geschehen und ihr Werk tun kann. Das Kind ist, schon bevor es geboren wird, für die Eltern ein – ob positiv oder negativ – libidinös hochbesetztes Objekt. Wenn das sexuelle Paar oder die allein erziehende Mutter ihr Kind mit Spannung, Freude und Lust erwarten und die damit unweigerlich verbundene Angst und Ambivalenz bewältigen können, wird die Urverführung von selbst geschehen. Dann nämlich ist die Beziehung und Kommunikation mit dem Kind von Anfang an von ihrer Erotik durchdrungen und gesättigt, was erst die Bindung «objektalisiert». Was beim Kind erst entsteht, ein «Überschuss» von Affekten, die nicht in der Befriedigung der Bedürfnisse aufgehen, prägt von Beginn an das Pflegeverhalten der Mutter. Ihre Fürsorge und ihr Bindungsverhalten sind in eine libidinöse Hülle eingebettet und ganz und gar durchtränkt von ihrer Erotik und Liebe, aber auch ihren Konflikten. Das ist die Zeit der Anlehnung, aber mit einer bedeutsamen Umkehrung. Während sich die Entstehung der libidinösen Affekte beim Kind an die Befriedigung der Bedürfnisse anlehnt, lehnt sich bei der Mutter die Sorge für die Selbsterhaltung des Kindes an ihre libidinösen Affekte an.

Nun fügt sich zusammen, was ich aus Gründen der Darstellbarkeit trennen musste: Die Mutter der Bindung ist die Mutter der Anlehnung, und die Anlehnung ist der intersubjektive Vorgang, in dem Sexualität entsteht. Der libidinöse Überschuss von Affekten in Anlehnung an die Befriedigung der großen Körperbedürfnisse entsteht nicht nur im Körper des werdenden Subjekts, sondern findet seine andere Quelle in den Gefühlen und Fantasien der Mutter, mit denen sie buchstäblich das Kind besetzt und die keimenden libidinösen Affekte des Kindes anerkennt

und bestätigt. Die Anerkennung durch den Anderen macht die libidinösen Affekte bedeutungsvoll und organisiert sie zu dem, was Freud die prärenitalen Sexualorganisationen genannt hat. Das ist es in etwa, was Laplanche die Implantierung der Sexualität durch den Erwachsenen nennt.

Die erogenen Zonen, die ich, Laplanche folgend, als Zonen des Austauschs und als Öffnungen zur Welt hin bezeichnet habe, zeigen sich jetzt in ihrer umfassenden intersubjektiven Bedeutung. Es ist nicht in erster Linie die Biologie, sondern vielmehr die Pflege, die Kommunikation der Körper und Sinne, die diese Zonen besonders auszeichnet; und ihre besondere Erogenität, ihre biologische Ausstattung, Erregung anzuziehen und Erregung zu produzieren, macht sie zu Brennpunkten der Wünsche, Ansprüche und Fantasmen, zunächst der Eltern, dann mehr und mehr auch des Kindes selbst. Sie sind die Orte, an denen «*jener innere Fremdkörper ins Kind eindringt, der die sexuelle Erregung eigentlich ist*» (Laplanche 1974, 39), eine Erregung, welche die biologische Lebensordnung «stört», weil sie nicht zu ihr gehört, die das Kind erst passiv erfährt, ja erleidet, und die es zunächst überfordert. Die Urverführung begründet die spezifisch menschliche sexuelle Lebensordnung. Anders kann der Säugling nicht werden, was er noch nicht ist: ein Subjekt.

Die rätselhafte Botschaft

Hier nun, wo die sexuellen Wünsche, Hemmungen, Fantasmen der Erwachsenen auf die keimenden infantilen sexuellen Affekte des Kindes treffen, bekommt der Begriff der *rätselhaften Botschaft* seinen strukturellen theoretischen Sinn. Die rätselhafte Botschaft ist nicht zu verstehen als eine isolierbare, besondere, von Anderen unterschiedene Mitteilung oder Handlung, die spezifisch das Sexuelle beträfe. Sie ist der Weg der Urverführung, das, wodurch die Urverführung geschieht und die Sexualität ins Subjekt und den Körper einpflanzt, implantiert.

Jede zweckgerichtete und zweckmäßige, in die primäre Lebensordnung eingebettete elterliche Handlung und jede noch so zufällige Geste ist immer auch erregend und verführend, erotisch durchsetzt nicht allein von den begleitenden Affekten, sondern auch von den bewussten und vor allem unbewussten Fantasien der Erwachsenen. Wenn der Erwachsene das Kind pflegt, hätschelt, liebkost und zu ihm spricht, bevor es selber der Sprache mächtig ist, übermittelt er ihm averbale, präverbale und paraverbale Botschaften, die von seinen eigenen unbewussten sexuellen Bedeutungen gesättigt sind und die das Kind im Gegensatz zum «Bindungsdialog» nicht unmittelbar «verstehen» kann, die ihm «rätselhaft» sind. Rätselhaft sind sie jedoch nicht allein deshalb, weil das Kind noch über keine Sprache und keinen sexuellen Code zu ihrer Entschlüsselung verfügt, sondern weil ein Teil der Botschaft, ein weiß Gott wie großer Teil, dem Erwachsenen selbst unbewusst ist. Das Kind, mit diesen Botschaften des Erwachsenen konfrontiert, besitzt weder die physiologische noch emotionale und kognitive Möglichkeit, auf sie so zu rea-

gieren, wie es den Botschaften entspräche. Das bringt die wesentliche Dialektik zwischen den erogenen Zonen oder, umfassender, der Erogenität des Körpers, den erregenden, mit Fantasma unterlegten Handlungen der Pflegepersonen, und der Bildung der Urfantasien und des Unbewussten, kurz: bringt das Begehren in Gang.

Wenn also der infantilen Sexualität jede *spezifisch sexuelle* endogene Verankerung fehlt, heißt das mithin nicht, den Körper aus dem Spiel zu lassen und einem naiven Idealismus der Sexualität das Wort zu reden. Selbstverständlich nicht. Die Erogenität des Körpers können wir gut als somatisch vorgegebene Reaktionsbereitschaft, als allgemeine organismische Erregbarkeit definieren, zu der aber noch etwas hinzutreten muss, damit der Trieb hervortreten kann (Laplanche 2006, 277).

Das mit dem Trieb eingepflanzte Begehren ist ein Geschehen von Bedeutung, in die Psyche und den Körper eingeschrieben durch die Botschaft des Anderen. Im Gegensatz zum Instinkt ist der Trieb, und was mit ihm geschieht, an Sprache gebunden. Das Begehren muss artikuliert werden, es drückt sich nicht, wie der Instinkt, von selber aus. Sprache meint dabei alles, was Bedeutung, Signifikanz bekommen kann, «jede Art von Ausdruck seelischer Tätigkeit» (Freud 1913j, 403). «Worte rufen Affekte hervor und sind das allgemeine Mittel zur Beeinflussung der Menschen untereinander» (Freud 1916–1917a, 10). Das gilt von allem Anfang an und ist nie eine Einbahnstraße. Aber dem Erwachsenen kommt die Verantwortung zu, dass es keine Einbahnstraße ist. So vertritt von Anfang an die Ordnung des Begehrens die Ordnung der Bindung der primären Lebensordnung.

Es war Freuds intimer Freund, Analysand und Weggenosse Ferenczi, der all das erstmals thematisiert hat. Seine mittlerweile berühmte Arbeit *Sprachverwirrung zwischen dem Erwachsenen und dem Kind* (1933) hat bei Freud und seinen Anhängern Verwirrung ausgelöst, ja Ferenczi stieß damit auf eisige Ablehnung. Was Freud – Ferenczi knüpfte an dessen frühe Verführungstheorie an – reaktionär erschien, sehen wir heute als kühnen Vorgriff auf das, was Laplanche fünfzig Jahre später als «Urverführung» und «rätselhafte Botschaft» in den psychoanalytischen Diskurs eingebracht hat. Ja, Laplanche (1988, 216) sieht in Ferenczis Aufsatz «eine wahre Einleitung zur »allgemeinen Verführungstheorie«.

Ferenczi unterscheidet im Dialog des Erwachsenen mit dem Kind die Sprache der Zärtlichkeit und die Sprache der Leidenschaft. Die dem Kind gemäße Sprache ist die Sprache der Zärtlichkeit. Sie ist aber abgeleitet und notwendig immer durchsetzt von der Sprache der Leidenschaft, mit Fantasien, die dem »Sender« selbst unbewusst sind. Das konnte Ferenczi noch nicht sehen, hatte er doch die Konzepte der momentanen und konstanten libidinösen Besetzung noch nicht zur Verfügung. Trifft die Sprache der Leidenschaft nicht vermittelt durch die Sprache der Zärtlichkeit auf das Subjekt, begegnet der Erwachsene der infantilen Sexualität des Kindes mit seiner ungefilterten genitalen Sexualität, so bedeutet das Übergriff,

Missbrauch, Verführung als manifeste sexuelle Attacke. Und das ist vernichtend für das werdende Subjekt.

Aber treiben wir die Sache bis zum Äußersten, bis zum Ursprung: Das Einbrechen des sexuellen Anderen, des Diskurses der Eltern mit ihren eigenen Verdrängungen und Konflikten, in die organische Lebensordnung ist für das Neugeborene potenziell traumatisch, ja ist recht eigentlich das Urbild des psychischen Traumas oder, aus der Sicht der biologischen Lebensordnung, des traumatischen «Ursprungs» des Psychischen: Ohne dass es dafür schon hinlänglich ausgerüstet wäre, stellt sich dem werdenden Subjekt die Aufgabe, die rätselhaften Botschaften des Anderen bzw. der Anderen zu übersetzen, sich anzueignen, zu symbolisieren. Eine radikale Aufgabe, die radikalste vielleicht im Aufbau des psychischen Lebens überhaupt. Die zunächst als Zeichen eingeschriebene rätselhafte Botschaft ist das Unentzifferbare in den Äußerungen der Eltern. Es gibt da etwas, das zwischen den Worten der Eltern liegt. Die rätselhafte Botschaft zu übersetzen heißt, zwischen den Zeilen zu lesen, wo das Begehren zu vermuten ist und für das es letztendlich Worte zu finden gilt (Fink 2006, 80). Das begründet die *wesensmäßige* Konflikthaftigkeit des Menschen *und* seine *kontingenten* Konflikte, mit denen wir es in der psychoanalytischen Arbeit zu tun haben.

Die Sexualität erscheint also beim Menschen einerseits als etwas von der biologischen Lebensordnung Abgeleitetes und andererseits als etwas aus der elterlichen Welt Eingepflanztes, als etwas, das den Fantasmen, Bedeutungen und Strukturen der elterlichen Welt entstammt. Lacans Aussage, das Begehren ist das Begehren des Anderen, mag auf eine etwas saloppe und aphoristische Weise die äußerste *Alterität* des Anderen und den Primat des Anderen als «Primat der extremen Fremdheit» (Laplanche 1996a, 25) der unbewussten Sexualität ausdrücken.

Die Übersetzung der rätselhaften Botschaft und ihr Rest

Wie sehr auch im Raum der Bindung das Neugeborene und die Mutter aufeinander eingestimmt sein mögen und eine symmetrische Kommunikation und Interaktion in Gang setzen, im Bereich der Sexualität gibt es eine solche natürliche Gegenseitigkeit eben gerade nicht. Hier herrscht zunächst extreme und grundsätzliche Asymmetrie. Das Neugeborene ist von allem Anfang an Objekt einer zärtlichen libidinösen Besetzung der Mutter, die von ihrer Leidenschaft unterfüttert ist, längst bevor das Kind die Besetzung eines Objekts ausbilden kann. Das Kind, eingebettet in die Bindung, ist der rätselhaften Botschaft zunächst passiv ausgesetzt und notwendig und unausweichlich von ihren sexuellen Bedeutungen in Anspruch genommen, die es nicht versteht und auf die es nicht antworten kann und doch antworten muss. Es sieht sich der scheinbar paradoxen Aufgabe gegenüber, rätselhafte Botschaften zu übersetzen, deren Code es nicht besitzt. Wie soll das vor sich gehen können?

Eine Münchhauseniade kann es nicht sein, eben gerade nicht, sonst bliebe der Andere wieder außen vor. Mindestens zwei Momente sind dabei in Rechnung zu stellen: der «Bindungscode» und die «Übersetzungshilfe» durch den Anderen und seine Umgebung. Wenn ich behaupte, und ich behaupte es mit Nachdruck, dass das, was die Bindungstheoretiker sichere Bindung nennen, zur sicheren Bindung gerade durch die libidinöse Besetzung des Kindes durch die Mutter wird, dann «bindet» diese libidinöse Zuwendung ohne weiteres einen Teil der dem Organismus fremden infantil sexuellen Affekte und gibt ihnen eine erste Bedeutung und Gestalt.

Im guten Fall ist die grundlegend asymmetrische sexuelle Beziehung des Erwachsenen zum Kind eingebettet in den symmetrischen Dialog der Bindung, ist die Sprache der Leidenschaft umhüllt von der Sprache der Zärtlichkeit. Der «kompetente Säugling» (Dornes 1993a) verfügt sehr früh oder von allem Anfang an über die affektiven und kognitiven Fähigkeiten, zu unterscheiden, was zu ihm und was zur Außenwelt gehört; und es bestehen von Anfang an differenzierte und organisierte wechselseitige Beziehungen, in denen ein gemeinsamer Code existiert. Wir können ihn den Bindungscode nennen. Beispiele aus der Kinderstube wären leicht beizubringen.

Neben der Bindung kommt dem Kind etwas Zweites entgegen, was wir die Übersetzungshilfe durch den Anderen nennen können – wenn er denn dazu in der Lage ist. Beide, der Erwachsene und das Kind, sind eingebettet in das kulturelle, Bedeutung tragende, symbolisch vermittelte soziale Netz. Der Erwachsene wird diese Möglichkeiten einsetzen. Und dies ebenfalls von allem Anfang an. Wenn die Mutter die vom Kind signalisierten Bedürfnisse nicht bloß stumm und instrumentell befriedigt, sondern zum Kind spricht – «Ah, du hast Hunger?» oder «Du willst wohl noch ein bisschen spielen?» usw. – spiegelt, deutet, symbolisiert und übersetzt sie dem Kind seine Bedürfnisse *und* seine erst keimenden Wünsche, führt es vom Bereich rein physiologischer Befriedigung allmählich in den Bereich des Wunsches und des Begehrens ein.

Wird das Kind mit der Sprache der Leidenschaft durch den Filter der Sprache der Zärtlichkeit bekannt, die in das libidinöse und symbolische Universum der Mutter eingebettet ist, ist das immer auch *Übersetzungshilfe*, die es dem Kind ermöglicht, seinen Code für die Sprache der Leidenschaft zu schaffen. Indem der Erwachsene die symbolische Ordnung anerkennt, vermittelt er dem Kind die allgemeinen familiären und kulturellen Codes, und die rätselhaften Botschaften sind eingebettet in vorgefertigte narrative Schemata (Laplanche 2004b, 908). Das Medium der Kommunikation enthält beides: das Rätselhafte, das zu Übersetzende, und einen potenziellen Code, der allerdings aus notwendigen und kontingenten Gründen nie ausreichend ist. Das so genannte Imaginäre beinhaltet die ersten Übersetzungen und Theoretisierungen des Kindes, ist aber immer auch umgeben vom Symbolischen, dem auch die Erwachsenen unterstehen. Wird dies dem Kind vorenthalten, wird es verrückt.

Vom Wahrnehmungszeichen zur Urverdrängung

Nun zur Theorie. Libidinöse Besetzung ist nicht ein primärer Affekt, nicht ein purer affektiver Vorgang, der von selbst abläuft. Libidinöse Besetzung verlangt ein inneres Objekt, das ist eine libidinös besetzte Vorstellung des äußeren Objekts. Die libidinöse Besetzung ist ein affektiver *und* fantasmatischer Vorgang. Die rätselhafte Botschaft ist Affekt *und* enthält in sich und transportiert die Vorstellungen, Wunsch- und Abwehrfantasien des Erwachsenen. *Das* macht wohl die Triebtheorie immer wieder zum Stein des Anstoßes, nicht die mehr oder weniger unzulänglichen Metaphern von Energie und Abfuhr.

Man könnte versucht sein, darin die Kommunikation von Unbewusst zu Unbewusst zu sehen, von der Freud (1915e, 293) manchmal spricht. Das würde allerdings ein Unbewusstes und eine endogene sexuelle Anlage beim Subjekt voraussetzen. Wäre dem so, würde es wenig Sinn machen, von Implantierung der Sexualität durch den Anderen und von rätselhafter Botschaft zu sprechen. Die Entstehung der Sexualität wäre weder rätselhaft noch käme sie von einer Botschaft, die der Andere «implantiert». Der Andere würde dann allenfalls die angelegte Sexualität wecken und fördern oder behindern. Sie wäre Teil der Interaktion der Bindung und, wie manche Psychoanalytiker (Lichtenberg 1989) tatsächlich annehmen, ein Motivationssystem neben anderen.

Wenn die Sexualität vom Anderen kommt, wird sie aber in der Tat «kommuniziert». Im Gegensatz zum Bedürfnis, ich wiederhole es, muss sich der Trieb artikulieren und bedarf das Begehren der Sprache. Damit steht die Sexualität der psychischen und symbolischen Bearbeitung offen, fordert diese aber auch. Das Bedürfnis ist imperativ, die Befriedigung eines Triebwunsches kann das Subjekt aufschieben, umwandeln oder gar darauf verzichten. Es kann auch auf den Wunsch überhaupt verzichten. Das aber allein um den Preis von Abwehr und Konflikt.

Ich habe mein Buch mit der Frage begonnen, wie denn der Mensch zu seiner ihm eigentümlichen Sexualität komme. Jetzt stellt sich die nicht minder aufregende Frage, wie der Mensch zu seinem ihm eigentümlichen Unbewussten kommt, das er ebenso wenig von der Geburt an «hat» wie die Sexualität. Das Verhältnis zwischen der Verdrängung und dem Unbewussten verlangt nach Klärung. Was ist denn *psychisch* die implantierte rätselhafte Botschaft, bevor sie sich psychosexuell organisieren kann? Eine Frage, der sich die Psychoanalyse lieber nicht stellt und von der doch so vieles abhängt.

Wenn sich das Begehren sprachlich vermittelt, liegt es nahe, seinen psychischen Niederschlag als Schrift und Einschreibung und den Vorgang der Aneignung als Übersetzung zu begreifen. Die Metaphern der Spur und der Schrift spielen in Freuds Vorstellung der menschlichen Psyche und in seinen Konstruktionen des

psychischen Apparats vom *Entwurf* (1895) über *Das Unbewusste* (1915e) und *Jenseits des Lustprinzips* (1920g) bis zum *Wunderblock* (1925a) eine führende Rolle. Man lese dazu Derrida (1966), Hegener (1997) und Leclaire (1971).

Freud ist allerdings mit dieser Thematik nicht recht zurande gekommen, wohl weil er sich das Modell der Niederschrift und Umschrift lediglich topisch und ökonomisch, nicht aber strukturell-funktional vorstellen konnte. Die Entdeckung, dass nicht nur das Verdrängte, sondern auch «ein Teil der unser Ich beherrschenden Regungen», das ist die Abwehrtätigkeit des Ichs, unbewusst sind, und dass Fantasien hoch, d. h. sekundärprozesshaft organisiert und trotzdem unbewusst sein können, hat ihn verwirrt.

Ich greife wieder auf den frühen Freud zurück. Am 6. Dezember 1896 schreibt er an Fliess (1895/1985c, 217 ff.): «Du weißt, ich arbeite mit der Annahme, dass unser psychischer Mechanismus durch Aufeinanderschichtung entstanden ist, indem von Zeit zu Zeit das vorhandene Material von Erinnerungsspuren eine *Umordnung* nach neuen Beziehungen, eine *Umschrift* erfährt. Das wesentlich Neue an meiner Theorie ist also die Behauptung, dass das Gedächtnis nicht einfach, sondern mehrfach vorhanden ist, in verschiedenen Arten von Zeichen niedergelegt... Wie viele solcher Niederschriften es gibt, weiß ich nicht. Mindestens drei, wahrscheinlich mehr.» Er fügt hinzu: «Die Annahme ist vielleicht nicht notwendig, aber doch die einfachste und vorläufig zulässig.» Er führt en passant einen Begriff ein, den er leider nicht in seine Werke aufgenommen hat: das *Wahrnehmungszeichen*. Es lohnt, diesen Begriff wieder aufzunehmen und als Konzept in die Triebtheorie einzufügen.

Im Schema sieht das etwa so aus – ich benutze die inzwischen geläufig gewordenen Kürzel:



Freud umreißt die verschiedenen Systeme in etwa so:

W sind die Wahrnehmungen, «woran sich Bewusstsein knüpft, die aber keine Spur des Geschehenen bewahren. *Bewusstsein und Gedächtnis schließen sich nämlich aus*» (1895/1985c). Es ist eine wohlbegründete und zentrale Annahme, an der Freud durch sein ganzes Werk hindurch festhält, dass Wahrnehmung und Gedächtnis unterschiedlichen psychischen Systemen angehören. Kommentierend füge ich hinzu, dass in der Wahrnehmung, wenn auch unausgesprochen, der

Andere immer da ist, ist doch – banal es zu sagen – Wahrnehmung immer Wahrnehmung von etwas anderem, wozu notabene auch der eigene Körper gehört.

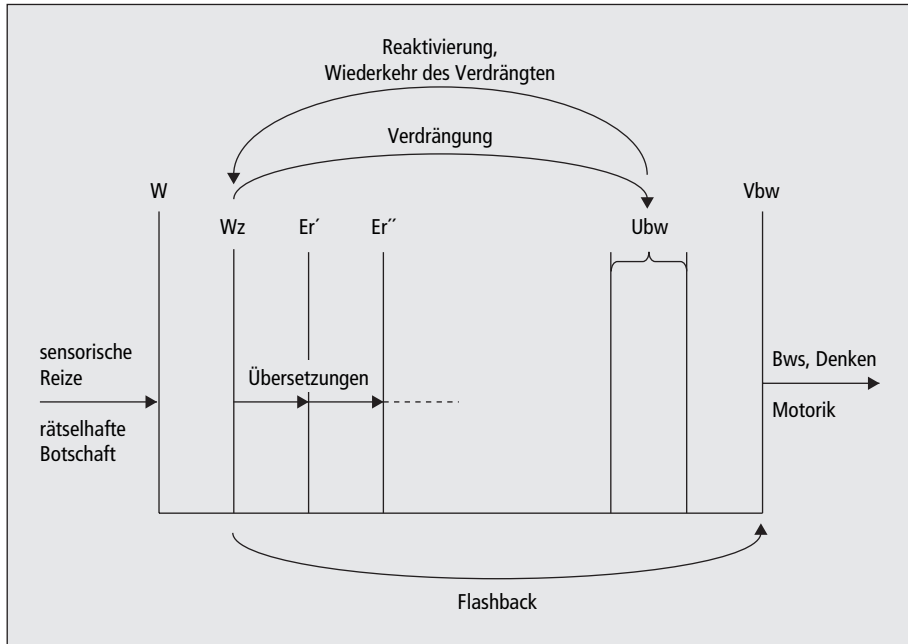
Die erste psychische Niederschrift nennt Freud Wahrnehmungszeichen (Wz), «des Bewusstseins ganz unfähig», aber vom Unbewussten unterschieden. Erst die zweite Niederschrift ist das Unbewusste, das System Ubw, was Psychoanalytiker gern außer Acht lassen, weil es die Sache kompliziert: Es gibt ein «primäres» Nicht-Bewusstes, das nicht unbewusst im dynamischen Sinn der psychoanalytischen Triebtheorie ist. Die dritte Umschrift ist dann das bewusstseinsfähige Vorbewusste oder System Vbw.

Freud (1895/1985c, 218 f.) fügt dann jene berühmte Aussage hinzu, die ich zu den initialen Texten psychoanalytischen Denkens zähle und darum in voller Länge zitiere: «Ich will hervorheben, dass die aufeinander folgenden Niederschriften die psychische Leistung von sukzessiven Lebensepochen darstellen. An der Grenze von zwei solchen Epochen muss die Übersetzung des psychischen Materials erfolgen. Die Eigentümlichkeit der Psychoneurosen erkläre ich mir dadurch, dass diese Übersetzung für gewisse Materien nicht erfolgt ist, was gewisse Konsequenzen hat. Wir halten ja an der Tendenz zur quantitativen Ausgleichung fest. Jede spätere Überschrift hemmt die frühere und leitet den Erregungsvorgang von ihr ab. Wo die spätere Überschrift fehlt, wird die Erregung nach den psychologischen Gesetzen erledigt, die für die frühere psychische Periode galten, und auf den Wegen, die damals zu Gebote standen. Es bleibt so ein Anachronismus bestehen, in einer gewissen Provinz gelten noch Fueros; es kommen «Überlebsel» zustande.» Dann schließt er messerscharf: «Die Versagung der Übersetzung, das ist das, was klinisch «Verdrängung» heißt.»

Obwohl Freud das Konzept des Wahrnehmungszeichens, wie gesagt, später nicht weiter ausbaut, lässt es sich ohne weiteres in Freuds Modelle des psychischen Apparats integrieren, wie er sie in der *Traumdeutung* entwickelt hat. In der Hoffnung, das Verhältnis von Urverdrängung, Verdrängung und der Entstehung des sexuellen Unbewussten verdeutlichen zu können, gestatte ich mir die Spielerei, das Wahrnehmungszeichen in das letzte der drei Schemata, die Freud dort entwirft, einzutragen und es als Schema des infantil sexuellen psychischen Apparats – und nur als das – zu interpretieren (siehe S. 55).

Was aber ist es, dieses Wahrnehmungszeichen? Psychoanalytisch lässt sich das nicht oder nur schwer, vielleicht allein negativ bestimmen. Später hat Freud den Begriff des Traumas eingeführt, um in etwa dieselbe Sache zu bezeichnen, ist doch das Trauma eine Erfahrung, die noch nicht oder grundsätzlich nicht psychisch verarbeitet und integriert werden kann.

Der Begriff des Wahrnehmungszeichens ist geeignet, ein theoretisches Aha-Erlebnis auszulösen. Es ist das metapsychologische Äquivalent der rätselhaften Bot-



schaft, ihre erste Niederschrift, ein Zeichen eben, das aber noch keine subjektive Übersetzung ist. Es ist nicht mehr als der Name besagt: Zeichen eines Wahrgenommenen, in die entstehende Psyche eingeschrieben, radikal fremd, unintegriert, weil es ein Instrument der Integration noch nicht gibt, aber gebieterisch fordert.

Der Begriff des Wahrnehmungszeichens findet heute wieder mehr Beachtung, und es fehlt nicht an Versuchen, es psychoanalytisch und neuerdings auch neurologisch einzuordnen, seiner habhaft zu werden. Ansermet und Magistretti (2005, 98 ff.) sehen in ihm «die erste psychische Spur, die man in Korrespondenz mit der synaptischen Spur setzen kann». Bianchi (2006) meint in einer unveröffentlichten Arbeit, «wahrscheinlich befinden wir uns (mit dem Wahrnehmungszeichen, H. M.-P.) noch nicht auf dem Gebiet der Psyche, sondern auf jenem der Neurologie». Christophe Dejours, auf den Laplanche (2004a, 903) Bezug nimmt, schlägt den Ausdruck «amentales Unbewusstes» vor. Aber dann wäre das Wahrnehmungszeichen nicht Wahrnehmung und nicht Zeichen. Man mag es in Anlehnung an die Cognitive Science «embodied» nennen und dem prozeduralen bzw. impliziten Gedächtnis zuordnen, was heißen würde, dass es unter Umständen auch in roher Form bewusst werden könnte. In der Tat wissen wir, dass die Erinnerung an traumatische Erfahrungen im Traum, in der psychoanalytischen Situation und im Leben immer gleich wiederkehren kann. Laplanche (2004a, 903 ff.) spricht vom «eingeklemmten Unbewussten», was bestenfalls missverständlich ist. Es ist ein

untauglicher Versuch, das Wahrnehmungszeichen im topischen Modell unterzubringen.

Lassen wir dem Wahrnehmungszeichen seine psychoanalytisch lediglich negative Bestimmung, nicht aus Verlegenheit, sondern aus psychoanalytischer Notwendigkeit. Es bezeichnet die «ursprünglichen Gegebenheiten ... , die dem Kind unterbreitet werden» (Laplanche 1996a, 27). Es ist gerade die unschätzbare Bedeutung des Begriffs, dass er etwas postuliert, das zwar eine erste psychische Niederschrift ist, aber noch diesseits von Verdrängung, diesseits des psychischen Apparats, diesseits der Topik von Ubw – Vbw – Bws und der Struktur von Es – Ich – Überich liegt, reines Zeichen. Meinetwegen mag man es, in Analogie zum «präsexuell Sexuellen», «präpsychisch psychisch» nennen, einen «Vorhof» der psychoanalytisch definierten Topik und Struktur, zu dem die psychoanalytische Methode keinen Zugriff hat, oder erst dann, wenn das Fuero zu einem Überlebsel geworden ist, das der Übersetzung entgangen und verdrängt worden ist.

Die geniale Intuition dieses Briefes vermag mich echt zu begeistern. Sie legt eine Spur, die uns erlaubt, uns der Entstehung des sexuell Psychischen, der Verdrängung und des Unbewussten psychoanalytisch so weit anzunähern, wie es nur geht. Auf die Idee des Fueros muss man erst einmal kommen. Das setzt nicht allein eine atemberaubende Bildung voraus, sondern auch ein ausschweifendes Denken, das in der Lage ist, weit hergeholte Dinge zu gebrauchen, um den eigenen Gegenstand, hier das sexuell Psychische, analog oder metaphorisch zu umreißen. Strachey hat sich die Mühe gemacht, dem Wort «fuero» nachzugehen. Es kommt aus dem Spanischen und bezeichnet ein «älteres Lokal- oder Sonderrecht vor der Durchsetzung einer zentralen Gesetzgebung» (Freud 1985/1950c, 219; Fußnote 5). Eine treffende Metapher für den Fremdkörper, der die rätselhafte Botschaft ist, bevor sie sich einer «prägenitalen Sexualorganisation» einfügt, auf die hin sie drängt! Man mag die psychische Organisation, die das Subjekt allmählich hervortreten lässt, psychischen Apparat, Struktur, Gesetz des Signifikanten oder wie auch immer nennen. Entscheidend ist allein, dass es dabei lediglich um die Subjektivierung und Objektalisierung der im Wahrnehmungszeichen eingeschriebenen rätselhaften Botschaft geht und es sich nicht um ein naives kognitives Modell handelt.

Das Wahrnehmungszeichen ist «objektiv» sexuell, «subjektiv» aber noch nicht «sexualisiert». Genau das, die Sexualisierung, die Libidinisierung, die Subjektivierung und Objektalisierung im Sinne Greens ist es, was das Subjekt, um Subjekt zu werden, zu leisten hat.

Das Einschreiben in Erinnerungsspuren und ihre Umschriften «nach neuen Beziehungen» «von sukzessiven Lebensepochen» bedarf wiederum des Anderen, einer zweiten Erfahrung, einer zweiten Botschaft. Sie mag in sich wiederum rätselhaft sein, aber nichtsdestotrotz ermöglichen, etwas von früheren rätselhaften

Botschaften zu «verstehen» und zu «übersetzen» und in sukzessive Erinnerungsspuren und Gedächtnissystemen einzuschreiben, die auch Zugang zum System Vbw haben.

Was auf der einen Seite Übersetzungshilfe ist, mag auf der anderen eine neue rätselhafte Botschaft sein. Die Übersetzung wird grundsätzlich nie ohne Rest gelingen. Dieser Rest wird verdrängt, «aus dem Denkvorgang ausgeschlossen» (Freud 1985/1950c, 443), und die Verdrängung schafft das sexuelle und konflikthafte Unbewusste. Den wahrhaft initialen Vorgang, der den nie endenden Prozess des Übersetzens und Verdrängens überhaupt erst einleitet, nennt Freud *Urverdrängung*.

Urverdrängung heißt, «dass die vom Erwachsenen überbrachten Signifikanten wie auf einer Oberfläche in der psychophysischen Derma eines Subjekts fixiert werden, bei dem sich eine unbewusste Instanz noch nicht ausdifferenziert hat (das Wahrnehmungszeichen, H. M.-P.). Auf diese passiv empfangenen Signifikanten beziehen sich die ersten aktiven Übersetzungsversuche, deren Reste das Urverdrängte (Quellobjekte) sind» (Laplanche 1996a, 111). Das Kind ist vom ersten Moment an passiv und aktiv zugleich. Es empfängt die rätselhaften Botschaften und beginnt gleichzeitig, etwas im Grunde Unentzifferbares, das mit dem Begehren des Anderen zu tun hat, zu begreifen. Das Begehren des Anderen wird zur Ursache des Begehrens des Kindes. Erste Übersetzung und erste Verdrängung, Urverdrängung also, sind das zwingende Korrelat der Urverführung.

Damit überhaupt ein Unbewusstes entsteht und sich ein Ereignis, eine Wahrnehmung, eine rätselhafte Botschaft bzw. ihr unübersetzbarer Rest, ins Unbewusste einschreiben kann, bedarf es zweier Ereignisse, zweier Botschaften, die in eine assoziative Beziehung treten und eine Spur legen und das Subjekt aufgrund des zweiten das erste *nachträglich* übersetzen, interpretieren, ihm Signifikanz, Bedeutung verleihen kann.

Was Freud zunächst in der Ätiologie der Neurose als Nachträglichkeit beschrieben hat, ist das Bildungsgesetz der verinnerlichten Welt der Triebe und Objekte, der Fantasie und des Denkens überhaupt. Sie bricht die lineare Zeit und skandiert die psychische Entwicklung. Nachträglichkeit besagt, fürs Erste und auf den einfachsten Nenner gebracht, dass sich der Aufbau der inneren Wirklichkeit nicht linear, auch nicht in einfachen Entwicklungsstufen, sondern in der steten, aber diskontinuierlichen Neuinterpretation von Erfahrung, in «aufeinander folgenden Niederschriften sukzessiver Lebensepochen», vollzieht. Neue Erfahrungen reaktivieren frühere Erfahrungen und ermöglichen, diese im Lichte der neuen Erfahrung neu zu übersetzen, Teile davon in den Denkvorgang aufzunehmen, anderes zu verdrängen. Der initiale Vorgang der Urverdrängung, der ein sexuelles Unbewusstes erst schafft, macht die «eigentliche Verdrängung», das «Nachdrängen» erst

möglich (Freud 1915d, 250). Ich habe bereits einmal darauf verwiesen, dass ich die Geschichte der Nachträglichkeit noch ausführlich erzählen werde.

Es ist nicht ohne Sinn und tiefere Bedeutung, dass in Freuds Schema des psychischen Apparats dem System Ubw Erinnerungsspuren oder Gedächtnissysteme – Umordnungen, Umschriften nach neuen Beziehungen, neuen Assoziationen (1985/1950c, 217) – vorgelagert sind, die in großen Teilen – so interpretiere ich, vielleicht etwas kühn, den runden Pfeil im Schema – «autonomen» Zugang zum Vorbewussten haben. Noch einmal stellt sich damit die Frage nach dem Verhältnis des «kognitiven» zum «sexuellen» psychischen Apparat, des «kognitiven» zum «sexuellen» Unbewussten. Im psychoanalytischen «traumatischen» Wahrnehmungszeichen geht es gerade nicht um die «objektive» und intersubjektiv und interaktionell geteilte Welt der Dinge, die es zu entdecken und zu erfahren gilt. Es geht nicht darum zu lernen, wie die Dinge, einschließlich des eigenen Körpers, in einer gemeinsamen Welt zu handhaben sind. Die Erfahrungen mit der «objektiven» Welt der Menschen und Dinge, zu der der Andere der Bindung auch gehört, kann das Kind, das haben die Bindungsforscher hinlänglich belegt, sofort als «real» und «außen» wahrnehmen. Solche Erfahrungen werden ohne weiteres in Erinnerungsspuren niedergelegt, die selbstredend ebenfalls durch neue Erfahrungen angereichert, verändert, neu interpretiert werden können, aber mit Verdrängung und sexuellem Unbewussten nichts zu tun haben.

Die erste Niederschrift der rätselhaften Botschaft, das Wahrnehmungszeichen, hingegen ist «real» und «innen», zunächst ein innerer Fremdkörper. Es ist ein Ort des Stillstands, «aber auch ein Ort der Erwartung, eine Art «Fegefeuer» für die Botschaften im Wartezustand» (Laplanche 2004a, 905). Es sind die *objektiv* sexuellen Erfahrungen, die der Übersetzung harren, damit das Kind sie *subjektiv* als sexuelle organisieren und einordnen kann. Die erste Niederschrift im Wahrnehmungszeichen muss in Erinnerungssysteme übersetzt werden. «Die Versagung der Übersetzung, das ist das, was klinisch, Verdrängung» heißt» und weiterhin Arbeitsanforderungen an das Seelische stellt. Das Verdrängte wird zur *Quelle des Triebes* und setzt das Begehren in Gang.

Eine Triebtheorie, die die Sexualität vom Anderen her denkt, verschiebt somit auch die Quelle des Triebes entscheidend von den somatischen Reizen zum Unbewussten. Das nicht oder noch nicht Übersetzbare der rätselhaften Botschaft des Anderen wird zur Quelle des Triebes oder, wie Laplanche (1988, 142) sagt, zum Quell-Objekt des Triebes, weil gerade die nicht denk- und integrierbaren Objektanteile und die nicht realisierbaren Objektbeziehungen der Verdrängung anheim fallen und nach Wiederholung drängen.

Der unaufhörliche Prozess des Neu-Übersetzens und wieder Verdrängens des noch nicht Übersetzbaren lässt ahnen, welche vitale konstitutive Bedeutung der Wiederholung, die Freud (1914g) gar einen Zwang genannt hat, im Aufbau und

Leben des Subjekts zukommt. Sie ist auch der Motor des psychoanalytischen Arbeitens. Der Wiederholungszwang ist vielmehr ein *Drang* zum Wiederholen und «wieder holen». Die Wiederkehr des Verdrängten im Leben und in der Analyse eröffnet das Spiel von Entübersetzung, anderer Übersetzung und Verdrängung des Nicht-Übersetzbaren stets aufs Neue.

Von der Wiederkehr des Verdrängten ist strikt die nackte Wiederholung des Realen des Traumas im Status des Wahrnehmungszeichens zu unterscheiden, das, aus welchen Gründen auch immer, keine Umschreibung in ein anderes System erfahren und keinen Eingang in den Prozess der Übersetzung/Verdrängung gefunden hat. Das Reale ist das, was sich jeder Symbolisierung entzieht, und – wie es Lacan einmal sagt – immer am selben Ort wiederkehrt. Es ist hier nicht der Platz, darauf weiter einzugehen. Noch etwas näher eingehen muss ich aber auf das Verhältnis von Urverdrängung und Verdrängung und der Entstehung des Unbewussten – und des Bewusstseins.

Die Verdrängung, das Unbewusste und die Selbsttheoretisierung

Die Annahme des Primats der Verdrängung ist von großer Tragweite und nicht so selbstverständlich, wie es meine obige Herleitung suggerieren mag. Sie entscheidet sich – nicht ohne guten Grund – für eine von zwei Auffassungen, zwischen denen Freud zeitlebens geschwankt hat und zwischen denen die Psychoanalyse noch heute schwankt: der Auffassung eines primären Unbewussten, das Verdrängung nach sich zieht, und der Auffassung, die ich hier vertrete, dass Verdrängung das Unbewusste mit seinen spezifischen Eigenschaften erst schafft. Es ist eine Entscheidung für den frühen Freud der *Studien*, des *Entwurfs*, der *Traumdeutung* und der *metapsychologischen Schriften*.

Mehr und mehr, schon bei Freud und ganz deutlich dann nach Freud, nahm die andere Auffassung überhand, die das Unbewusste als ursprünglich Gegebenes je nachdem in der Biologie oder der Phylogenese verortet. Spätestens mit der Einführung des Es (1923b), welches das systematische und dynamische Unbewusste ergänzen oder gar ersetzen (Schur 1973) sollte, fassen sowohl die «klassische Psychoanalyse» als auch die Ichpsychologie, Objektbeziehungslehre und Selbstpsychologie, fasst aber auch André Green das Unbewusste als etwas Primäres und, wie fremd auch immer, als Zentrum des Individuums auf.

Eine Triebtheorie, die den Primat des Anderen in der Entstehung der Sexualität und der Konstituierung des Objekts behauptet, setzt an die Stelle eines ursprünglichen, biologisch und phylogenetisch bestimmten unbewussten Es den Anderen, die rätselhafte Botschaft und das Wahrnehmungszeichen, das Arbeitsanforderungen an das Seelische stellt, nach Übersetzung und Umschrift verlangt.

Mit der ersten Übersetzung der rätselhaften Botschaften und der Urverdrängung, was zwei Seiten derselben Medaille sind, mit der ersten Umschrift des Wahrnehmungszeichens also, tritt das Individuum in die Zeit ein und wird Subjekt, wird Geschichte und macht Geschichte. Die «Verzeitlichung» des Subjekts ist Teil der mit Anderen geteilten symbolischen Ordnung (Green 2003; Hock 2003). Die Bewegung der Übersetzung, Entübersetzung und Neuübersetzung der Botschaften ist eine Bewegung in der Zeit und geschieht mit den jeweils zur Verfügung stehenden «Sprachen», die vor der symbolischen, diskursiven Sprache Körpersprachen der jeweiligen erogenen Zonen sind: des Oralen, des Analen, des Genitalen. Die Entfaltung des Selbstkonzepts und des Körperschemas erfolgt in ein und derselben Bewegung.

Verdrängen heißt auch, der Verzeitlichung entziehen. Die unbewussten Seelenvorgänge sind an sich «zeitlos». «Das heißt zunächst, dass sie nicht zeitlich geordnet werden, dass die Zeit nichts an ihnen verändert» (Freud 1920g, 28).

Das Kind, einmal mit den Botschaften des Anderen konfrontiert, wird alle Mittel anwenden, um mit der Welt der Objekte in Kontakt zu kommen, seine aus der biologischen Lebensordnung herausfallenden infantil sexuellen Affekte mit Objekten zu verbinden, die damit zu libidinös besetzten Objekten werden. Erst die Objektalisierung gibt der infantilen Sexualität Gestalt und bringt das ihm begegnende Fremde, Erregende, Unverständene, Spannende (Spannung schaffende) in eine Ordnung von Subjekt und Objekt. Symbolisierung, Mentalisierung, Theoretisierung nennen wir diesen Prozess zunehmender Verinnerlichung, der alle kognitiven und affektiven Möglichkeiten des werdenden Subjekts herausfordert.

Das psychoanalytische Paradigma der Selbsttheoretisierung sind die infantilen Sexualtheorien (Freud 1905d, 95 ff.; 1908c). Gerade sie zeigen, wie sich das Kind die Sexualität nur schrittweise und entsprechend den affektiven, sprachlichen und kognitiven Möglichkeiten der jeweiligen Zeit aneignen kann. Später, wenn es die entsprechenden kognitiven Kapazitäten durchaus hätte und in anderen Bereichen auch in Anschlag bringt, hält es noch so lange an seinen infantilen Sexualtheorien fest, bis es seine affektiven Überzeugungen dank neuer Erfahrungen überholen, anders übersetzen kann. Dagegen kommt selbstredend die luzideste und kindgerechteste Aufklärung nicht an. Zu Recht, das Kind «weiß» es besser. Die Aufklärung, der Erwerb von Wissen ist eines, die Umordnung der libidinös besetzten Erinnerungsspuren nach sukzessiven Lebensepochen und ihr Anbinden an Wortvorstellungen ein anderes. Das gilt allerdings nicht nur für das Kind, sondern den sexuellen Menschen überhaupt. Nie wird er seine «unbewussten Sexualtheorien» vollständig aufgeben und sich seiner Sexualität vollständig bewusst werden; nie kommt die Übersetzung und Symbolisierung des Sexuellen an ein Ende; nie kommt der Mensch zu einer letzten und endgültigen Selbstgewissheit. Anders würde er zum asexuellen, ja seelenlosen Roboter, zum Un-Menschen ohne Unbewusstes, der auch keine rätselhaften Botschaften senden würde. Immer bleibt ein

Rest. Das Unbewusste, das innere Andere, das wie der äußere Andere nie ganz verstanden werden kann, ist das Wesen der Subjektivität und hört nie auf, Arbeitsanforderungen an das Seelische zu stellen.

Die so genannten psychischen Störungen sind in diesem allgemeinen Sinn je spezifische Störungen und Schicksale des Prozesses der Übersetzung/Verdrängung. Der Möglichkeiten sind Legion. Sie lassen sich in keinem noch so ausgeklügelten Regelwerk angemessen kategorisieren und katalogisieren. Natürlich gibt es typische Verarbeitungsmodi (Mentzos 1992), aber welchen Weg der einzelne auch immer «wählt» oder das Schicksal ihm aufzwingt, er ist immer höchst idiosynkratisch. Daher lässt sich die psychoanalytische Arbeit von den freien Assoziationen des Subjekts und nicht von «Störungsbildern» leiten. Sie ist eine dauernde Entübersetzung, die andere und weiter gehende Übersetzungen möglich machen soll.

Die Bildung des Triebes und einer zusammenhängenden zwischenmenschlichen objektalen libidinösen Welt, die Bildung des libidinösen Ichs oder Selbst, das sich und die Welt «begreift», oder eben nicht, und die Bildung des Unbewussten durch Verdrängung sind Bildungen ein und desselben Prozesses, der Differenz schafft, die letztlich einmündet in die Sexuierung, das heißt die Etablierung der Geschlechtsdifferenz in der ödipalen Situation. Die Urverdrängung ist der Begriff der Ur-Differenz, der Begriff dessen, was Derrida (1993) *différance* nennt, ein Begriff, der sich nicht ohne Verlust ins Deutsche übersetzen lässt. Derrida, der sich oft und substanziell mit der Psychoanalyse beschäftigt hat, meint mit *différance* in etwa das strukturelle Paradox, dass immer schon Differenz ist, die Differenz aber erst schafft. In einer strukturalen Auffassung der Psychoanalyse hat die Bewegung der Übersetzung und (Ur)Verdrängung bei der Bildung des psychischen Subjekts Vorrang vor jeder anderen. Das Subjekt konstituiert sich in der grundlegenden Dialektik, Dynamik und Ökonomie des Verstehens und Missverstehens der rätselhaften Botschaften.

Damit ist das Feld der Sexualität und des Triebes, der Verdrängung und des Unbewussten in der Konstituierung des Subjekts und seiner Erfahrungswelt wohl angedeutet, aber natürlich nicht ausgelotet. Ich habe mich Laplanches bedient, um aufzuzeigen, in welche Richtung es führen kann, Freuds Denken des Triebes nicht von der Biologie, sondern vom Anderen her konsequent psychoanalytisch weiterzudenken. Einige Linien werde ich in den folgenden Kapiteln noch weiter ausziehen, vieles wird Fragment bleiben. Immer aber ist die skizzierte Auffassung des Triebes Ausgangs- und Orientierungspunkt.

Das Präödipale und das Ödipale

Ich möchte diese Kapitel mit einigen Bemerkungen zum Verhältnis des Präödipalen zum Ödipalen und damit der Bindungstheorie zur Triebtheorie schließen.

Die privilegierte Beziehung der Mutter zum Säugling, die wir heute Bindung nennen, hat die Psychoanalyse immer wieder dazu verleitet, den Anderen lediglich als den Dritten in der präödipalen und ödipalen Triangulierung zu thematisieren. Der erste Andere bzw. die erste Andere ist aber die Mutter. Die Kleinkindforscher untersuchen in erster Linie diese frühe und konstitutive Beziehung – soweit sie im Labor beobachtbar ist. Sie kommen fast einhellig zu dem Schluss, dass die zunehmende Einsicht in die präödipalen Entwicklungsphasen den Ödipus relativiere, und stellen seine zentrale Stellung in der psychischen Entwicklung und im psychischen Konflikt in Frage. Das ist zumindest voreilig oder ungenau und, abhängig von der Untersuchungsmethode, einseitig. Die zunehmende klinische und empirische Einsicht in die präödipale Entwicklung macht es möglich, das Verhältnis des Ödipalen zum Präödipalen systematisch zu bestimmen.

Fasziniert von der präödipalen Entwicklung des Menschen, haben Psychoanalytiker verschiedene Namen gewählt, um das spezifische Phänomen der engen Mutter-Kind-Beziehung der ersten Lebensphase der Urverführung zu theoretisieren: Verschmelzung, Ungeschiedenheit, Symbiose, Dyade, Dualunion, Monade, Sein mit dem Anderen, primärer Narzissmus, primäre Objektliebe, primäre Mütterlichkeit usw. Die Vielzahl der Konzepte und der nicht enden wollende Streit um ihre Angemessenheit und Gültigkeit verrät die Verlegenheit der Psychoanalyse angesichts dieser frühen und engen Mutter-Kind-Beziehung, die den Dritten zunächst auszuschließen und das ödipale Paradigma in der Tat zu «relativieren» scheint. Keines dieser Konzepte nimmt jedoch die Frage auf, wie der Mensch zur Sexualität kommt. Im Gegenteil entschwindet ihnen die infantile Sexualität mehr und mehr. Die psychosexuelle Entwicklung und der Aufbau der Objektbeziehungen drohen in zwei getrennte Entwicklungslinien auseinander zu driften.

Aber stellt die angemessene Berücksichtigung des Präödipalen die Bedeutung des Ödipalen in Frage, wie die Theoretiker des Präödipalen gern behaupten? Die zumeist bindungstheoretisch orientierten Theorien der frühen Kindheit neigen dazu, das Ödipale lediglich als Entwicklungsphase zu sehen. Sie werden damit der ödipalen Dimension der Psychoanalyse nicht gerecht. Die Psychoanalyse ist durch und durch eine «ödipale Theorie», die das Dritte oder den Dritten immer schon mit einschließt. Noch der Begriff des Präödipalen bewahrt das Ödipale als Referenzpunkt.

Die primäre Beziehung des Bemutterns und Bemuttertwerdens ist zu keiner Zeit tatsächlich eine Dyade oder gar Symbiose, und das Wort «Verschmelzung» kommt den Psychoanalytikern oft zu leicht über die Lippen. Sicher bildet die frühe Mutter-Kind-Beziehung so etwas wie eine Enklave, eine Enklave innerhalb der familiären und weiteren sozialen und materiellen Realität, ja innerhalb des Symbolischen. Dass es ein fruchtbarer Forschungsansatz ist, diese frühe und spezielle Beziehung als isoliertes System zu betrachten, belegen die Ergebnisse der Bindungs- und Kleinkindforschung zur Genüge. Doch ist diese Isolierung eine

künstliche, methodenbedingte. Im Leben ist der Bezug zum Dritten immer schon Voraussetzung. Die Zeugung mag dafür zeugen. Eine Zweierbeziehung gibt es nur in Bezug zu einem Dritten, einem dritten Element. Die Verwerfung des Dritten führt ins psychotische Register. Der «Ödipus», verstanden als Einschluss des Dritten von allem Anfang an, ist nicht lediglich eine Phase der Entwicklung der Objektbeziehungen, sondern die Grundstruktur des menschlichen Lebens und des psychoanalytischen Denkens. Für Freud war das klar. Allerdings hat er die beiden Dimensionen, das Ödipale als anthropologische Grundstruktur und als Entwicklungsphase, nicht hinlänglich und explizit unterschieden.

Mit der «Relativierung» des Ödipalen durch das Präödipale droht ein verhängnisvoller Verlust an psychoanalytischer Komplexität. Unter Ausklammerung der infantilen Sexualität wird *Die Lebenserfahrung des Säuglings* (Stern 1996) zum Ausgangspunkt einer allgemeinen Entwicklungspsychologie, welche die Psychoanalyse nicht sein kann und will. Dornes (1993b, 1116) dreht gar den Spieß um, wenn er meint, dass in den *Drei Abhandlungen* die psychoanalytische Entwicklungspsychologie erstmals systematisiert worden sei. Nein, die *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* sind nicht mehr und nicht weniger, als ihr Titel besagt.

Der kompetente Säugling (Dornes 1993) der Bindung mit seinen Funktionen der Wahrnehmung, Kognition, Kommunikation und Reaktion und der Säugling der infantilen Sexualität sind zwei verschiedene metapsychologische Sichtweisen auf das werdende Subjekt, die dialektisch unterschieden und verbunden werden müssen. Ich wiederhole: Das Objekt der Bindung ist von Anfang an da, das Objekt des Triebes ist eine Schöpfung des Subjekts. Bevor es Subjekt werden kann, ist es Objekt der leidenschaftlichen Liebe und des Begehrens des Anderen – oder seines Hasses. Aber diese Differenzierung kann allein analytisch und nicht empirisch getroffen werden. Sie ist jedoch entscheidend, wenn wir psychoanalytisch dem Trieb in der Menschwerdung und im Leben des Menschen seinen systematischen Ort zuweisen wollen. Diese epistemologische Unterscheidung macht auch den leidigen Streit um das rekonstruierte und das beobachtete Kind obsolet. Die Fantasmen lassen sich nicht beobachten. Keine psychoanalytische Entwicklungstheorie, die diesen Namen verdient, wird auf die eine oder andere Perspektive verzichten können.

Noch einmal eine kurze Bemerkung zur Bindungstheorie und der Bedeutung, die sie für die Triebtheorie haben könnte. Die Bindungstheorie (Fonagy u. a. 2004) und die Theorie der «Theory of Mind» (Perner 1991) fördern mit ihrer Erforschung der affektiv-kognitiven Entwicklung Erkenntnisse über das Funktionieren des menschlichen Geistes zutage, die die Psychoanalyse zur Kenntnis nehmen sollte (Stark 2005), weil sie ein differenziertes Modell des kognitiven psychischen Apparats vorstellen, das Freud noch nicht zur Verfügung haben konnte. Laplanche (2000, 49 ff.) fragt – ob provokativ oder rhetorisch – *Sollen wir das siebte Kapitel neu schreiben?*, das siebte Kapitel der Traumdeutung natürlich. Vielleicht sollten wir. Wenn wir Triebtheorie und Bindungstheorie nicht als alternative, son-

dern komplementäre Theorien anerkennen, könnte das ein viel versprechendes gemeinsames Unternehmen sein, das wohl geeignet wäre, den sexuellen psychischen Apparat und den kognitiven psychischen Apparat ins Verhältnis zu setzen. Das wäre nicht wenig.

4. Die Einführung des Ichs: Das Ich des Triebes

Ich und Ichtrieb

Es mag scheinen, als sei «das Ich» einer der wenigen klaren und eindeutigen Begriffe der Psychoanalyse. Jedenfalls ist er in aller Psychoanalytiker Munde, und diese mögen sich tatsächlich mitunter der Illusion hingeben, von ein und demselben zu sprechen. Allem gegenteiligen Anschein zum Trotz ist jedoch etwas Schwieriges und Unentschiedenes um den Begriff und das Konzept des Ichs. Laplanche und Pontalis (1972, 184 ff.) haben in ihrem *Vokabular der Psychoanalyse* die Genese und Vieldeutigkeit des Begriffs im Werk Freuds in gedrängter Form dargestellt. Bezeichnet er das Individuum, die Person, einen Teil der Person, eine autonome, vom Trieb unabhängige Instanz des psychischen Apparats, das Selbst oder das Subjekt? Psychoanalytiker gebrauchen den Begriff meist unreflektiert in all diesen Bedeutungen und bemerken oft nicht, dass sie dann Unterschiedliches meinen.

Obwohl Freuds (1923b, 453) späte Bestimmung, dass das Ich ein körperliches sei, «nicht nur ein Oberflächenwesen, sondern selbst die Projektion einer Oberfläche», immer wieder und geradezu beschwörend zitiert wird, scheint es gerade das nicht (mehr) zu bezeichnen: einen «Körper», ein inneres «Objekt» des Triebes, analog dem verinnerlichten äußeren Objekt, jedenfalls unlöslich mit der Entstehung des Triebes und der Konstituierung des libidinösen Objekts verbunden. Freud hat wohl vergessen, daran zu erinnern, dass er den sexuellen, libidinös besetzten Körper meint, weil das für ihn selbstverständlich war.

Das Ich als quasi inneres Objekt, als Repräsentant des sexuellen Körpers, als Protagonist im Triebgeschehen, ohne den der Trieb nicht denkbar ist und eine Triebtheorie auseinander brechen müsste – das soll Thema dieses Kapitels sein. Das wird nicht ganz einfach und wiederum ohne einige etwas langatmige Annäherungsschritte nicht zu haben sein. Da es mir, wie ich zu Beginn postuliert habe, um eine systematische und nicht historische Herleitung geht, werde ich dabei teilweise anachronistisch vorgehen.

Um die Übersicht zu behalten, will ich diese Annäherungsschritte wenigstens kurz markieren. Zunächst werde ich das Ich vom Ichtrieb, dann die Psychoanalyse

des Ichs von der Ichpsychologie abheben. Als Drittes werde ich versuchen, Freuds Konstruktionen eines psychischen Apparats so weit plausibel zu machen, wie es die Einführung des libidinösen Ichs erfordert. Ohne eine Vorstellung davon, warum und wie Freud einen virtuellen psychischen Apparat konstruiert hat, kann nicht verständlich werden, wie er Entstehung, Funktion und Struktur des Ichs psychoanalytisch denkt.

Etwas voreingenommen vom Strukturmodell, das Freud 1923 in *Das Ich und das Es* eingeführt hat, übersieht man leicht, dass das Konzept des Ichs schon in den frühen, ja frühesten Schriften Freuds, einmal explizit, über weite Strecken implizit, eine zentrale Rolle spielt. Es mag allerdings scheinen, als träte das Ich bei Freud zunächst als Trieb, als Selbsterhaltungs- oder Ichtrieb in Erscheinung. Es ist hier nicht der Ort, die drei Ansätze in Freuds Denken des Triebes ausführlich nachzuzeichnen. Ich verweise dazu auf Köhler (1993), Laplanche (1993) und Nagera (1974). Ich beschränke mich auf die wenige Hinweise, die für meine Entfaltung des Konzepts des Ichs im Rahmen meiner Interpretation der Triebtheorie bedeutsam sind.

Freuds Triebtheorie war immer dualistisch. Anders glaubte er, den psychischen Konflikt nicht fassen zu können. In seiner ersten Triebtheorie hat er Selbsterhaltungs- oder eben *Ichtriebe* und Sexual- bzw. libidinöse Triebe unterschieden, die dann miteinander in Konflikt geraten sollen. Die einen dienen der Anpassung, die anderen dem Lustgewinn, was ja in der Tat nicht immer zusammengeht.

1914 dann, in *Zur Einführung des Narzißmus* (1914c), glaubt Freud, die libidinöse Natur auch der Ichtriebe zu erkennen. Es dämmert ihm, dass nicht nur das Objekt, sondern ebenso «das Ich», das erst noch näher zu bestimmen sein wird, notwendig libidinös besetzt sein muss, ist doch Besetzung ein relationales Konzept. Die Annahme eines Selbsterhaltungs- oder Ichtriebes verliert 1914 endgültig ihren theoretischen Stellenwert in der Trieb- und Konflikttheorie, wenn Freud auch auf die griffige Formel «Ichtrieb versus Sexualtrieb» noch nicht verzichten mag.

Er postuliert nun einen grundsätzlich anderen und konflikttheoretisch fundamentalen Dualismus: den Dualismus von Ich- und Objektlibido. Den Gewinn, den diese Konzeptualisierung bringen könnte, verspielt er aber bedenkenlos, indem er Ich- und Objektlibido lediglich als Gegensatz zulässt. Die libidinöse Besetzung des Ichs und die libidinöse Besetzung der Objekte stehen in einem umgekehrt proportionalen Verhältnis: je intensiver die libidinöse Besetzung des Ichs, desto geringer die des Objekts – und umgekehrt. Dieser Dualismus steht in der Tat auf schwachen Füßen. Das hydraulische Modell der kommunizierenden Röhren kann die libidinöse Ökonomie der verinnerlichten Objektbeziehungen nicht abbilden. Die intensive Besetzung des einen Pols würde das Schwinden des anderen bedeuten. Das kann so nicht sein, oder wenn es im Einzelfall so ist, befin-

den wir uns bereits auf der Ebene der Besetzungsabwehr (Moser 1967; Müller-Pozzi 2002, 183 ff.).

Zu Recht ist diese Annahme harsch kritisiert worden. Nur macht die Schwäche dieses Modells die Triebtheorie nicht obsolet und soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass *nach* dem *Entwurf* (1895), auf den ich gleich zu sprechen kommen werde, und vor *Das Ich und das Es* (1923b) *Zur Einführung des Narzißmus* (1914c) die zweite große Arbeit Freuds zur Psychoanalyse des Ichs ist. Im Kapitel über Narzissmus wird ausführlich davon die Rede sein.

Dann in der so genannten Wende von 1920 postuliert Freud in *Jenseits des Lustprinzips* (1920g) in einer kühnen Spekulation einen Todestrieb. Die Einführung des Todestriebs radikalisiert und übersteuert das ökonomische Modell von 1914 zu einer kosmischen Spekulation und bringt es zum Kippen. Freud glaubt, dem dämonischen «Charakter des Triebes, vielleicht alles organischen Lebens überhaupt, auf die Spur gekommen» zu sein und sieht im Trieb einen «dem belebten Organischen innewohnenden Drang zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes» (1920g, 38). In der Tatsache, «dass alles Lebende aus *inneren* Gründen stirbt, ins Anorganische zurückkehrt», sieht er das Wirken des Todestriebes. «*Das Ziel alles Lebens ist der Tod*» (1920g, 40).

Jetzt sind es das Mit- und Gegeneinanderwirken von Lebens- und Todestrieben, von Eros und Thanatos, ihre Mischung und Entmischung, die die Buntheit des Lebens und die Vielfalt der psychischen Konflikte ausmachen. Erst im Rahmen dieser dritten Fassung der Triebtheorie legt Freud in *Das Ich und das Es* (1923b) eine explizite Theorie des Ichs und der Aggression vor. Im Kapitel über die Aggression werde ich zumindest streifen, welche Interpretation Freuds Konzept des Todestriebs in einer theoretisch und klinisch relevanten Triebtheorie finden könnte.

Manche Analytiker sehen in der Wende von 1920 einen «deutlichen Bruch im Freud'schen Denken» (Köhler 1993, 151) und in der strukturellen Revision die kanonisch definitive Form der psychoanalytischen Triebtheorie, können aber gleichzeitig mit dem Todestrieb nicht viel anfangen. Sie übersehen auch, dass diese drei «Zeiten» in Freuds Denken des Triebes keine linearen, konsekutiv aufeinander folgende Schritte auf dem Weg zu *einer* Triebtheorie darstellen. Es sind nicht Teiltheorien, die aufeinander aufbauen oder einander ablösen würden. Sie markieren viel mehr drei Zugänge, den Trieb und das Ich psychoanalytisch zu denken. Drei Ansätze, die man besser dialektisch aufeinander bezieht, als sich für eine Version zu entscheiden. Keiner der drei Zugänge vermag für sich allein eine konsistente Theorie der Triebe, des Ichs, des verinnerlichten Konflikts und seiner Schicksale in der Psychose, der Perversion und der Neurose wirklich zu begründen.

Aber zurück zu Freuds frühen Auffassungen. Was hat es mit der so genannten ersten Triebtheorie auf sich, die einen Konflikt zwischen der Selbsterhaltung und einem ihr zugehörigen Ichtrieb auf der einen, der Sexualität auf der anderen Seite postuliert?

Der Dualismus von Selbsterhaltungs- und Sexualtrieb ist über eine rhetorische Formel nicht hinausgekommen. Gar in dem Text, den *Vorlesungen*, in dem Freud (1916–17a, 363 f.; 427 ff.) diesen Dualismus und seine Unabdingbarkeit für das psychoanalytische Denken an mehreren Stellen geradezu beschwört, bleibt er Postulat. Freud räumt ein, dass die Psychoanalyse der Übertragungsneurosen keinen guten Zugang zur näheren Bestimmung der Ichtriebe gebe, und am Schluss bleibt es beim Konflikt zwischen Ich und Sexualität. Die Annahme eines Ichs ist aber etwas ganz anderes als die Annahme eines Ichtriebes. Einmal (1915c, 230) räumt er gar ein, dass er die Scheidung der Ichtriebe von den Sexualtrieben der Psychologie aufgedrängt habe.

An keiner Stelle hat Freud einen Konflikt zwischen den organischen Bedürfnissen – das wären die Selbsterhaltungstriebe – und dem sexuellen Wunsch beschrieben, nicht theoretisch und schon gar nicht klinisch. Dies schlicht und einfach deshalb nicht, weil der psychische oder verinnerlichte Konflikt so nicht geartet ist, nicht geartet sein kann. Es gibt einen einzigen Text, *Die psychogene Sehstörung in psychoanalytischer Auffassung* (1910i), den man allenfalls so auffassen könnte, in dem jedenfalls Freud diese Sichtweise am weitesten treibt und zu systematisieren versucht. Bei konsequent triebtheoretischer Lektüre enthüllt sich jedoch das Sehen als das *Feld*, auf dem sich der *sexuelle Konflikt* manifestiert. Weiter als zur Anerkennung der Tatsache, dass die (biologische) Not des Lebens ihren Tribut fordert, zur «Anpassung» zwingt und dem (sexuellen) Luststreben des Subjekts Grenzen setzt, reicht der Dualismus von Selbsterhaltung und Sexualität nicht. Der biologischen Selbsterhaltung einen psychischen Trieb, einen Ichtrieb, zuschreiben zu wollen, «biologisiert» den psychischen Konflikt. Der verinnerlichte Konflikt – das wird noch zu zeigen sein – ist durch und durch ein sexueller.

Auch wenn diese Unterscheidung zweier Triebe als Grundlage einer Trieb- und Konflikttheorie nicht taugt, ist sie in anderer Hinsicht nicht gering zu achten. Freud formuliert damit den grundlegenden Schnitt, den die vorzeitige Geburt des Menschen zwischen die organische Lebensordnung und die Sexualität, das Individuum der Gattung und das menschliche Subjekt legt. Er bezeichnet damit «das vitale Aufspringen, das für den Menschen konstitutiv ist» (Lacan 1966, 116) und deutet an, wie zögerlich auch immer, dass sich das Ich *außerhalb* der Lebensfunktion der Selbsterhaltung als libidinöse Struktur bildet. Diese Linie gilt es weiterzudenken.

Neben dem postulierten Dualismus von Ich- und Sexualtrieb gibt es einen ausgeführten, wenn auch noch wenig theoretisierten «Dualismus» von Ich und

Sexualität. Von den *Studien über Hysterie* (1895d) an spricht Freud ganz selbstverständlich substantivisch vom Ich, z. B. vom «abwehrlustigen Ich» (1895d, 280), wenn er konflikttheoretisch argumentiert; in der *Traumdeutung* (1900a, 562) postuliert er für die Unlustträume, die einer Wunscherfüllung zu widersprechen scheinen, einen Zwiespalt zwischen «dem Verdrängten und dem Ich». Er würdigt explizit «die Beteiligung des *Ichs* an der Traumbildung» und benennt implizit das Ich als Agenten der Verdrängung (1900a, 563). In den *Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens* stellt er ein «purifiziertes Lust-Ich» einem «Real-Ich» (1911, 235, 237) gegenüber. In der *Narzissmusarbeit* spricht er erstmals von der «Struktur des Ichs» (1914c, 165), und in *Triebe und Triebsschicksale* unterscheidet er ein «Ich-Subjekt» von einem «Außen-Objekt» (1915c, 227) und sieht den psychischen Konflikt «zwischen den Ansprüchen der Sexualität und denen des Ichs» – nicht der Ichtriebe. In *Jenseits des Lustprinzips* (1920g) postuliert er die «umfassende Einheit des Ichs», das «zusammenhängende Ich» und den «Konflikt zwischen dem Ich und der libidinösen Objektbesetzung» (Freud 1920, 7, 18, 56).

Der Dualismus der psychoanalytischen Trieb- und Konflikttheorie ist nicht der von Ich- und Sexualtrieb, sondern der von *Ich* und *Trieb*, von Ich und Sexualität, und dies von allem Anfang an. Wie das Ich die Stätte der Angst und Sitz der Affekte ist, ist es auch Protagonist und Schauplatz des sexuellen Konflikts.

Psychoanalyse des Ichs oder Ichpsychologie: Das Ich des Triebes oder das autonome Ich

Freuds relativ späte systematische Fassung des Ichs in *Das Ich und das Es* (1920b) hat also Wurzeln, die buchstäblich bis in die Anfänge der Psychoanalyse zurückreichen. Diese Wurzeln gilt es freizulegen. Das mag leichter gelingen und die Figur des libidinösen Ichs der frühen Schriften Freuds mag schärfer hervortreten, wenn ich sie vom Ich der späteren so genannten Ichpsychologie abhebe. Dies darum, weil die gängige Auffassung des Ichs, die zwar alles andere als einheitlich ist, explizit oder implizit stark vom Ichbegriff der Ichpsychologie geprägt und der konstitutive Zusammenhang von Ich und Trieb nicht mehr selbstverständlich ist.

Die inauguralen Texte der Psychoanalyse des Ichs und der Ichpsychologie sind neben Freuds zentraler Arbeit von 1923 Anna Freuds *Das Ich und die Abwehrmechanismen* (1936) und Heinz Hartmanns *Ich-Psychologie und Anpassungsproblem* (1939). Anna Freud und Heinz Hartmann markieren die Pole der *Psychoanalyse des Ichs* und der *Ichpsychologie*: Das Ich ist bei Anna Freud das Ich des Triebes, bei Hartmann das Ich der Anpassung.

Anna Freuds kleines Buch ist ein Meilenstein in der Entwicklung der Psychoanalyse nach Freud. Es ist eine kompakte und konsistente Beschreibung des Ichs als

Protagonist und Antagonist des Triebes im neurotischen Konflikt und in der analytischen Arbeit, die bis heute nichts von ihrer Aktualität verloren hat. Anna Freud hat erstmals systematisch die Abwehr als bedeutsame *psychische* Arbeit und die Analyse von Abwehr und Widerstand als bedeutsame *psychoanalytische* Arbeit beschrieben. Sie hat einen wesentlichen Schritt zur Analyse des Ichs getan, den strukturellen Gesichtspunkt der Psychoanalyse schärfer gefasst und einer künftigen Konflikttheorie und Theorie der Technik den Weg gewiesen.

Heinz Hartmanns leitendes Interesse war ein ganz anderes, vorwiegend theoretisches, um nicht zu sagen akademisches. Er sieht das Ich als Instanz der Person, die sich in den Problemen der Anpassung differenziert. Es war sein erklärtes Ziel, die Psychoanalyse als Naturwissenschaft vom Seelischen zu begründen und als eine allgemeine Psychologie, ja Sozialpsychologie der Person (Hartmann 1939, 10) an die akademische Psychologie anzuschließen.

Er liest *Das Ich und das Es* nicht metapsychologisch im Sinne der Triebtheorie, sondern persönlichkeits-theoretisch. Analog dem Schichtenmodell früherer Persönlichkeitspsychologien sieht er die drei «Instanzen» Es, Ich und Überich als Teile der Persönlichkeit: Das Ich «ist ein Teilgebiet der Persönlichkeit und wird durch seine Funktionen bestimmt» (Hartmann 1950, 120). Im Zentrum seines Denkens steht das autonome, vom Trieb unabhängige Ich als Organ der Anpassung des Individuums an seine Umwelt. Sein Bezug zum Trieb ist nicht konstitutiv für das Subjekt, sondern exekutiv. Es hat den Trieb zu bewältigen, um die Anpassung der Person zu gewährleisten.

In einer gedrängten Zusammenfassung von *Ichpsychologie und Anpassungsproblem* (Hartmann 1939) möchte ich die folgenden leitenden Gedanken hervorheben: Hauptgegenstand der Ichpsychologie ist die Anpassungsfähigkeit des Organismus an eine «durchschnittlich zu erwartende, also typische Umweltsituation» (ebd., 25). Hauptaufgabe des Ichs ist die Realitätsbewältigung, und Hartmann macht die Anpassung zum zentralen Begriff der Psychoanalyse (ebd., 24). Er postuliert eine angeborene, vom Trieb unabhängige konfliktfreie Sphäre primärer Ichautonomie. Das sind «die *nicht-konfliktuöse* Entwicklung des Wahrnehmens, der Intention, der Dingauffassung, des Denkens, der Sprache, der Wiederholungspänomene, der Produktion; die wohlbekannten Phasen motorischer Entwicklung, das Greifen, das Kriechen, das Gehenlernen; und überall auch die Problematik der Reifungs- und Lernvorgänge und vieles andere» (ebd., 13). In der «durchschnittlich zu erwartenden Umwelt» ist Anpassung von allem Anfang an gewährleistet. Einmal gibt es Angepasstsein vor allen intendierten Vorgängen des Sichanpassens (ebd., 44) und andererseits durch das biologische Zusammenpassen der mütterlichen Bedürfnisse mit den Bedürfnissen des Kindes. Diese Sicht ist uns von Balints «primärer Objektliebe» vertraut und ist der Ansatzpunkt der Bindungstheorie. Dahinter steht der Vater, weiter die Familie und die ganze soziale Struktur in der Kontinuität mit den vorangegangenen Generationen. «Da-

durch entsteht ein Gewebe von Identifizierungen und Idealbildungen, das für Anpassungsmöglichkeiten und Anpassungswege sehr bedeutsam wird» (ebd., 31).

Biologische Reifung und psychische Entwicklung sind Teil der Evolution, und Evolution versteht Hartmann als «Prozess der progressiven Verinnerlichung». Er meint damit aber nicht den Aufbau einer wunschbestimmten inneren Welt der Triebe und Objekte, sondern die Entwicklung der von ihm so genannten Ichfunktionen wie Denken und rationales Handeln, die den Organismus zunehmend von seiner Umgebung unabhängig machen. Reaktionen, die sich ursprünglich gegenüber der Außenwelt abgespielt haben, werden zunehmend ins Innere des Organismus verlegt und bilden progressiv das, was die Ichpsychologie organisierende oder synthetische Funktion des Ichs nennt (ebd., 61 f.).

In Hartmanns Sichtweise sind die Triebe in erster Linie «ein Erdenrest zu tragen peinlich», die Ichautonomie und Anpassung erschweren und stören. Das Ich hat die Aufgabe, die Triebe im Sinne einer optimalen Anpassung zu modellieren. Hartmanns *Bemerkungen zur psychoanalytischen Theorie der Triebe* (1949) sind entsprechend mehr evolutionär-biologisch und ethologisch als psychoanalytisch ausgerichtet. Er unterscheidet nicht zwischen dem Wunsch des Triebes und dem Bedürfnis des Organismus und kaum zwischen Instinkt und Trieb. Auf diesem Hintergrund können die spezifische Bedeutung der Sexualität im Allgemeinen und der infantilen Sexualität im Besonderen für den Aufbau der psychischen Wirklichkeit und einer lustbestimmten Erfahrungswelt des Menschen nicht in Erscheinung treten. Da die Triebe die Anpassung stören, gehören Triebkonflikte zwar unweigerlich zur menschlichen Existenz und zwingen zur Anpassung, der Triebkonflikt ist jedoch kontingent, nicht konstitutiv.

Die psychischen Mittel, die der Mensch in der Auseinandersetzung mit den unvermeidlichen, aber kontingenten Triebkonflikten einsetzt, die so genannte Abwehr, kann sekundär Autonomie gewinnen, d. h. vom Triebgeschehen unabhängig werden und Anpassungswert erhalten. Die Triebe können sich «auf dem Umweg über ihre Hemmung in den Dienst der Anpassung ... stellen» (ebd., 29). Abwehr, Fantasie und Affekt interessieren Hartmann vor allem als «anpassungs-positive Elemente» (ebd., 21), als «Triebkräfte zur Bewältigung der Realität» (ebd., 23). Zu analysieren ist, in welcher Weise die primär autonomen Ichfunktionen in die Konflikte mit einbezogen, durch Konflikte gestört werden.

Der leitende Gedanke der Anpassung bestimmt auch das Verständnis des psychoanalytischen Prozesses. Das Ziel der psychoanalytischen Kur ist nicht die «gelungene Konfliktlösung», die den Trieben, dem Begehren und Streben nach Lust ihren zentralen Platz einräumt, sondern «die gelungene Abwehr» (Moser 1964), die Anpassung ermöglicht. So hat es auch Balint (1938, 202 ff., 222 ff.) gesehen: «Stärkung des Ichs», «Durcharbeiten», «Lernen», «Zur-Analyse-Erziehen» sind die vier synonymen Begriffe, mit denen er die Aufgabe der Kur umreißt. Hartmann aner-

kennt ausdrücklich, dass Anna Freuds Theorie der Abwehrmechanismen, ihre Auffassung des Widerstands als Übertragung von Abwehr, als «das ganze Ich in Aktion», der Entwicklung der Technik neue Impulse verliehen hat. Ihn interessiert aber vornehmlich der «Fortschritt in Bezug auf das Verstehen und Handhaben des Realitätsaspektes im Verhalten unserer Patienten» (1968, 164).

Anna Freuds Psychoanalyse des Ichs und Hartmanns Ichpsychologie sind von sehr unterschiedlichen Interessen geleitet. Die Ichpsychologie sucht das Psychische in seinem Bezug zum Organischen auf, während die Psychoanalyse das unbewusste Triebgeschehen, die spezifische Innenwelt des Menschen, gerade in ihrer Differenz zum Organischen erfasst, wie ich es im ersten Kapitel zu beschreiben versucht habe. Das bestimmt auch die Konzeption des Ichs.

Es versteht sich von selbst, dass meine grobe Skizze der Ichpsychologie, ihrer Vielschichtigkeit und Tradition nicht gerecht wird. Ihre weiteren Entwicklungen von Jacob Arlow, Charles Brenner und Leo Rangell und insbesondere von Roy Schafer wären da zu berücksichtigen. Für eine authentische und repräsentative neuere Darstellung verweise ich auf Wallerstein (2001). Auch wenn die Ichpsychologie lange Zeit das leitende «Paradigma» des psychoanalytischen Denkens im anglo-amerikanischen und deutschen Sprachraum gewesen sein mag, wäre es eine groteske Überzeichnung, zu behaupten, dass sich in Amerika die Psychoanalyse in der Ichpsychologie verloren hätte. Nicht alle Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker haben die extremen Positionen Hartmanns übernommen, und nicht alle sind der Kritik und Ablehnung der Triebtheorie und der Metapsychologie, wie ich sie in der Einleitung kurz erwähnt habe, gefolgt. Auch sollte eine Kritik der Ichpsychologie nicht dazu verleiten, die Impulse, die sie der Psychoanalyse geben konnte, gering zu schätzen. Sie hat z. B. der psychoanalytischen Entwicklungstheorie entscheidende Anstöße verliehen. Die bahnbrechenden Arbeiten von Margaret Mahler und René Spitz zum Aufbau der frühen Objektbeziehungen basieren auf der Ichpsychologie; ebenso Edith Jacobsons wesentliche Beiträge zu einer Theorie der inneren Welt aber auch die weit ausgreifenden Arbeiten Joseph Slanders und seines Kreises. Die Ichpsychologie hat den Indikationsbereich für psychoanalytisches Arbeiten beträchtlich erweitert (Stone 1954). Es sind in dieser Zeit bahnbrechende Arbeiten zur Psychose und Depression entstanden. Ernst Federn und nochmals Edith Jacobson, aber auch Wolfgang Loch, einige Namen, die für viele andere stehen mögen, wären hier zu nennen.

Etwas möchte ich besonders herausheben: Die damals so genannte «ichpsychologische Deutungstechnik», die dem Begriff der «psychischen Oberfläche» (Freud 1905e, 169; 1924f, 410) einen systematischen Status verliehen hat und konsequent die Abwehr vor dem Abgewehrten deutet, hat in der psychoanalytischen Praxis mancherlei in Gang gebracht. Erst mit der Ichpsychologie ist die *psychische Arbeit* Gegenstand der Analyse geworden. Mehr und mehr haben Analytikerinnen und Analytiker erkannt, wie oft inhaltlich «korrekte» so genannte Es-, Inhalts- oder

Tiefendeutungen reine Rationalisierungen bleiben, wenn Abwehr und Widerstand als Übertragung von Abwehr (A. Freud 1987, 221 ff.), die psychische Arbeit eben, nicht Gegenstand des Durcharbeitens wird. Wenn wir heute auch der ichpsychologischen Deutungstechnik mit ihrem pädagogischen Touch der «Ichstärkung» zu Recht zwiespältig und kritisch gegenüberstehen und die damals «klassische» Einführung von Ralph Greenson (1973) für reichlich naiv halten, hat die Befreiung vom «Erratenmüssen» der «richtigen» inhaltlichen Deutung den Diskurs zwischen Analysandin und Analytiker entschieden gefördert, und in manchen Analysen ist so etwas wie eine Diskursanalyse *avant la lettre* in Gang gekommen.

Bevor ich mich aufmache, das psychoanalytische Ich des Triebes, das sich wesentlich vom Ich der Ichpsychologie unterscheidet, von seinen Ursprüngen aus herzuleiten, möchte ich eine kurze diskurstheoretische und terminologische Zwischenbemerkung einschieben.

Begriffe, auch wenn sie der Umgangssprache entnommen werden, sind Konventionen. Entsprechend lässt sich das Ich psychologisch unterschiedlich denken und konzeptualisieren. Wie es am angemessensten zu denken ist, hängt vom jeweiligen Diskurs ab, in dem der Begriff funktionieren soll. Der psychoanalytische Diskurs ist ein anderer, ein «engerer» als der psychologische. Psychologisch mag es durchaus Sinn machen, die auf die äußere Realität bezogenen psychischen Funktionen als Ich zu fassen bzw. im Ich zu lokalisieren. Auch Psychoanalytiker von Freud bis heute gebrauchen den Ichbegriff immer wieder im psychologischen Sinne. Aber dieser mehr deskriptive Gebrauch kann und muss sich nicht auf die Psychoanalyse und ihre Triebtheorie berufen und beziehen.

Der psychoanalytische Diskurs, wenn er sich denn von einem psychologischen unterscheiden will, ist anders zentriert. Er bedarf eines Konzepts, welches das Subjekt ins Verhältnis zum Trieb setzt. Das ist der spezifische Ort des Ichs im psychoanalytischen Sinne. Das Ich der Psychoanalyse meint somit nicht dasselbe wie das Ich der Psychologie. Der Einfachheit halber unterscheide ich das «psychologische Ich», das auch das Ich der Ichpsychologie ist, vom «psychoanalytischen Ich», das das Ich der Triebtheorie ist bzw. eine Theorie des Ichs fordert, die der Triebtheorie entsprechen kann. Selbstverständlich spreche ich im Folgenden ausschließlich vom «psychoanalytischen Ich».

Die Wurzeln des Ichbegriffs: Entwurf einer Psychologie

Freud hat das Ich explizit 1895 im *Entwurf einer Psychologie* eingeführt, den wir nachträglich gut und gern zur ersten metapsychologischen Schrift Freuds erklären können. Wie mühsam es manchen auch erscheinen mag, ist es doch unerlässlich, auf den *Entwurf* und seine Konstruktion eines psychischen Apparats einzugehen, wenn man ein konzises Konzept des «psychoanalytischen Ichs» gewinnen will.

Ich habe es bereits gesagt, schon der frühe Freud hat den Begriff des Ichs gern und häufig benutzt. Bis 1950 mag es allerdings so ausgesehen haben, als handle es sich bei der Rede vom Ich bestenfalls um ein deskriptives Präkonzept des Ichs. Dann hat Ernst Kris erstmals den inzwischen legendären 1895 geschriebenen *Entwurf einer Psychologie* posthum veröffentlicht. Dieser *Entwurf* entpuppte sich unter anderem buchstäblich als «das Buch vom Ich». In keiner anderen Schrift, *Das Ich und das Es* eingeschlossen, ist so viel vom Ich die Rede wie im *Entwurf*.

Warum hat Freud den *Entwurf* nicht veröffentlicht? Wir wissen es nicht wirklich, obwohl seine Entstehung, Freuds anfängliche Faszination durch das Projekt, dann sein scheinbar rasch abflauendes Interesse daran, in der Korrespondenz mit Fliess Schritt für Schritt und ausführlich dokumentiert ist (Freud 1895/1985c, 124 ff.). Der Hauptgrund dürfte sein, dass er an seinem Anspruch scheitern musste, «eine naturwissenschaftliche Psychologie zu liefern, d. h. psychische Vorgänge darzustellen als quantitativ bestimmte Zustände aufzeigbarer materieller Teile (und sie) damit anschaulich und widerspruchsfrei zu machen» (1885, 387). Ob der *Entwurf* Freuds neurologischer Schwanengesang oder der Aufbruch zu neuen Ufern war sowie die breite und kontroverse Diskussion, die seither um den *Entwurf* entbrannt ist, braucht uns hier nicht zu kümmern.

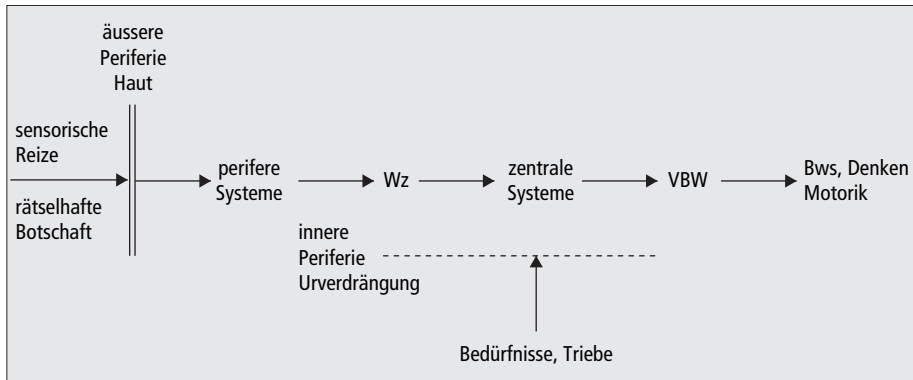
Tatsache bleibt, dass Freud den *Entwurf* nicht nur nicht veröffentlicht, sondern ihn kurz nach seiner Abfassung scheinbar desinteressiert beiseite gelegt hat, ja das Manuskript nicht einmal von Fliess zurückverlangte, dem er es geschickt hatte. Tatsache bleibt aber auch, dass im *Entwurf* die meisten späteren psychoanalytischen Grundbegriffe, insbesondere die ökonomische und strukturelle Betrachtungsweise, schon auftauchen und Freud darin das «Ich» explizit einführt, und zwar im Zusammenhang mit der psychischen Verarbeitung innerer Reize, vorab jener, die er später Triebe nennen wird. Es mag paradox anmuten: Das Ich des Triebes hat eine erste konzeptuelle Fassung gefunden, längst bevor die Triebtheorie am Horizont erschien. Diese erste Fassung einer Theorie des Ichs blieb dann allerdings lange Zeit latent, aber verschwunden ist sie nicht.

Wenn ich aus aktuellem systematischem und nicht historischem Interesse auf den *Entwurf* zurückgreife, werde ich ihn als metapsychologische Konstruktion und nicht als naturwissenschaftliche neurologische Psychologie lesen. Das ist, schon der von Freud benutzten Terminologie wegen, nicht ganz einfach, drängt sich aber spätestens dann auf, wenn man die psychoanalytische Triebtheorie nicht biologisch-hereditär, sondern vom Anderen her konstruiert. Der *Entwurf* stammt aus der Zeit von Freuds so genannter früher Verführungstheorie, in der er, wenn auch nur in einer eingeschränkten Theorie der Ätiologie der Neurosen, dem Anderen einen bedeutsamen, allerdings zweifelhaften Ort zuwies. Hier nun, im *Entwurf*, wo Freud das Konzept des Befriedigungserlebnisses erstmals entwickelt, gibt er – das einzige Mal und nur am Rande – dem Anderen, dem «Nebenmenschen» die konstitutive Bedeutung, die ihm zusteht. Das will weitergedacht sein!

Der *Entwurf* ist eine sperrige Lektüre für Fortgeschrittene, ein verschlungener Text, der sich nicht von selbst erschließt, der einiges an exegetischer Arbeit erfordert, wenn man seine neurologische Sprache in Psychoanalyse übersetzen will. Für die exegetische Arbeit, die ich hier nicht nachvollziehen will, verweise ich auf so unterschiedliche Autoren und Autorinnen wie Jacques Lacan (1991), Cordelia Schmidt-Hellerau (1995b), May Wegener (2004) und vor allem auf Jean Laplanche (1974, 78 ff.), dem ich weitgehend folgen werde. Was die Terminologie betrifft, will ich nur anmerken, dass man unbedenklich von Vorstellung und Affekt sprechen kann, wo Freud von Neuron und Quantität spricht. Das verringert die Schwierigkeiten der Lektüre und der Übersetzung bereits gewaltig. Dennoch werden die folgenden Ausführungen noch sperrig genug zu lesen sein.

Der psychische Apparat und die Funktionsprinzipien des psychischen Geschehens

Um die Dynamik, Ökonomie und Struktur des Ichs im Triebgeschehen einigermaßen anschaulich, aber doch so präzise wie möglich fassen zu können, will ich dem Modell des psychischen Apparats, das ich im letzten Kapitel eingeführt habe, in Anlehnung an Laplanche (1974, 89) dasjenige zur Seite stellen, wie es sich aus dem *Entwurf* extrahieren und sich durch die später entfalteten Kategorien der rätselhaften Botschaft, des Wahrnehmungszeichens und des Unbewussten erweitern lässt:



Freud unterteilt den psychischen Apparat grob in drei Systeme: die peripheren psychischen Systeme, die mit der Wahrnehmung der äußeren Realität verbunden sind, die zentralen psychischen Systeme der inneren Verarbeitung und das Bewusstsein.

Die peripheren Systeme sind über die sensorischen Bahnen direkt an die Wahrnehmung der äußeren Realität angeschlossen. Beide bilden sich von Geburt an. Ihre Grenze, die äußere Periferie, sind die Haut und die Sinnesorgane, die die ankomm-

menden Reize abdämpfen und filtern. Zu den von außen anlangenden Reizen gehören aber auch die rätselhaften Botschaften des Anderen, die im Wahrnehmungszeichen, das Freud hier nicht einfügt, einen ersten Niederschlag finden, und die sich, das ist im letzten Kapitel deutlich geworden, auf den präfigurierten organischen oder psycho-organischen Wegen nicht erledigen lassen.

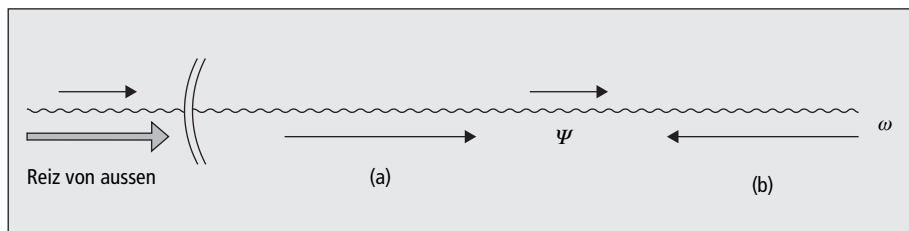
Die zentralen psychischen Systeme schließen an die periferen an und bestehen aus den Gedächtnisspuren oder Erinnerungssystemen und dem Unbewussten, genauer dem dynamisch und systematisch Unbewussten, das Freud durch sein ganzes Werk hindurch System Ubw nennen wird. Die Aufteilung in periferer und zentrale psychische Systeme, in Systeme der Wahrnehmung und Systeme der inneren Verarbeitung, spiegelt die Annahme Freuds, an der er durch sein ganzes Werk hindurch zu Recht festhält (z. B. 1900a u. 1925a), dass Wahrnehmung und Gedächtnis nicht zusammengehen, sondern, ob neurophysiologisch oder psychisch, die Leistung unterschiedlicher Gruppen oder Systeme sind. Ich habe bereits im letzten Kapitel im Zusammenhang mit dem Wahrnehmungszeichen darauf hingewiesen.

Auf der anderen Seite sind die zentralen psychischen Systeme an das Bewusstsein angeschlossen. Es beherrscht den Zugang zur willkürlichen Motorik und ist damit wieder der äußeren Realität zugewandt.

Das ist aber noch nicht alles. Auf diese horizontale Achse des linear gezeichneten psychischen Apparats treffen die aus dem Körperinneren stammenden Reize, die Bedürfnisse der Selbsterhaltung und vor allem die Triebregungen. Anders als gegen die physischen Reize der Außenwelt gibt es gegen die Erregungen, die aus dem Inneren des Organismus oder der Psyche kommen, seien dies nun Affekte oder bereits Vorläufer dessen, was später Vorstellungen sein werden, keinen den Sinnesorganen und der Haut analogen Reizschutz. In den zentralen psychischen Systemen treffen somit gefilterte Reize der Außenwelt, ungefilterte Erregungen aus dem Körperinneren und dem Inneren des Apparats selbst sowie Informationen aus dem Bewusstsein aufeinander. An die zentralen Systeme richten sich zentral die Arbeitsanforderungen dessen, was im Wahrnehmungszeichen eingeschrieben ist, und später der Triebe.

Wahrnehmung und Bewusstsein stehen zwar in Freuds linearem Modell an den entgegengesetzten Enden. Rollt man das Modell jedoch ein, stoßen Bewusstsein und Wahrnehmung aufeinander. Freud fasst denn auch beides im Wahrnehmungsbewusstsein, im System W-Bws, zusammen (z. B. 1920g, 24; 1923b, 247 f.; 1939a, 204). Jedenfalls sind sie in einem «Verkehr der beiden Systeme» eng miteinander verbunden, und zwar derart, dass jede Wahrnehmung als Feedback in den zentralen psychischen Systemen automatisch das auslöst, was Freud *Realitätszeichen* nennt, ein Signal, das die Psyche über den «Realitätswert» einer Vorstellung informiert. Laplanche (1974, 90) zeigt das ebenso anschaulich wie überzeugend.

gend auf. Die zentralen psychischen Systeme empfangen «zur gleichen Zeit zweierlei Nachrichten über einen äußeren Reiz: Die erste (a) kommt direkt von der Periferie zu ihm, die zweite (b) auf dem Umweg über (das Bewusstsein), als Nachricht über die Nachricht, als Auszeichnung der ersten mit dem Vermerk «Realität». Laplanche (1974, 90) stellt das schematisch so dar:



Diese Tatsache ist von entscheidender Bedeutung für die Konzeption des psychoanalytischen Ichs. Die äußere Realität ist gemäß diesem Schema die Gesamtheit der von den Wahrnehmungsapparaten vermittelten Reize. Der psychische Apparat ist über die Wahrnehmungsapparate und die periferen psychischen Systeme direkt mit der äußeren Realität verbunden. «Das biologische und psychische Individuum nimmt die Realität direkt wahr, es verfügt über ein Zeichen, an dem es sie erkennt, und es braucht kein «Ich» dafür» (Laplanche 1974, 90).

Freud postuliert hier tatsächlich ein «autonomes System» der Wahrnehmung, das direkten, unvermittelten Zugang zur äußeren Realität hat. Was die Ichpsychologie als autonome Ichfunktionen beschreibt, vor allem Wahrnehmung und Realitäts-erkenntnis, sind in Freuds Theorie nicht Funktionen des psychoanalytischen Ichs, sondern des psychischen Apparats.

Dem autonomen System der Wahrnehmung entspricht auch eine autonome Reaktion. Das sind in erster Linie der Rückzug vom Reiz, physischer Rückzug, wenn die Motorik entsprechend entwickelt ist, Rückzug der Besetzung von der Wahrnehmung und später auch von der Erinnerungsspur der «Schmerzerregung», wenn die motorischen Abfuhrwege nicht zur Verfügung stehen; in zweiter Linie, was bereits Lernen voraussetzt, die Vermeidung so genannter aversiver Reize. Das erste Regulationsprinzip des psychischen Geschehens ist somit das «Unlustprinzip», das ist der Imperativ, Unlust zu vermeiden.

Das Unlustprinzip, das Freud hier noch nicht so nennt, ist der implizit leitende Gedanke Freuds bei der Konstruktion des psychischen Apparats und bestimmt seine Funktionsweise. Aufgabe und Funktion des psychischen Apparats wären, wenn es die Triebe nicht gäbe, sich der wahrgenommenen äußeren und inneren Erregung auf kürzestem Weg reflexhaft zu entledigen. «Abfuhr» nennt Freud die-

sen Vorgang, der, so postuliert er (1895/1950c, 388), nach dem *Prinzip der Trägheit* erfolgt. Freud meint damit die Tendenz des psychischen Apparats, sich reizlos zu erhalten. Dem Bewusstsein kommt dabei noch keine reflexive Funktion zu. Freud nennt diese reflexhaften und nicht reflexiven Vorgänge Primärfunktion und Primärprozess, denen er dann die Sekundärprozesse entgegenstellt, die psychische Struktur und Reflexivität voraussetzen und schaffen.

Mit dem Trägheitsprinzip markiert Freud auf den ersten Seiten seiner ersten metapsychologischen Schrift eine ökonomische Problematik, die wenig später als Konstanzprinzip und Unlustprinzip, wie ich es eben eingeführt habe, dann als Lustprinzip und zuletzt als Nirwanaprinzip oder Prinzip des Todestriebes sein ganzes Werk durchziehen und belasten wird. Die Verbindung des homöostatischen Trägheits- bzw. Konstanzprinzips mit dem sexuellen Lustprinzip wird sich als problematisch und unangemessen erweisen.

Dass ein Organismus, der allein nach dem Primärprozess funktioniert «und die Realität der Außenwelt vernachlässigt, sich nicht die kürzeste Zeit am Leben erhalten könnte», sieht natürlich auch Freud (1911b, 232). Ja mehr noch, die menschliche Sexualität stört ganz und gar die primäre Funktionsweise eines organisch konzipierten psychischen Apparats. Folgte die Ökonomie der menschlichen Sexualität dem Trägheits- bzw. Unlustprinzip, könnte der Wunsch, könnte die lustvolle und nach «Mehrlust» verlangende sexuelle Erregung erst gar nicht entstehen, und die sexuelle Befriedigung wäre dann tatsächlich nicht mehr als eine Lustprämie für die erledigte Aufgabe der Fortpflanzung.

Bei einem genetisch nicht festgelegten Wesen, wie es der Mensch ist, modifiziert jede Erfahrung mit dem Anderen von allem Anfang an den psychischen Apparat, hinterlässt ihre Spuren in den «Erinnerungssystemen» und im Unbewussten und bildet damit psychische Struktur, die Erregung und Spannung zulässt. Die Abfuhr erfolgt alsbald nicht mehr nach dem Unlustprinzip auf dem kürzesten unvermittelten Weg, sondern nimmt, unter Berücksichtigung der gegebenen äußeren und inneren Bedingungen und der Hoffnung auf größtmöglichen Lustgewinn, den zweckmäßigsten Weg. Das Unlustprinzip wird durch das Lustprinzip ergänzt. Diese zunehmende «Anpassung» an die inneren Bedingungen oder den Trieb nennt Freud Sekundärfunktion oder Sekundärprozess. An dieser Stelle bringt er das Ich ins Spiel.

Die Einführung des Ichs: Die Funktion

Das Ich des Triebes bildet sich nicht an der äußeren, sondern an der inneren Peripherie bzw. am Wunsch, der im Befriedigungserlebnis erst entsteht. Das erneute Auftreten eines Bedürfnisses oder Wunsches, das habe ich im letzten Kapitel beschrieben, reaktiviert das Erinnerungsbild des Befriedigungserlebnisses. Die

Bedingung der Befriedigung ist das Wiedererscheinen der Wahrnehmung des befriedigenden Objekts, was Freud «Wahrnehmungsidentität» nennt; «die volle Besetzung der Wahrnehmung von der Bedürfnisbefriedigung her (ist) der kürzeste Weg zur Wunscherfüllung» (Freud 1900a, 571).

Mit der Wunscherfüllung als Wiederherstellen der Wahrnehmung und der vollen Besetzung der Wahrnehmung, mit anderen Worten: mit der Reaktivierung des Bewegungsbildes, die mit dem Realitätszeichen besiegelt wird, gibt es nun ein leidendes Problem, das der Halluzination nämlich, ergibt doch die Wunschbelebung «zunächst dasselbe wie die Wahrnehmung, nämlich eine *Halluzination*». Die intensive halluzinatorische Besetzung des Bildes des Objekts löst das «Realitätszeichen» ebenso aus wie die Wahrnehmung. «Wird daraufhin («autistisch», könnten wir sagen, H. M.-P.) die reflektorische Aktion eingeleitet, so bleibt die Enttäuschung nicht aus» (Freud 1895/1950c, 412).

«Es hindert uns nichts, einen primitiven Zustand des psychischen Apparats anzunehmen, in dem dieser Weg (primärprozesshaft, H. M.-P.) wirklich so begangen wird, das Wünschen also in ein Halluzinieren ausläuft. Diese erste psychische Tätigkeit zielt also auf eine *Wahrnehmungsidentität*, nämlich auf die Wiederholung jener Wahrnehmung, welche mit der Befriedigung des Bedürfnisses verknüpft ist» (Freud 1900a, 571). Die so genannte halluzinatorische Wunscherfüllung mag in Wirklichkeit sein, was immer sie will, eine Befriedigung ist sie gerade nicht.

Wie viel auch der «kompetente Säugling» (Dornes 1993a) mit den verschiedenen Sinnen wahrnehmen, erkennen und unterscheiden kann, eins kann er noch nicht: im Zustand der Bedürfnis- und Wunschbelebung die Wahrnehmung von der Halluzination unterscheiden. Es hängt alles davon ab, die Entstehung des Triebwunsches zu stoppen, sie nicht zur Halluzination kommen zu lassen. Die Entstehung des Wunsches stellt an den psychischen Apparat die ultimative Forderung, einerseits das halluzinierte vom wahrgenommenen Objekt zu unterscheiden, andererseits das abwesende mit dem anwesenden Objekt identifizieren zu können. Es ist immer die Abwesenheit des Objekts, die die Psyche zum Arbeiten bringt. Das Subjekt kann das nur leisten, wenn es ihm gelingt, ein inneres Objekt, genauer eine Vorstellung des befriedigenden, aber noch abwesenden Objekts, zu schaffen und libidinös zu besetzen, das, etwas salopp ausgedrückt, nicht mit dem Realitäts-, sondern Fantasiezeichen versehen ist. Erst dann kann das Kind nach dem realen Objekt verlangen und es «suchen». Das Befriedigungserlebnis und die Möglichkeit der Abwesenheit der Befriedigung und des Objekts setzen das Realitätsprinzip, den Sekundärprozess und die Symbolisierung in Gang. Innere Struktur wird geschaffen.

An diesem Punkt führt Freud das Ich ein, und zwar als eine besonders ausgezeichnete Struktur, eine «sekundäre» Organisation, die den Erregungsverlauf in bestimmter Weise beeinflusst, das Fortschreiten des Wunsches zur Halluzination

hemmt und die Realität des Objekts, das auch abwesend sein kann, ins Spiel bringt. *Die primäre Funktion des Ichs ist es, Primärprozesse zu hemmen.* Was das Ich auszeichnet, ist nicht die Realitäts*wahrnehmung oder -erkenntnis*, wie es die Ichpsychologie annimmt, sondern die Realitäts*prüfung*, das ist die psychische Möglichkeit, Wahrnehmung von Halluzination, später äußere Realität von Fantasie zu unterscheiden und die vorgegaukelte Realität der Halluzination aus dem Spiel zu nehmen. Das Ich dient der Sicherung der «realen» Befriedigung, setzt das sich bildende Subjekt in einen spezifischen Bezug zum Objekt und wird zum Agenten der Lust – und der Abwehr. Die Entstehung der infantilen Sexualität, die Genese des Ichs und die Konstituierung des libidinösen Objekts gehen Hand in Hand. Unzertrennlich! Erst das Ich und seine Funktion der Realitätsprüfung erlauben dem Realitätszeichen, das von der bewussten Wahrnehmung kommt, als verlässliches Kriterium von innen und außen seine unschätzbaren Dienste zu tun.

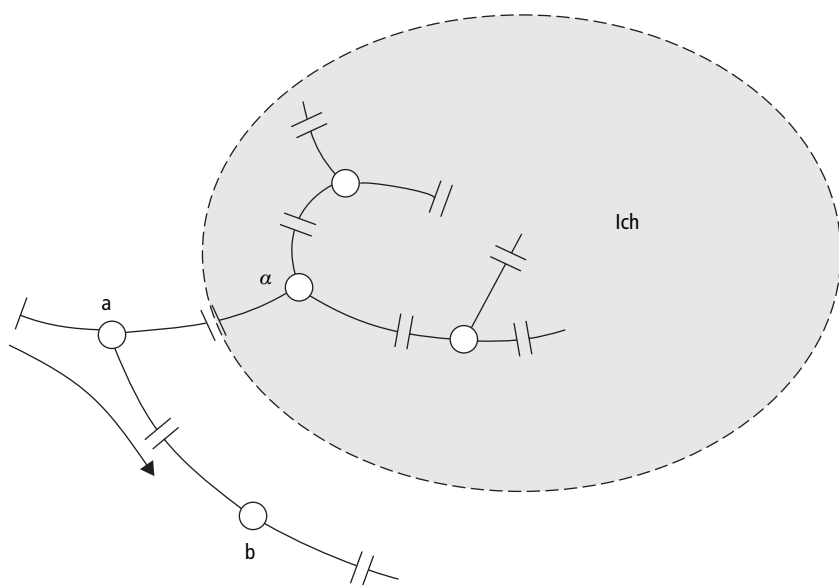
Die Einführung des Ichs: Die Struktur

Funktion und Struktur stehen genetisch in einem dialektischen Verhältnis und lassen sich in der Sache natürlich nicht trennen. Wenn ich es hier tue, so lediglich um der Darstellbarkeit willen. Als ich im letzten Abschnitt die zentrale Funktion des Ichs der Triebe auszumachen versuchte, habe ich die Struktur stillschweigend vorausgesetzt. Nun möchte ich die Entstehung des Ichs, das die Aufgabe hat, Primärprozesse zu hemmen, unter dem Gesichtspunkt der Struktur schildern, die damit geschaffen wird.

Um die Entstehung des libidinösen Ichs zu beschreiben, benutzt Freud im *Entwurf* einen Ausdruck, den er später nie mehr verwenden wird, den der Seitenbesetzung. Seitenbesetzungen sind es in der Tat allein in Bezug zum homöostatischen Funktionieren des hypothetischen psychischen Apparats, der nach unmittelbarer Befriedigung organischer Bedürfnisse strebt, die Sexualität noch nicht kennt und nach dem Primärprozess unter der Herrschaft des Unlustprinzips funktioniert. Unter dem Gesichtspunkt der psychosexuellen Entwicklung, des Subjekts und des Aufbaus der Objektbeziehungen sind die «Seitenbesetzungen» zentral. Sie fordern und schaffen die Sekundärprozesse, die bestrebt sind, Erregung nicht auf dem kürzesten Weg abzuführen, sondern Erregung und Spannung zu halten und zu kanalisieren, um sie gezielt im Dienste der Befriedigung und des «Gebrauchs der Lüste» einzusetzen. Die Seitenbesetzungen entspringen dem Befriedigungserlebnis und setzen die Dynamik, Ökonomie und Struktur der «nichtsnutzigen» libidinösen Lust ins Werk, die in Anlehnung an die Befriedigung der großen Körperbedürfnisse durch den Anderen «abfällt».

Wir könnten die Seitenbesetzung analog dem Sekundärprozess auch als «sekundäre Besetzung» bezeichnen. Sie ist in der Entstehung des Ichs das Pendant der «konstanten Besetzung» der Objekte, von der oben die Rede war. In der Tat ist es

die sich anbahnende konstante libidinöse Besetzung des Objekts, die eine innere libidinöse Struktur fordert, ermöglicht, schafft und trägt. In Anlehnung an die sich wiederholenden Befriedigungserlebnisse entstehen der Wunsch und die Vorstellung des libidinösen Subjekts und Objekts. Das Ich etabliert sich als ein umrissenes Netz konstanter libidinöser Besetzungen im Subjekt, das die Primärvorgänge hemmt, libidinöse Besetzung festhält und die Erregung nicht ins Bewusstsein und an das motorische Ende des Apparats gelangen lässt, ohne dieses Netz zu passieren. Was Ich wird, entwickelt sich in Abhängigkeit von dem, was zum verinnerlichten Objekt, zur inneren Imago des äußeren Objekts wird. Freud selbst hat dafür ein anschauliches Schema gezeichnet, das ich hier in der Form, die Laplanche (1974, 95) ihm gegeben hat, übernehme:



Freud (1895/1950c, 416 f.) erläutert das folgendermaßen – und ich paraphasiere wiederum die neurologische Terminologie psychoanalytisch und setze das Zitat daher nicht in Anführungsstriche: Eine Seitenbesetzung ist eine Hemmung des primären von den Bedürfnissen der Selbsterhaltung gesteuerten Affekt- bzw. Besetzungsablaufs. Stellen wir uns das Ich als ein Netz besetzter gegeneinander gut gebahnter Vorstellungen vor, so wird eine Erregung, die von außen auf *a* eindringt, es besetzt und die unter der Herrschaft des Unlustprinzips und des Primärprozesses, d. h. ohne Intervention der Organisation des Ichs unbeeinflusst nach *b* gegangen wäre, durch die Seitenbesetzung in *a* so beeinflusst, dass sie nur einen Teil nach *b* abgibt, eventuell gar nicht nach *b* gelangt. Und Freud bekräftigt: *Wenn also ein Ich existiert, muss es psychische Primärvorgänge hemmen.*

«Seitenbesetzungen» entstehen durch die «Wunschanziehung» des Objekts und konstituieren das libidinöse Ich. Sie sind der psychische Niederschlag jenes eigenartigen Überschusses an Affekten, der nicht in der Befriedigung der Bedürfnisse aufgeht. Sie sind «Bahnungen», konstante Besetzungen, die libidinöse Strukturen schaffen und festigen und neue Wege der Erregungsabläufe, der Erregungsverarbeitung eröffnen; Strukturen, die der infantilen und das heißt der spezifisch menschlichen Sexualität erst ihre spezifische Gestalt und ihre affektive Qualität verleihen und die Objektbeziehungen prägen.

Primär- und Sekundärprozess: Die Entstehung der Lust

Primärvorgang – ich wiederhole es – ist zunächst der metapsychologische Begriff für die homöostatische Affektregulation des Organismus und des primitiven organischen psychischen Apparats und besagt, dass der biologische und psychische Organismus nach unmittelbarer Befriedigung oder Entladung strebt – ohne Intervention des Ichs.

Welche Stellung kommt dann dem Primärprozess in der Ökonomie des libidinösen Triebablaufs zu? Ohne die Intervention der Sekundärprozesse und der Ichstruktur würde auch der Triebwunsch nach dem Trägheits- oder Unlustprinzip auf kürzestem Weg erledigt, und erlebbare Lust käme gar nicht zustande. Dann gäbe es allenfalls Wohlbefinden, aber keine sexuelle Lust, die sich ausbreitet. Die Hemmung von Primärvorgängen heißt alles andere als ein Abdämpfen der ihrem Wesen nach archaischen, vielgestaltigen, ungebundenen und leidenschaftlichen Sexualität. Das hätte ein langweiliges und lustloses Leben zur Folge. Der Ausdruck «Hemmung von Primärvorgängen» bezeichnet vielmehr eine Differenz und Differenzierung der Libido in Struktur und Besetzung, beide libidinös, analog der konstanten und momentanen Besetzung des Objekts. Struktur ist vonnöten, um Abfuhr aufzuschieben und den Weg der Befriedigung zu suchen, der die höchstmögliche Lust verspricht. Die Struktur bildenden Sekundärprozesse schaffen und begrenzen den Rahmen, innerhalb dessen Primärprozesse ungehindert und ungehemmt ablaufen können. Die Sekundärprozesse sind die Bedingung der Möglichkeit von Lust, den Primärprozessen verdankt sich die Lust.

Die Primärprozesse in der Ökonomie der Libido leiten sich wohl von den primären Prozessen der Selbsterhaltung ab, gewinnen aber im Triebablauf die Funktion, im Rahmen der Struktur, die an Sekundärprozesse gebunden ist, Lust zu erzeugen und zu verströmen. Das Verhältnis von Primär- und Sekundärprozess ist in der libidinösen Ökonomie viel mehr ein strukturelles als ein zeitliches, nicht ein konsekutives, sondern wechselseitiges. Ich habe es nicht eigens ausgeführt und es mag auf den ersten Blick verblüffen, wie weit das Konzept der Anlehnung trägt. Nicht allein die libidinösen Affekte, sondern auch die libidinöse Struktur bildet sich in

Anlehnung an die Befriedigung der lebenswichtigen Körperbedürfnisse und die Bindung. Aber wie anders sollte man sich das vorstellen?

Lust- und Realitätsprinzip: Die Ökonomie der Sexualität

Lust- und Realitätsprinzip bezeichnen unter dem ökonomischen Gesichtspunkt die gleiche Sache wie die Primär- und Sekundärprozesse der strukturellen Betrachtungsweise.

Es mag nicht unnütz sein, einige zentrale Punkte der letzten Abschnitte zu rekapitulieren: Anders als die physiologischen Prozesse folgt der Triebablauf gerade nicht dem Prinzip der Trägheit. Struktur ohne inhärente Spannung, die sie aufrechterhält, ohne «Tonus» wäre ein Widerspruch in sich. Hartmann definiert einmal psychische Struktur als Prozesse mit geringer Veränderungsrate. Libidinöse Besetzung umfasst Spannung und Entspannung. Der «primäre» organische und homöostatische Weg, Erregung und Spannung auf kürzestem Weg loszuwerden, die Spannung im psychischen Apparat möglichst niedrig zu halten, ließe gar keine Sexualität entstehen, die über das Organisch-Instinkthafte hinausginge und die es beim Kind noch nicht gibt. Um der libidinösen Lust willen wird der kürzeste Weg aufgegeben, und die Bindung libidinöser Erregung in Strukturen schafft den psychischen Raum, in dem momentane Erregung, dem Primärprozess folgend, lustvoll erfahren werden kann.

Die Unterscheidung des organischen und sexuellen psychischen Apparats, das spezifische Funktionieren der Primär- und Sekundärprozesse in der Ökonomie der Libido, die Trennung von Vorstellung und Affekt und die Verschiebbarkeit der Affekte legen eine Bestimmung des Verhältnisses von Lust- und Realitätsprinzip nahe, die im Gegensatz zu Freuds Gleichsetzung von Lust und «Abfuhr» steht. Funktioniert der psychische Apparat nicht allein nach dem Unlustprinzip, strebt er also nicht bloß oder vor allem nach Vermeidung von Unlust, sondern nach der Erfahrung von Lust, muss das Subjekt innere Erregung und Spannung zulassen, ja «wollen» und suchen. Das Lustprinzip tritt zum Unlustprinzip hinzu und übernimmt die Herrschaft über das psychische Leben, das libidinös durchsetzt wird. Die libidinöse Erregung nimmt nicht den kürzesten Weg zu ihrer Abfuhr, um die Homöostase des Organismus herzustellen, sondern den, der einmal Befriedigung und in Anlehnung daran libidinöse Lust gebracht hat, der wieder Lust zu bringen verspricht und die Gegebenheit der äußeren Realität in Rechnung stellt. Das setzt die Möglichkeit voraus, Befriedigung aufzuschieben. Dieser Aufschub ist jedoch nicht allein Anpassung an die Realität, sondern hat eine Steigerung der Lust, der «Spannungslust» zur Folge, wenn denn Hoffnung auf Befriedigung besteht.

Mit dem Einsetzen des Ichs, der Sekundärprozesse und des Realitätsprinzips entsteht libidinöse Lust, die Erfahrungswert hat und lustvolle Spannung einschließt;

eine Lust, die mehr und etwas anderes ist als nur begleitender Affekt eines organisch-psychischen Vorgangs, nämlich freies, primärprozesshaftes Zirkulieren und Verströmen momentaner libidinöser Besetzungen, gehalten und begrenzt durch die Struktur des Ichs. Das mag auf dem Hintergrund von Freuds Sichtweise zunächst merkwürdig paradox anmuten, ist aber evident: Die Struktur des Ichs macht den Zuwachs an Erregung und Aufschub und damit Begehren und Wunsch erst möglich. Wenn die innere Struktur genügend Sicherheit bietet, kann das Subjekt lustvoll Fantasien, Affekte und Handlungen, kann es den Triebablauf nach dem Primärprozess vom Aufbau des Dranges bis hin zur Befriedigung zulassen. Alles andere würde zu viel Angst erzeugen und bestenfalls den Kompromiss von Trieb und Abwehr im Symptom zulassen, das Befriedigung ohne *Lusterleben* ist. Nicht umsonst hat Sandler (1961) dem Realitäts- und Lustprinzip ein Sicherheitsprinzip vorgeschaltet, das dem Prinzip der Unlustvermeidung nahe steht, aber nicht ein Prinzip der Sexualität, sondern der Bindung ist. Einmal mehr die Anlehnung!

Bei der Banalisierung, der die Begriffe des Lust- und Realitätsprinzips mehr und mehr anheim gefallen sind, und einer Psychoanalyse, die mehr und mehr entwicklungspsychologisch und immer weniger struktural denkt, mag es verblüffen, dass erst der Einsatz des Realitätsprinzips und der Sekundärvorgänge, dass erst Struktur den Trieb vom Wunsch bis zur Befriedigung ins Werk setzt. Es sind die Sekundärprozesse und das Realitätsprinzip, die libidinöse Abläufe nach dem Primärprozess und dem Lustprinzip gefahrlos und angstfrei möglich machen, einen Raum schaffen, in dem der Lust «gestattet wird, sich in fast völliger Freiheit zu entfalten», um Freuds (1914g, 134) viel zitierte Aussage zur Übertragung triebtheoretisch zu paraphrasieren.

Freud ist es nie recht gelungen, die Ökonomie der Sexualität befriedigend zu fassen. Der Grund dafür lässt sich heute leicht ausmachen. Freud hat unbesehen die homöostatisch funktionierende Ökonomie der Selbsterhaltung und des Bedürfnisses auf die Ökonomie des Triebes und des libidinösen Wunsches übertragen. Ein energetisches Modell aber, das sich an den organischen Bedürfnissen des Organismus ausrichtet und Unlust- und Lustprinzip in einen Topf wirft, ist wenig geeignet, die affektiven Momente des Triebablaufs zu fassen, der die Lust der Spannung und die Lust der Entspannung in sich schließt. Die Tendenz zur Konstanz und Homöostase kann für die Sexualität nicht gelten. Das habe ich bereits im ersten Kapitel ausgeführt. Wir sollten allerdings nicht außer Acht lassen, dass Freud von Anfang an ungebundene und gebundene Energie unterschieden und damit ein strukturelles Moment impliziert hat. Er nahm nie an, dass eine einfache Relation von Spannungsabfuhr und Lusterleben die Ökonomie der Sexualität bestimmt. Einmal (1920g, 4) vermutet er, dass «das Maß der Verringerung oder Vermehrung in der Zeit das für die Empfindung entscheidende Moment» ist. Später (1940a, 68) präzisiert er, dass es wohl «etwas im Rhythmus der Veränderung (ist), was als Lust und Unlust empfunden wird». Die Möglichkeit, «Abfuhr» aufzuschieben, und die Hoffnung auf Befriedigung des Wunsches in der Realität las-

sen bereits die libidinöse Spannung lustvoll erleben, die sonst Unlust wäre. Als «aufdringlichste» Beispiele «unlustiger Entspannung» mögen die Ejaculatio praecox oder die spontane Ejakulation in einem Schreckerlebnis, aber auch die Formen der Onanie dienen, die eine Objektbeziehung und damit den Triebkonflikt vermeiden sollen.

Die beiden Zuschreibungen Freuds, «Libido ist ein Terminus aus der Trieblehre» (1923a, 229) und «Libido ist ein Ausdruck aus der Affektivitätslehre» (1921c, 98), zu verbinden, wäre die Aufgabe einer psychoanalytischen Affekttheorie. Eine Affekttheorie, die in den Affekten nicht nur Begleitphänomene der Triebe sieht, aber ihren unabdingbaren libidinösen und aggressiven Komponenten, ob in Befriedigung oder Abwehr, gerecht wird, harrt noch der systematischen Ausarbeitung. Am weitesten ist bisher wohl André Green (1993, 2000) gegangen, und er hat damit die Analyse des Ichs entschieden vorangetrieben, ist doch das Ich Sitz der Affekte (Freud 1926d).

Vielleicht tun wir gut daran, diese Aussage zu präzisieren: Das Ich ist der Sitz der Affekte, die den Triebablauf begleiten. Die Struktur, die sich durch Seitenbesetzungen bildet, das libidinöse Ich, ist also weit mehr und entschieden etwas anderes als ein Relais im Erregungsablauf irgendeiner Art. Nicht alle Affekte sind libidinös oder aggressiv (Moser u. Zeppelin 1996), also Abkömmlinge der Triebe. Es dürfte der Psychoanalyse und ihrer Triebtheorie keinerlei Schwierigkeiten bereiten, «die propositionale Struktur der Primäraffekte» (Krause 1998, 30 ff.) in ihr Denken aufzunehmen. Ihre Aufgabe bleibt es gleichwohl, zu analysieren, wie die verschiedenen Affekte vom Trieb in Dienst genommen, libidinös und aggressiv besetzt, objektalisiert werden. Ausgangspunkt der psychoanalytischen Theorie der Affekte könnte gut und gern das sein, was Green (1993) als Objektalisierungsfunktion der Libido beschrieben hat.

Wenn wir nur nicht der Gefahr erliegen, die strukturalen Entstehungsbedingungen der Sexualität auf eine genetisch lineare Zeitachse zu projizieren, können wir zugespitzt, aber zu Recht sagen: Am Anfang ist das Ich, und das Realitätsprinzip geht dem Lustprinzip voran, wie ungewohnt uns das zunächst in den Ohren klingen mag.

Die Differenz im Befriedigungserlebnis und die Trennung von Vorstellung und Affekt

Ich will meine verstreuten Hinweise auf die Entstehung des Triebes als Differenz und Differenzierung kurz zusammenfassen:

In Anlehnung an das Befriedigungserlebnis bildet sich eine umrisshafte Vorstellung des Objekts der Befriedigung und des Ichs. Das führt eine Differenz, eine Differen-

zierung dreifacher Art ein: zum einen die Differenz zwischen dem Bedürfnis des Subjekts und dem Anderen, dem Nebenmenschen, der allein das Bedürfnis befriedigen kann. Die Befriedigung liegt nicht in der Allmacht des Subjekts. Des Weiteren differenzieren sich Bedürfnis und Wunsch, was eine Differenz in die Beziehung zum Anderen einschreibt, die wir psychoanalytisch als Differenz von Bindung und Objektbesetzung beschreiben können. Und zum Dritten ergibt sich eine Differenz der libidinösen Besetzung des Objekts und der libidinösen Besetzung des Ichs.

All diesen Differenzierungen zugrunde liegt die Differenzierung von Struktur und Besetzung, von Vorstellung und Affekt. Die radikale Trennung von Vorstellung und Affekt ist für eine Theorie des Unbewussten unabdingbar. Freud hat das klinisch schon in den *Studien*, theoretisch im *Entwurf* beschrieben. Der strukturelle und ökonomische Gesichtspunkt der späteren Metapsychologie sind hier bereits angelegt. Allein eine Theorie der grundsätzlichen Trennung von Vorstellung und Affekt oder, vorsichtiger, von libidinöser Vorstellung und libidinösem Affekt, kann der Arbeit des Unbewussten – dem Primärprozess, dem Lustprinzip, der Verdichtung und Verschiebung, der Traum- und Neurosenarbeit – Rechnung tragen.

Die Trennung von Vorstellung und Affekt und die Verschiebbarkeit von Affekten ermöglichen auch erst das Funktionieren der Übertragung und der so genannten freien Assoziation als die Grundlage des psychoanalytischen Arbeitens. Die klinische Erfahrung drängte Freud die Einsicht auf, dass den Primärprozessen gehorchende «pathogene», also psychisch und klinisch hochsignifikante Vorstellungen dem Patienten ganz gleichgültig sein können, die dazugehörenden Affekte aber plötzlich im Zusammenhang mit einer anderen an sich völlig indifferenten Vorstellung auftauchen und diesen Vorstellungen eine Bedeutung und Intensität verleihen, die ihnen aus sich selbst nicht zukommen. Besetzung ist metapsychologisch der ökonomische Begriff der Affektintensität des Triebwunsches.

Das Ich vom *Entwurf* bis zu *Das Ich und das Es*

Wenn also Freud schon in seinen frühen Schriften, von den *Studien* und dem *Entwurf* bis zur *Massenpsychologie* substantivisch vom Ich und nicht vom Ichtrieb spricht, ist es entschieden mehr als ein unreflektierter Gebrauch der Umgangssprache. Warum Freud aus seinem in der Sprache der Neurologie formulierten *Entwurf* später kein psychoanalytisches Konzept des Ichs herausgelöst und im Rahmen seiner Metapsychologie von 1915 explizit als Ich des Triebes formuliert hat, muss eine offene Frage bleiben.

Das Ich schaltet sich in die Bewegung vom Trieb zum Objekt ein, durchaus als ein Objekt, ein «Umschalt-Objekt» sagt Laplanche (1974, 99), und als eine Instanz, die im Aufeinanderprallen von «subjektivem» Wunsch und «objektiver» Realität des Objekts zum Ort des Konflikts wird, an dem es in dreifacher Weise teilhat:

hemmend, Befriedigung suchend und abwehrend. Es ist Organ der psychischen Arbeit am Trieb, der die Besetzung des Objekts einschließt.

Das Ich ist der Sitz der libidinösen Affekte und der Raum der Fantasietätigkeit. Die konstante libidinöse Besetzung einer Struktur mit einem festen Kern und flexiblen Grenzen, die sich je nach den ankommenden Reizen und den erhofften Befriedigungsmöglichkeiten zusammenziehen (Abwehr), erweitern und verschieben können, eine Struktur, die in der Fantasie den ankommenden Triebreizen «entgegengeht», die Halluzination hemmt, im – unbewussten und bewussten – Denken die Möglichkeiten der Befriedigung in der Realität und die dabei zu erwartende Lust- oder Unlustentwicklung prüft und die Befriedigung je nachdem zur Aktion am Objekt zulässt oder hindert, sie in der Fantasie hält oder ins Symptom verschiebt, eine innere Instanz, die den Charakter einer Repräsentanz hat, das sind schon die frühen Grundlagen des Ichs, wie sie Freud 1923 beschreiben wird.

Kennt man in etwa die Geschichte des Ichs, lassen sich seine frühen Spuren in *Zur Einführung des Narzißmus*, *Massenpsychologie und Ichanalyse* und in *Das Ich und das Es* in der Tat leicht freilegen, obwohl Freud diese Texte in einem ganz anderen Duktus und unter ganz anderen leitenden Interessen geschrieben hat als den *Entwurf*. Aber die vielfältigen Themen und alle Verästelungen der neuen Texte Freuds zur Psychoanalyse des Ichs lassen am konstitutiven Bezug des Ichs – genetisch und funktional – zu den Trieben des Es, das Freud 1923 erst einführt, nicht zweifeln. Wenn Freud explizit die Psychoanalyse, deren Aufmerksamkeit zunächst den Trieben und Triebchicksalen gegolten hat, zur Analyse des Ichs «erweitert», geht es immer um das Ich des Triebes. Die neuen Texte von 1920 und 1923 fügen aber drei wesentliche Komponenten hinzu, die das Ich erst zu dem machen, was es ist: die systematische Ausarbeitung des unbewussten Ichs, dies vor allem im Zusammenhang mit der so genannten Abwehr, die Bedeutung des Körpers, vor allem des Körperbildes, und die Identifizierungsvorgänge.

Das Ich und das Selbst

Das Ich entsteht als Ort der Erfahrung in den frühesten sich an die Befriedigung der organischen Bedürfnisse anlehnenden libidinösen Erregungsabläufen, denen wir – noch vor dem Hervortreten des Ichs – den Erfahrungscharakter nicht absprechen wollen, auch wenn niemand je wird angeben können, was der Säugling in diesen frühesten Erfahrungen wirklich erlebt. Wie Freud habe ich das Ich von seiner Funktion her eingeführt und bin zur Beschreibung seiner Struktur im Entstehen des sexuellen Wunsches fortgeschritten. Dabei ist mehr und mehr «das Ich» als innere Struktur analog zum verinnerlichten Objekt des Triebes hervorgetreten. Das psychoanalytische Ich ist entschieden mehr als ein Bündel von Funktionen; es ist ein «Körper» und eine Struktur von Erfahrungsqualität, bestehend aus affektiv besetzten Vorstellungsrepräsentanzen, die der psychischen

Arbeit am Trieb und seiner Quellobjekte ihre je spezifischen Erlebnisqualitäten verleihen – immer im Verbund mit entsprechenden affektiv besetzten Objektpräsentanzen. Das Ich ist der «Selbstpol» der Sexualität und der Objektbeziehungen. Vielleicht wurde der Begriff des Selbst gerade dort eingeführt, wo mit der Reduktion des Ichs auf eine funktionale Instanz eine Leerstelle im psychischen Apparat und in der Theorie entstanden ist. Das Ich ist ein sexuelles. Eine Aussage, die sich im übernächsten Kapitel über den Narzissmus aufs Neue wird bewähren müssen. Der Begriff des Selbst hat sich wie von selbst eingebürgert. Wir brauchen uns daran nicht zu stoßen, wenn wir nur wieder zu sehen bereit sind, dass Ich und Selbst zwei unterschiedliche Aspekte ein und derselben psychischen Bildung sind und nicht von den Tribschicksalen getrennt werden können.

5. Die Einführung des Ichs: Die Identifizierung

Identifizierung und Trieb

Abgesehen von der «hysterischen Identifizierung» erscheint die Identifizierung als ein anderer, nicht triebhafter Modus der Objektbeziehungen in Freuds Werk erst relativ spät. Die Analyse von *Trauer und Melancholie* (1916–1917g) und der *Bindungen in den Massen* (1921c, 113) ließ ihn ahnen, «dass es noch andere (als triebhafte, H. M.-P.) Mechanismen der Gefühlsbindung gibt, die so genannten *Identifizierungen*, ungenügend erkannte, schwer darzustellende Vorgänge». Eine Seite später ist die Identifikation bereits «die früheste Äußerung einer Gefühlsbindung an eine andere Person». Laplanche (1974, 118) meint, «dass die Stelle der Identifizierung in der Gesamtheit des psychoanalytischen Denkens eigentlich nie ausgefüllt worden ist». Er hat wohl Recht damit. Freud fürchtete um die zentrale Stellung der Triebtheorie und konnte sich darum nicht dazu durchringen, die Identifikation tatsächlich als eine dem libidinösen Bezug zum Objekt heterogene Linie der Objektbeziehungen anzuerkennen. Immer wieder versuchte er, diese anderen «Mechanismen der Gefühlsbindung» triebtheoretisch zu begründen. Bis heute hat sich die Psychoanalyse nicht von dieser Zwiespältigkeit befreit und es darum versäumt, den Identifizierungsvorgängen in der psychoanalytischen Theorie ihren systematischen Ort zuzuweisen und das Wechselspiel von Triebesetzung und Identifizierung im Aufbau und Leben der Objektbeziehungen zu untersuchen.

Nicht dass die Identifikation keine Beachtung gefunden hätte. Exemplarisch mag dafür das bahnbrechende Werk Edith Jacobsons (1973) stehen. Sie hat die Bedeutung der Identifizierung für den Aufbau des Selbsts und der Welt der Objekte erkannt und auf dem Hintergrund der Ichpsychologie differenziert beschrieben. Die Unterscheidung von Identifizierung, Internalisierung und Introjektion, die ich treffen werde, hat ihr einiges zu verdanken. Es ist ihr aber nicht so recht gelungen, das Verhältnis von Trieb- und Identifizierungsvorgängen metapsychologisch hinlänglich klar zu formulieren. Ebenso Meissner (1970; 1971; 1972), der eine umfang- und detailreiche Monografie vorgelegt hat, die, wenn auch bis heute wohl unübertroffen, doch mehr klassifiziert, als dass sie der Besonderheit, der Dynamik und Struktur der identifikatorischen Vorgänge nachspüren würde. Dem gegenüber versucht Nasio (1999), der die Identifikation immerhin zu den sieben

Hauptbegriffen der Psychoanalyse zählt, Lacans Auffassung von derjenigen Freuds abzuheben. Last but not least ist für Melanie Klein und ihre Schule Identifizierung, insbesondere projektive Identifizierung, der zentrale Begriff, so zentral und umfassend, dass sich Besetzungs- und Identifizierungsvorgänge kaum mehr systematisch unterscheiden lassen.

Natürlich kann es im Folgenden nicht um eine umfassende Theorie der Identifikation und ihrer mannigfaltigen Formen gehen, wie sie vor allem in der klinischen Literatur und interessanterweise vorwiegend in Gegensatzpaaren beschrieben werden. Da ist von primärer und sekundärer, totaler und partieller oder selektiver, reversibler oder passagärer und irreversibler oder dauernder, narzisstischer und neurotischer, regressiver und progressiver Identifizierung die Rede. Die Aufzählung ist nicht vollständig. Auch werde ich weder auf die Identifizierung im Abwehrgeschehen noch auf das Konzept der projektiven Identifizierung eingehen.

Ich werde mich darauf beschränken, die Identifikation als einen anderen Modus der Gefühlsbindung systematisch zu bestimmen und von den Triebvorgängen zu unterscheiden. Erst die dialektische Verschränkung von Identifizierung und Triebbesetzung ergibt die konstitutive Figur der Bildung und Veränderung des psychoanalytischen Ichs, der Mentalisierung und des Aufbaus der Welt der Objekte. Ohne ein Verständnis der Identifikation ist eine Theorie des Ichs nicht zu haben; und eine Theorie des Ichs schließt auch das Überich als eine Stufe im Ich ein. Damit werde ich mich aber nur am Rande beschäftigen.

Mit dem Thema der Identifizierung betrete ich also ein ziemlich unwegsames Gelände und ich werde einigen verschlungenen Pfaden folgen müssen, um ihre Besonderheit hervortreten zu lassen und sie von den um den Triebablauf kreisenden Vorgängen der Einverleibung, Verinnerlichung und Introjektion zu unterscheiden, die immer wieder mit der Identifikation in einen Topf geworfen werden. Viel begriffliche Klarheit herrscht da wahrlich nicht. Damit sich die Leserin und der Leser nicht im Dschungel der Begriffe verlieren, werde ich versuchen, den verschlungenen Pfad, dem zu folgen ich mich gezwungen sehe, möglichst so zu markieren, dass er sichtbar bleibt oder nach notwendigen Abzweigungen und Umwegen wieder in Erscheinung tritt.

Bevor ich die Identifizierung in der Ich- und Überichbildung namhaft machen kann, muss ich das Wesen der Identifikation bestimmen, wie es sich im «Spiegel Erlebnis» offenbart. Dann muss ich das leidige Problem der «primären Identifikation» aus der Welt schaffen oder grundsätzlich neu fassen und die Identifikation von der Einverleibung definitiv lösen. Als Drittes werde ich die *Identifikation mit dem Objekt* von der *Verinnerlichung und Introjektion des Objekts* unterscheiden, was die Differenz von Identifikation und libidinöser Besetzung markiert und fest schreibt.

Wahrnehmung, Bild und Identifizierung

So schwierig die Identifikation psychoanalytisch zu fassen sein mag, ihre Definition ist verblüffend einfach. Identifizierung wird allgemein verstanden als die Veränderung einer Selbstrepräsentanz nach dem Vorbild einer Objektrepräsentanz. Sie ist «eine Angleichung eines Ichs an ein fremdes» (Freud 1933a, 69), der psychische Vorgang, «durch den ein Subjekt einen Aspekt, eine Eigenschaft, ein Attribut des Anderen assimiliert und sich vollständig oder teilweise nach dem Vorbild des Anderen umwandelt» (Laplanche u. Pontalis 1972, 219). Die Identifizierung ist also definitionsgemäß ein nicht libidinöser Beziehungsmodus und ein Vorgang der Strukturbildung nach dem Vorbild der bedeutsamen, d. h. triebbestimmten Objekte, «eine beim Subjekt durch die Aufnahme eines Bildes ausgelöste Verwandlung» (Lacan 1949, 64).

Die führende Rolle spielt in der Identifikation die Wahrnehmung. Die deutsche Sprache gebraucht das Verb «identifizieren» sowohl im transitiven als auch im intransitiven oder reflexiven Sinn: etwas mit etwas identifizieren und sich mit etwas identifizieren. Die transitive Identifizierung ist ein Vorgang des Erkennens, der Wahrnehmung mit Erinnerung vergleicht und ein Bild des bedeutsamen Anderen schafft. Dann kann sich das Subjekt mit diesem Bild bzw. mit einzelnen Zügen dieses Bildes reflexiv identifizieren. Diese zweifache (transitive und reflexive) Bedeutung ist für die Identifizierung im psychoanalytischen Sinne des Wortes nicht ohne Belang.

Der Identifikation im transitiven Sinne sind wir implizit bereits in der Diskussion des Befriedigungserlebnisses begegnet: Das sich bildende Subjekt assoziiert mit der wiederholten Bedürfnisspannung das Erinnerungsbild des bedürfnisbefriedigenden Objekts. Es identifiziert im Befriedigungserlebnis die *Wahrnehmung* des erscheinenden Objekts mit der *Erinnerung* des Objekts, das früher Befriedigung gewährt hat. Erst wenn die Wahrnehmung weit genug entwickelt ist, kann das werdende Subjekt Befriedigung *und* Versagung mit dem Objekt in Verbindung bringen. Tritt dann das Objekt tatsächlich in Erscheinung, stellt sich das ein, was Freud «Wahrnehmungsidentität» genannt hat: Das Abwesende, aber Erinnernte erscheint wieder in der Wahrnehmung, und das Subjekt kann sich mehr und mehr ein Bild des Anderen machen. Bereits in Freuds Beschreibung des Befriedigungserlebnisses ist vom Bild, vom Bewegungsbild und vom Erinnerungsbild des Objekts die Rede. Dass damit nicht eine naive Abbildtheorie gemeint sein kann, sollte sich von selbst verstehen.

Während sich in der Dialektik der intersubjektiven und «subjektiven», inneren Vorgänge im Befriedigungserlebnis das Bild des Anderen wie von selbst ergibt, ist es naturgemäß für das Subjekt schwieriger, ein Bild seiner selbst zu gewinnen: Der Mensch «fühlt», empfindet sich, sieht sich selber aber nicht, vor allem nicht sein Gesicht und nicht seine Rückseite, schon gar nicht seinen Blick. Es bedarf also

einer zusätzlichen Aktion, um ein Selbstbild und eine räumliche Vorstellung des eigenen Körpers, ein Körperschema, zu konstruieren und es mit der «Selbsterfahrung» und dem «Existenzgefühl» (Winnicott, Green) in Verbindung zu bringen.

Die transitive Identifizierung ist mithin der Boden, auf dem erst die reflexive Identifizierung im psychoanalytischen Sinne wachsen kann. Sich mit dem Anderen bzw. mit diesem oder jenem Zug des Anderen zu identifizieren, geht wesentlich über das bloße Erkennen hinaus. Schon die Definition sagt es: Das Subjekt formt sein Selbstbild zunächst nach dem Vorbild der bedeutsamen, geliebten, gehassten und bewunderten Objekte. Eng mit der Triebbesetzung verbunden, entfaltet sich so ein anderer affektiver Bezug zum Objekt, entfaltet sich eine «vorbildliche Beziehung» oder «vorbildliche Identifizierung» (Freud 1921c, 115). Ich versuche im Folgenden zu skizzieren, in welchem Verhältnis libidinöse Besetzung und Identifikation stehen und welche Funktion der Identifizierung in der Bildung des Ichs zukommt.

Das Ich im Spiegel: Die primäre Identifizierung

Bevor die Identifizierung ihr Werk im Aufbau der Objektbeziehungen und des Ichs tun kann, muss das werdende Subjekt ein erstes Bild seiner selbst gewinnen. Die Bildung des Subjekts nimmt seinen Anfang, wenn es sich mit seinem Bild, das vom Anderen kommt, identifizieren kann. Bevor von Identifizierung als Mechanismus der Ichbildung die Rede sein kann, ist die Rolle des Spiegels und des Spiegels am Ursprung des Ichs und des Subjekts zu bedenken.

Angesichts der neueren bindungstheoretischen Literatur zur Rolle des Spiegels (Dornes 2000, 175 ff.; Fonagy u. a. 2004, 295 ff., Winnicott 1973) mag es etwas anachronistisch anmuten, hier Lacan zu bemühen. Ich halte es für unumgänglich, hat doch seine kurze Arbeit von 1949, *Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion*, zu Recht und weit über die Schule Lacans hinaus, den Status eines kanonischen Textes der Psychoanalyse gewonnen. Lacans Spiegelmetapher, und als Metapher sollten wir sie lesen, fasst den konstitutiven Moment, den Knotenpunkt, an dem der Blick, die Wahrnehmung und das Bild ihre Rolle im Aufbau des Psychischen zu spielen beginnen. Lacan umreißt jenen paradigmatischen Moment, in dem das werdende Subjekt sein Bild im Spiegel oder in irgendeiner spiegelnden Oberfläche als seine eigene Widerspiegelung erkennt, und er misst dieser Erfahrung konstitutive Bedeutung für die Bildung des Ichs bei. Auch er nimmt Bezug auf die für den Menschen spezifische Vorzeitigkeit der Geburt, seine absolute Hilflosigkeit und Abhängigkeit. Das Kind – um es entwicklungspsychologisch zu sagen – von 16 bis 18 Monaten verfügt motorisch noch nicht über seinen Körper, hat noch kein integrales «Körperschema», während die visuelle Wahrnehmung weitaus entwickelter ist. Der Mensch ist früher in der Lage, die Einheit seines Bildes wahrzunehmen, als die Einheit des eigenen Körpers unabhängig vom Objekt kinästhetisch und moto-

risch herzustellen und integral zu erfahren. Die Identifizierung mit der Einheit des eigenen Bildes im Spiegel ist der Kontrapunkt zu den inneren affektiven Turbulenzen und zur mangelhaften physischen und psychischen Koordination, die das Kind, vor allem in Momenten hoher affektiver Intensität, unmittelbar erlebt (Weber 1990, 29). Die Wahrnehmung der Einheit seines Bildes ermöglicht dem Subjekt, die motorische und mentale Einheit, die ihm noch fehlt, zu antizipieren. Die erste und für das Ich konstitutive Identifizierung ist nicht die Identifizierung mit dem Anderen – die kann es erst geben, wenn sich ein Subjekt zumindest im Ansatz konstituiert hat –, sondern die Identifizierung mit dem eigenen Bild, dem es «außen», vorab im Spiegel, begegnet.

So einfach und mechanisch, wie es Lacans Beschreibung nahe legen könnte, ist nun das Spiegelerlebnis – ich nenne es so in Analogie zum Befriedigungs- und Verführungserlebnis – nicht. Im Gegenteil, es ist in mancherlei Hinsicht eine hochkomplexe Angelegenheit. Zum einen ist es vermittelt durch den Anderen. Das Spiegelerlebnis ist seinem Wesen nach triangulär. Es umfasst im Mindesten das (sich konstituierende) Subjekt, das (eigene) Bild und den Anderen, den Anderen in vivo und im Spiegelbild. Erst wenn das Kind den Anderen mit dem Bild im Spiegel transitiv identifizieren kann, kann es sich selbst transitiv und reflexiv mit seinem eigenen Bild im Spiegel identifizieren. Die Bildung des Ichs als eines körperlichen, als ein in die innere Welt «übersetztes» Oberflächenwesen (Freud 1923b, 253), setzt ein mit der ersten Identifikation, die Identifikation mit dem eigenen (Spiegel-)Bild ist. Das und nur das sollten wir primäre Identifizierung nennen, wenn wir denn den Begriff einer primären Identifizierung überhaupt beibehalten wollen.

Vielleicht noch bedeutsamer ist die Bestätigung und Anerkennung des eigenen Spiegelbildes durch den Anderen. Das Kind kann sein Spiegelbild als das Bild seiner selbst erkennen, anerkennen und libidinös besetzen, weil der Andere eine zustimmende Geste macht, dem Kind mimisch, affektiv und verbal zu verstehen gibt: Das bist du, während das Kind sich im Spiegel betrachtet. Das Spiegelbild erlangt seine Bedeutung in der Zustimmung und Anerkennung durch den Anderen.

Zum anderen erschöpft sich die Bedeutung des Spiegels nicht im Erkennen des eigenen Bildes im Spiegel. Dazu kommt die Affektspiegelung im Gesicht des Anderen. «In der individuellen emotionalen Entwicklung ist das *Gesicht der Mutter der Vorläufer des Spiegels*», stellt Winnicott (1973, 128) dezidiert fest. Anders als der tote Spiegel gibt das lebendige Gesicht der Mutter nicht einfach ein Bild seitenverkehrt wieder. Wenn die Mutter in der Interaktion mit ihrem Baby dessen Affektäußerungen imitiert und dabei übertreibt, ist das nicht nur eine auf die Bedürfnisse und Wünsche des Kindes abgestimmte Antwort. Es ist darüber hinaus eine spielerische Demonstration von Bedeutung. Das Gesicht und die Mimik der Mutter zeigen, ja indizieren dem Kind, was sie im Gesicht des Säuglings sieht bzw. wie sie das, was sie sieht, «interpretiert».

«Markierte Affektspiegelung» heißt das in der Bindungstheorie (Gergely u. Watson 1996). Der Säugling kann naturgemäß seinen jeweiligen Gefühlszustand noch nicht deutlich und differenziert wahrnehmen und einordnen. Die Eltern greifen ihn auf, kennzeichnen oder «markieren» und metabolisieren ihn. Das Kind begegnet im Spiegel des Anderen nicht einfach seinem noch nicht fassbaren und damit potenziell bedrohlichen, sondern dem durch den Anderen gefassten und bearbeiteten Affekt. Das macht ihn für das Kind erkennbar und annehmbar (Dornes 2000, 175 ff.; Fonagy u. a. 2004, 153 ff. u. 295 ff.). Bevor das Kind fühlt, was es empfindet, sieht es im Gesicht des Anderen, was es fühlt. Allmählich kann es den markierten Affektausdruck im Gesicht der Mutter mit seinen Affekten assoziieren oder identifizieren. Der Blick des Anderen, des anderen Menschen, wird zum «Spiegel» des Gefühls, ich zu sein, «eines Gefühls der Einheit, Identität und Dauerhaftigkeit, das seine körperliche Existenz ihm gerade nicht geben kann» (Weber 1990, 29).

Es wird zwar noch eine Weile dauern, bis das Kind ich sagen kann, aber es kann sich nun mit demselben Namen nennen, mit dem die Eltern es rufen. Auch die Identifizierung markiert die dezentrierte Position des Subjekts im Feld des Anderen.

Befriedigungs- und Spiegelerlebnis wirken zusammen und bilden das Ich als inneres Objekt. Während Freud das Ich aus den Besetzungsvorgängen im Befriedigungserlebnis und der Konstituierung des Wunsches ableitet, wie ich es im letzten Kapitel nachgezeichnet habe, setzt Lacan dort an, wo das Kind sich in seiner körperlichen Integrität erstmals im Spiegel und im Blick des Anderen wahrnimmt und sich mit seinem Bild identifiziert. Erst die «primäre Identifizierung» der Spiegelerfahrung setzt ins Werk, was wir dann definitionsgemäß Identifizierung (mit einem Anderen) nennen, die am Aufbau des Ichs und des Subjekts einen immensen Anteil hat. Identifikation im psychoanalytischen Sinne des Wortes ist immer «sekundäre Identifizierung». Identifizierung mit dem Anderen ist der Vorgang, durch den erst «ein fortdauernder Sinn für das eigene Selbst möglich wird» (Bowie 1994, 34). Laplanche und Pontalis (1972, 229) meinen geradezu emphatisch, dass Identifizierung der Vorgang ist, durch den das menschliche Subjekt sich konstituiert.

Verführungs-, Befriedigungs- und Spiegelerlebnis sind drei Aspekte ein und derselben Sache. Zusammen machen sie das zentrale dynamische, strukturelle und strukturierende Moment der Bildung des Ichs aus.

Mit der Spiegelerfahrung sind wir unverhofft nicht allein auf ein dem Befriedigungserlebnis notwendig komplementäres Konzept gestoßen, sondern in eins damit auch auf ein konzises Konzept der «primären Identifizierung», das die Identifizierung an ihrem Ursprung fasst und die Voraussetzung aller späteren «sekundären» Identifikationen ist: Die primäre Identifizierung ist die Identifizierung des sich bildenden Subjekts mit dem außen wahrgenommenen eigenen Bild. Sie geht Hand in Hand mit der Wahrnehmung des befriedigenden und versagenden,

anwesenden und abwesenden Objekts, die den Anderen als Objekt der Befriedigung identifiziert. Es wäre theoretisch konsequent und ein großer Gewinn für die psychoanalytische Theorie und Praxis, die primäre Identifikation so und nicht anders zu fassen. Dem ist aber nicht so.

«Primäre Identifizierung» oder Bindung

Bis heute schleppt die Psychoanalyse die Unentschiedenheit und Widersprüchlichkeit mit, die Freuds Denken der Identifizierung durchziehen. Definitionsgemäß ist sie die Angleichung eines Ichs an ein anderes. So gebraucht auch Freud den Begriff. Er führt jedoch die Identifizierung als «die früheste Äußerung einer Gefühlsbindung an eine andere Person» (1921c, 114) ein. Freud meint damit jedoch den «Vater der persönlichen Vorzeit», letztlich den Vater der Urhorde. Diese «primäre Identifizierung» wäre dann so etwas wie eine phylogenetisch verankerte Urbeziehung, die sich in einem prähistorischen Nebel verliert und darum auch per se nicht eine Objektwahl oder Objektbesetzung sein kann – aber ebenso wenig eine Identifizierung. Statt die Dialektik der beiden Linien von Trieb und Identifizierungsvorgängen für die Konstituierung des Subjekts und der verinnerlichten Objektbeziehungen fruchtbar zu machen, versucht Freud, sie zu eliminieren, und die Identifikation doch wieder triebtheoretisch, in der oralen Einverleibung oder Inkorporation, zu begründen. Das zieht unweigerlich die Konfusion der Begriffe der Identifizierung, der Verinnerlichung oder Internalisierung und der Introjektion nach sich, die oft synonym oder als hierarchische Abfolge verwendet werden (Kernberg 1981).

Ich muss darum zunächst kurz meine Definition der primären Identifikation, wie ich sie eben umrissen habe, dem herkömmlichen Verständnis gegenüberstellen, um deutlich zu machen, dass und warum ich es nicht teilen kann. Dann will ich die Identifizierung klar von der Einverleibung oder Inkorporation unterscheiden und zum Dritten die Identifizierung zur Verinnerlichung auf der einen, zur Introjektion auf der anderen Seite ins Verhältnis setzen.

Das herkömmliche Verständnis der primären Identifikation liegt ganz auf der Linie Freuds (1923b, 257), der die früheste Gefühlsbeziehung als primäre Identifikation «identifizierte» und annahm, dass «uranfänglich in der primitiven oralen Phase des Individuums ... Objektbesetzung und Identifizierung wohl nicht voneinander zu scheiden (sind)». Damit hat er psychologisch wohl Recht, unterlässt aber die metapsychologische Analyse dieser «Ungeschiedenheit». Uranfänglich ist die früheste Gefühlsbindung, aus der Trieb und Identifikation in Konfrontation mit dem Anderen erst allmählich hervorgehen. Und wenn in den frühen Zeiten der Entstehung der infantilen Sexualität und des Subjekts Triebbesetzung und Identifizierung deskriptiv nicht zu unterscheiden sind, heißt das nicht, dass nicht zwei ganz unterschiedliche Prozesse zusammenwirken. Im traditionellen Ver-

ständnis bezeichnet die primäre Identifikation den frühen «objektlosen» Zustand der frühen affektiven Trieb-Objekt-Einheit, gekennzeichnet durch Nichtdifferenziertheit, durch Verschmelzung von Objekt- und Selbstimages. Klar bestimmbar ist der semantische Gehalt solcher und ähnlicher Redewendungen freilich nicht. Dieser Begriff der primären Identifizierung wurde schon früh, z. B. von Balint (1969), und wird heute von der Bindungstheorie und der empirischen Säuglingsforschung zu Recht kritisiert. Es macht schließlich keinen Sinn, einen Zustand primäre Identifikation zu nennen, in dem das Subjekt noch nicht in der Lage ist, die libidinösen Affekte einer Selbst- und Objektrepräsentanz zuzuordnen, weil sich solche Repräsentanzen noch nicht herausdifferenziert haben. Das verwässert, ja unterläuft die recht präzise metapsychologische Definition der Identifizierung. «Primäre Identifikation», «primärer Narzissmus», «primäre Objektliebe» (Balint), «nicht differenzierte Ich-Es-Matrix» (Hartmann), «frühestes psychophysiologisches Selbst» (Jacobson) werden dann zu synonymen und letztlich nichts sagenden, ja irreführenden Begriffen, weil sie etwas zum «Urzustand» dessen erklären, was sich im Aufbau der psychischen Welt erst bildet.

In Freuds seltenen Erwähnungen einer primären Identifizierung taucht unversehens das auf, was wir seit Bowlby (1969) den Bindungsinstitut nennen, nämlich die angeborene Neigung des menschlichen Säuglings, von allem Anfang an die Nähe eines Anderen zu suchen, auf soziale Interaktionen zu reagieren und in sozialen Situationen zu «agieren». Die Bindung ist ein «autonomes» organisches Bedürfnis und eine «autonome» interaktive Affektregulierung. Das Konzept der Bindung umfasst angemessener als der Begriff der primären Identifizierung «die früheste Gefühlsbindung an eine andere Person», die struktural der Triebbeziehung vorausgeht. Freuds Formulierungen zur «primären Identifikation» werden vom Kopf auf die Füße gestellt, wenn wir sie bindungstheoretisch lesen: Nicht eine irgendwie gedachte primäre Identifizierung, sondern die Bindung ist «eine direkte und unmittelbare und frühzeitiger als jede Objektbeziehung» bzw. als jede libidinöse Objektbesetzung, geht jeder Objektwahl voraus und liegt ihr zugrunde (Freud 1921c, 115; 1923b, 259; 1933a, 69). Damit aber wird der «klassische» Begriff einer primären Identifizierung obsolet.

Es ist immerhin merkwürdig, dass Freud, dessen erklärtes Ziel es war, die Metapsychologie in der Biologie zu verankern, umgekehrt psychische Phänomene, deren organischer Bezug oder «Ursprung» ins Auge springt, metapsychologisch begründet. Es erhöht die Stringenz psychoanalytischer Metapsychologie, wenn sie den frühen Begriff der «primären Identifikation» durch den Begriff der Bindung ersetzt und primäre Identifikation im «Lacan»schen Sinne versteht. Bindungs- und Triebtheorie sind dann nicht zwei konkurrierende und alternative, sondern dialektisch aufeinander bezogene Theorien.

Wir tun also sicherlich gut daran, alle Vorstellungen der primären Identifikation im Sinne von «Verschmelzung», «Symbiose», «Noch-nicht-Geschiedenheit der

Repräsentanzen», «Nichtdifferenziertheit» usw. aus dem psychoanalytischen Vokabular zu streichen.

Die Differenz von Identifizierung und Einverleibung

Ausdrücklich festhalten möchte ich hingegen die Intuition Freuds, in der Identifizierung einen nicht libidinösen Aspekt der Objektbeziehungen zu sehen. Dann kann aber die Einverleibung, und das ist die zweite Unschärfe, die es zu klären gilt, nicht Vorbild der Identifizierung sein. Was die Psychoanalyse Oralität nennt, zu der die Einverleibung gehört, ist geprägt vom Gleiten des funktionalen Objekts der Nahrungsaufnahme zum fantasmatischen Objekt oder Partialobjekt «Brust», die libidinöse Bedeutung gewinnt und für die Mutter schon hat. Im Gleiten von der physischen Nahrungsaufnahme zum fantasmatischen Einverleiben «wird das Ziel des Aufnehmens zum Szenario einer Phantasie» (Laplanche 1974, 34), die sich an die Nahrungsaufnahme anlehnt, wobei Aufnehmen Bei-sich-Behalten, Assimilieren und in eins damit Zerstören und als Kompromiss Ausspucken bedeutet. Also all das, was Freud unter dem Begriff des «Kannibalismus» zusammengefasst hat.

Die Einverleibung in ihrem Gleiten von der Nahrung zur Brust, von der Selbsterhaltung zur Libido, ist allenfalls, wie es das Konzept der Anlehnung nahe legt, Vorläufer und Vor«bild» der libidinösen Besetzung und der Verinnerlichung, nicht aber der Identifikation. Macht man die Einverleibung zum Vorläufer der Identifikation, «verleibt» man diese der Triebtheorie ein und begibt sich der Möglichkeit, das Verhältnis von Trieb und Wahrnehmung des Anderen, von Struktur und Bild, von Besetzung und Identifikation in der Bildung des Ichs systematisch zu bestimmen. Fenichel (1926) hat gar die Identifikation als Tribschicksal beschrieben und sie damit in ihrer Eigenart völlig verkannt. *Bindung*, libidinöse und aggressive *Besetzung* und *Identifikation* sind die drei unterschiedenen und zusammenwirkenden Modi im Aufbau der verinnerlichten Objektbeziehungen und des Ichs. Der Identifikation mit den primären Objekten, von denen die libidinöse Besetzung im Lauf der Entwicklung zugunsten neuer Objekte zurückgezogen oder verändert werden muss, kommt in der Bildung des Ichs entscheidende Bedeutung zu. Davon bald mehr. Aber zuvor muss ich im Dienste metapsychologischer Schärfe als Drittes die Identifikation deutlich von der Verinnerlichung bzw. Internalisierung auf der einen und der Introjektion auf der anderen Seite unterscheiden, um ihre spezifische Bedeutung für die Entwicklung des Ichs und die Konstituierung des Subjekts zu begreifen.

Verinnerlichung und Introjektion

Freud hat nicht systematisch zwischen Verinnerlichung bzw. Internalisierung und Introjektion unterschieden. Unter dem Einfluss der neokleinianischen Theoriebildung, die wenig zwischen Vorgängen der libidinösen Besetzung, Introjektion und Identifikation unterscheidet, verwenden auch heute noch viele Psychoanalytiker die Begriffe Identifizierung, Internalisierung und Introjektion synonym oder setzen Vorgänge, die strukturell und dynamisch verschieden sind, in eine genetische Reihe. So fasst beispielsweise Kernberg (1981, 25 ff.) die Introjektion als «die früheste, primitivste und fundamentale Ebene der Organisation von Internalisierungsprozessen» und die Identifizierung als «eine Form der Introjektion auf höchster Ebene», wobei «Introjektionen ... den Kern ähnlicher, verwandter Identifizierungen» bilden. Internalisierung ist hier lediglich ein deskriptiver Oberbegriff der psychischen Bildungsprozesse. Er fasst alle Vorgänge zusammen, die aus *intersubjektiven* Beziehungen *intrasubjektive* Beziehungen, aus Interaktion verinnerlichte Objektbeziehungen, aus intersubjektiver Erfahrung subjektive Struktur hervorgehen lassen. Diese klassifikatorische Bedeutung wird der Begriff wohl auch behalten, und es würde wenig Sinn machen, dagegen Sturm zu laufen. Es lässt sich aber leicht eine spezifisch metapsychologische Vorstellung von Verinnerlichung und eine Differenz von Verinnerlichung und Introjektion ausmachen, wenn wir, wie Lacan es tut, das *Begehren* des Anderen und den *Anspruch* des Anderen unterscheiden. Diese Unterscheidung ist auch notwendig, wenn wir die Identifizierung in der Ich- und Überichbildung unterscheiden wollen.

Verinnerlichung

Verinnerlichung im engen und präzisen metapsychologischen Sinne des Wortes dreht sich um das Begehren des Anderen. Sie ist der Aufbau einer wunschbestimmten und lustbetonten inneren Welt der Triebe und Objekte. Verinnerlichung ist die psychische Konsequenz der Erfahrungen mit den befriedigenden und versagenden Triebobjekten, die sich den wechselnden und oft widersprüchlichen Wünschen des Kindes *zuneigen* und sie *anerkennen*, ob sie diese nun befriedigen oder nicht. Was sich im Prozess der Verinnerlichung in der psychischen Welt niederschlägt, ist die Erfahrung mit den Objekten des Begehrens. Das Objekt des Begehrens wird notwendigerweise immer wieder abwesend sein, und gerade diese Abwesenheit zwingt das Subjekt, eine innere Repräsentanz des äußeren Objekts zu errichten, die erst die verinnerlichte Beziehung «autonom», d. h. von der unmittelbaren Präsenz des Objekts unabhängig macht. Ich kann hier weiterführen, was ich bereits im ersten Kapitel zur konstanten libidinösen Besetzung gesagt habe. Das verinnerlichte Objekt gewinnt über die momentanen Befriedigungen hinaus, die es gewährt und versagt, mehr und mehr Konstanz und wird geliebt. Erst die konstanten Besetzungen sind stabil, flexibel und der Gestaltung durch das Ich offen. Das wesentliche Agens der Verinnerlichung der Objekte ist die libidinöse und aggressive *Besetzung*, die um das Begehren des Anderen und

seine rätselhaften Botschaften kreist und den Wunsch des Subjekts erst auftauchen lässt. Das leitende oder, vielleicht angemessener, das begleitende Gefühl der Verinnerlichung ist die Liebe.

Verinnerlichung und der von Laplanche neu eingeführte Begriff der Implantierung der Sexualität und damit des Objekts durch den Erwachsenen stehen in einem korrelativen Verhältnis. Die Klammer ist die Realität der Botschaft. Verinnerlichung ist Er-Innerung, ist der strukturelle Begriff für die ökonomischen Vorgänge der Übersetzung/Verdrängung der rätselhaften Botschaften. Implantation und Verinnerlichung gestatten dem Subjekt, die rätselhaften Botschaften stets neu aufzunehmen, frühere Erfahrungen, Eindrücke und Erinnerungsspuren aufgrund neuer Erfahrungen *nachträglich* umzuarbeiten, sie immer wieder der Doppelbewegung von Übersetzung und Verdrängung zu unterziehen. Es ist entscheidend für den Aufbau der psychischen Wirklichkeit des Menschen, in welchem Maße neue Erfahrungen eine neue Übersetzung früherer rätselhafter Botschaften und eine neue Bearbeitung der verinnerlichten Konflikte möglich machen.

Ob Verinnerlichung bzw. Internalisierung ein «guter» Begriff ist, sei dahingestellt, er hat sich nun einmal eingebürgert. Missverständlich ist er nur, wenn man ihn – und das gilt ähnlich für alle räumlichen Metaphern der Metapsychologie – allzu konkretistisch versteht. Selbstverständlich wird nicht etwas von außen nach innen getan. Das wäre allenfalls Einverleibung, sondern es bildet sich «innen» etwas in Abhängigkeit von und Interaktion mit «außen». Verinnerlichung und Aufbau der Objektbeziehungen sind immer beides, ein «intersubjektives» und ein «subjektives» Geschehen. Erst wenn sich eine Repräsentanz des Objekts und ein Ich als Repräsentanz des Subjekts gebildet haben oder zu bilden beginnen, können wir rechtens von verinnerlichten Objektbeziehungen sprechen, zu denen die Identifikation ihren immensen Anteil leistet.

Introjektion

Ganz anders die *Introjektion*. Auch sie ist ein «intersubjektives» und «subjektives» Geschehen. Sie kreist aber nicht um das Begehren, sondern um den Anspruch des Anderen und bleibt darin gefangen. Der Anspruch, der unbewusste Anspruch des Anderen, behindert das Begehren des Subjekts, das das Begehren des Anderen ist. Der nicht vom Begehren, sondern vom Anspruch geleitete Andere hat es aus inneren Gründen schwer, die Wünsche des Subjekts als unabhängige anzuerkennen, zu spiegeln und zu fördern. Entsprechend schwer hat es das Subjekt, den Anderen und sein Begehren zu verinnerlichen. An Stelle der *Verinnerlichung* des Begehrens kommt es zur *Introjektion* des Anspruchs des Anderen, der dann zum Anspruch des Überichs wird. Nur so glaubt das werdende Subjekt, sich der Liebe des Anderen versichern zu können. Natürlich ist auch die Introjektion im allgemeinen deskriptiven Sinn eine «Verinnerlichung». Ihr Ergebnis ist aber nicht eine Repräsentanz, die die innere Objektwelt bereichert und der Ausweitung der äußeren

Objektwelt dient. Im Gegenteil. Die Introjektion des Anspruchs schafft eine Repräsentanz im Überich und behindert den Aufbau und die Ausdehnung «autonomer» verinnerlichter Objektbeziehungen und damit die Trennung von den primären Objekten. Der leitende Affekt der Introjektion ist nicht die Liebe, sondern der Gehorsam – oder die Rebellion.

Das Introjekt, so bezeichnen wir das Ergebnis des Vorgangs der Introjektion, gehört zwar zur mentalen Innenwelt, behält aber einen unabhängigen Status und übt weiterhin die Funktion aus, welche das Objekt innehatte, aus dem es entstanden ist (Moser 1967, 121); es ist zwar «innen», wirkt aber wie ein äußeres Objekt. Ein ebenso eindrückliches wie klinisch relevantes, aber beileibe nicht das einzige Beispiel für das unheimliche Wirken der Introjekte ist wohl das Schuldgefühl. Die Introjektion ist eine mehr oder weniger massive Störung der allmählichen Trennung der inneren Repräsentanz vom äußeren Objekt. Es kann nicht um die eigenen Wünsche zentriert «erschaffen» werden, es dringt vielmehr ein wie ein Fremdkörper und bleibt auch ein solcher. Injiziert vom Anderen wird es unmoduliert und unmodulierbar durch die eigenen Wünsche in die innere Welt übernommen, introjiziert eben, und verbindet sich mit unbewussten Fantasien, die von Angst und Schuldgefühlen gesättigt sind. Die Introjektion bzw. die Introjekte behindern massiv, was die Bindungstheorie Mentalisierung nennt.

Wir befinden uns damit mitten im Bann des Überichs, des Wiederholungszwangs und der Neurose. Das Introjekt ist dem Zugriff des Ichs entzogen und ist gegenteiligen «korrektiven» Erfahrungen gegenüber resistent. Es kann ohne eine spezifische psychische Arbeit, wie sie die Analyse ist, nicht korrigiert und modifiziert werden. Introjektionen bleiben ewig unerfüllbare Forderungen, Ansprüche eben, denen sich das Subjekt unbewusst unterwirft und die es immer zu erfüllen trachtet, in der illusionären, ebenfalls unbewussten Hoffnung, damit die Liebe und Anerkennung des Objekts zu erreichen.

Der Introjektion korreliert in der Begrifflichkeit Laplanches mit der Intromission. Intromission und Introjektion sind Festschreibungen oder Fixierungen, die die nachträgliche Wiederaufnahme der Übersetzung/Verdrängung der rätselhaften Botschaft gerade nicht zulassen. Sie schließen die im Entstehen begriffenen inneren Objekte und das auftauchende Ich kurz und bringen im Unbewussten ein Element an, das jeder Metabolisierung entzogen bleibt, bis der Prozess, vorzugsweise in der psychoanalytischen Arbeit, wieder aufgenommen werden kann.

Identifikation und Introjektion in der Ich- und Überichbildung

Nachdem ich so viel Mühe aufgewendet habe, um die Identifizierung von der Verinnerlichung und Introjektion zu differenzieren, kann ich sie jetzt wieder dialektisch zusammenführen. Verinnerlichung und Identifizierung sind zwei Prozesse,

die erst in ihrer Verbindung, ihrer «Interaktion», das Subjekt konstituieren. Dem allgemeinen Sprachgebrauch verhaftet, vergisst man leicht, dass Identifizierung im psychoanalytischen Sinne nicht ein unmittelbarer «interpersonaler», sondern ein intrapsychischer Vorgang zwischen einer Objekt- und Selbstrepräsentanz ist. Die Identifikation kann ihr Werk erst tun, wenn das Kind in die Lage kommt, seine Liebesobjekte im triangulär fundierten Beziehungsnetz zu sehen, die Rollen- aspekte zwischenmenschlicher Beziehung zu erkennen und zu verinnerlichen. Das Objekt ist nun nicht mehr allein Objekt des Triebes, die libidinöse Besetzung des Objekts wird durch eine «vorbildliche» Beziehung zum Ich des Anderen erweitert. Es ist das, was Winnicott (1958a, 42) in seiner fundamentalen Arbeit *Die Fähigkeit allein zu sein* als «Ich-Bezogenheit» beschreibt: «Es-Beziehungen (libidinöse Besetzung des Objekts, H. M.-P.) stärken das Ich, wenn sie in einem Rahmen von Ich-Bezogenheit (Identifikation und Anerkennung, H. M.-P.) vorkommen.» «Es ist ein Unterschied, ob die Bindung am Subjekt oder am Objekt des Ichs angreift» (Freud 1921c, 116). Bei der Identifizierung möchte das Subjekt sein wie das Objekt, bei der Objektwahl möchte es das Objekt haben.

Trauer und Melancholie

Nun ist es an der Zeit, die Rolle der Identifizierung in der Bildung des Ichs näher zu bestimmen. Der Schlüssel für die psychoanalytische Theorie des Ichs und die Bedeutung, die die Identifikation dabei spielt, ist und bleibt *Trauer und Melancholie* (Freud 1916–1917g). Dieser vielschichtige und verschlungene Text erschließt sich leicht, wenn wir die klare Unterscheidung von Identifizierung und Introjektion, wie ich sie oben umrissen habe, in ihn eintragen. Freud machte sich auf, «das Wesen der Melancholie durch ihre Vergleichung mit dem Normalaffekt der Trauer zu erhellen» (1916–1917g, 428) und gewann, was er allerdings erst später (1930b, 256) voll realisieren wird, entscheidende Einsichten in die bedeutungsamsten Mechanismen der Ich- und Überichbildung.

Identifikation und Introjektion sind zwei unterschiedliche Modalitäten, um mit der Tatsache zurande zu kommen, dass ein gewünschtes Objekt zeitweilig oder für immer abwesend sein kann und der Wunsch des einen nicht immer der Wunsch des Anderen ist: Trauer ist das Vorbild der Ichbildung durch Identifikation mit dem abwesenden bzw. aufgegebenen Objekt, Melancholie das Vorbild der Überichbildung durch Introjektion und Identifikation mit dem Introjekt. Das Unheimliche am Mechanismus der Melancholie ist, dass das Introjekt immer «anwesend» ist, nicht aufgegeben werden kann und alle neuen Beziehungen zu vergiften, zu penetrieren, ja zu sabotieren droht. Das will ich etwas näher ausführen.

Was geschieht in der Trauer beim Verlust eines geliebten Menschen? Das geliebte Objekt ist in der äußeren Realität nicht mehr vorhanden, während die verinnerlichte Objektbeziehung weiter besteht. Plötzlich ist das innere Bild ohne äußere Entsprechung. «Wahrnehmungsidentität» kann nicht mehr hergestellt werden. Das

Ich nimmt das nicht ohne weiteres hin. Es erhöht zunächst die Besetzung der verinnerlichten Objektbeziehung bis zum Schmerzhaften und verleugnet affektiv die (definitive) Abwesenheit des Objekts. Die «Wunschrealität» wird zunächst auf Kosten der realen Wahrnehmung aufrechterhalten. Freud nennt das Überbesetzung.

Jeder kennt das aus der Erfahrung beim Tod eines geliebten Menschen. Man weiß, dass der andere tot ist, will es aber nicht glauben. Man verleugnet – Verleugnung im psychoanalytischen Sinne ist immer unbewusst –, dass er nicht mehr da ist. Man meint, er müsse jeden Moment durch die Tür kommen, deckt für ihn den Tisch mit und sieht gar einmal im anderen Zimmer nach, ob er dort ist, und wundert sich über sich selbst. Man weiß ja, er ist nicht da.

Die Überbesetzung, das geradezu illusionäre Festhalten des verlorenen Objekts, erfüllt eine wichtige ökonomische Funktion und wirkt denn auch in keiner Weise pathologisch. Im Gegenteil, alle sozialen Trauerrituale unterstützen diese innere Bewegung der Überbesetzung, die eine Voraussetzung des Abschieds ist. Die innere Trennung kann nicht auf einen Schlag vollzogen werden. Überbesetzung und inneres Festhalten der Anwesenheit des abwesenden Objekts schaffen den Zeitraum – die Zeit und den Raum –, der für den Vollzug der Trennung notwendig ist. Die Überbesetzung, die Aufrichtung des Objekts in der inneren Welt, verleiht dem Objekt einen besonderen Status von etwas lieb Gewordenem, das es in der äußeren Welt nicht mehr gibt und von dem es Abschied zu nehmen gilt. Die beiden Seiten der Arbeit der Trennung sind Trauer und Identifikation. Die Ökonomie der libidinösen Besetzung im Zustand der Trauer ist wahrhaft paradoxal: Die Überbesetzung dient der Rücknahme der Besetzung und ihrer Verwandlung in Identifizierung. Trauer heißt loslassen und die Besetzung vom äußeren Objekt lösen. Und Identifikation heißt, die Züge, die das Objekt liebenswert gemacht haben, in sich zu bewahren, sich zu Eigen zu machen, im Selbstbild zu verankern. Die libidinöse Beziehung wird gelöst, die Ichbeziehung aufrechterhalten. Gelingt dies nicht, kommt es zur melancholischen Trauer, die kein Ende findet.

Der Prozess der Trennung kann nur gelingen, wenn es sich beim Objekt, das es zu betrauern gilt, um eine verinnerlichte, durch Gegenseitigkeit geprägte stabile und flexible «autonome» Objektbeziehung handelt, die in ein Netz triangulärer, vielfältiger verinnerlichter Objektbeziehungen eingebettet ist. Autonom heißt in diesem Zusammenhang, ich wiederhole es, «abwesende Anwesenheit» oder «anwesende Abwesenheit», metapsychologisch ausgedrückt, dass das innere Bild von der realen Präsenz des Objekts unabhängig ist. Gerade das ist beim Introjekt nicht der Fall, es ist «präautonom» und kann beim Verlust des realen Anderen, der Träger des Introjekts ist, nicht betrauert, die Beziehung nicht durch Trauerarbeit verändert, gelöst und als Ichbeziehung im Selbstbild verankert werden.

In der Analyse der Melancholie ist Freud auf den Vorgang der Introjektion und die konstitutive Bedeutung der Ambivalenz im Aufbau der Objektbeziehungen

gestoßen. Sie zeichnet sich aus durch eine starke Fixierung an das Liebesobjekt bei gleichzeitig geringer Resistenz, das heißt Konstanz, Nachhaltigkeit und Flexibilität der libidinösen Besetzung. Es fehlt ihr gerade das, was eine autonome verinnerlichte Beziehung ausmacht. Die melancholische Reaktion ist typisch für «alle die Situationen von Kränkungen, Zurückweisungen und Enttäuschungen, durch welche ein Gegensatz von Lieben und Hassen in die Beziehung eingetragen oder eine vorhandene Ambivalenz verstärkt wird» (Freud 1917e, 437). Muss oder will das Subjekt sich von einem derart ambivalent besetzten Introjekt lösen, sind Trauer und Trennung nicht oder nur schwer möglich. Die Überbesetzung des verlorenen Objekts würde zu viel Ambivalenz erzeugen, der verdrängte Hass drohte das Subjekt zu überschwemmen und überwältigende Angst zu erzeugen. Die allmähliche Erledigung des äußeren Verlusts über den Weg der Identifizierung mit dem Objekt ist versperrt. Die melancholische Arbeit wird eine endlose, weil das Introjekt nicht verwandelt werden kann. Es ist offensichtlich, wir befinden uns hier mitten im Feld der Neurose.

Introjekte sind die Elemente eines rigiden, verbotenden und bestrafenden Überichs und eines fordernden Ichideals, mit denen das Ich auf Kriegsfuß steht, weil es sich ihnen entweder unterwirft, sich mit dem Introjekt identifiziert, und damit sich selbst preisgibt, oder sich dauernd schuldig, ungenügend und nicht liebenswert fühlt. Das Subjekt kommt nie zu sich selbst – aber auch nie zum Anderen. Die Introjektion und die Identifikation mit dem Introjekt prägen aber nicht allein die klinisch so genannte Melancholie oder Depression, sondern sind ein zentraler Bestandteil der Neurosenarbeit überhaupt, bilden gewissermaßen den melancholischen Anteil jeder Neurose. Die Neurose ist letztlich ein Kampf mit dem Introjekt und der unerträglichen Ambivalenz, die unweigerlich mit der Introjektion verbunden ist. In der Tat mag es in diesem Kampf mitunter Erleichterung bringen, sich mit dem Introjekt zu identifizieren.

Das Ich als Niederschlag aufgelassener Objektbesetzungen

Es geht an dieser Stelle jedoch nicht um die Psychoanalyse von Trauer und Melancholie, es geht auch nicht primär um das Überich, sonst müsste ich vieles umfassender ausführen. Es geht um die psychische Entwicklung, genauer um die Konstituierung und Veränderung des Ichs. Einmal mehr zeugt es für die Kühnheit von Freuds Denken, wenn er aus Trauer und Melancholie als Reaktion auf realen Objektverlust Schlüsse auf die Konstituierung des Ichs zieht. Das Ich kann nur reicher, stärker und von den primären Objekten unabhängig werden, wenn es einmal erreichte Libido- und Objektpositionen aufgeben, aber die entsprechenden Erfahrungen für den Aufbau und die Veränderung des Ichs gebrauchen kann. Ansonsten gäbe es keine psychische Entwicklung.

Ein Objekt aufgeben ist nicht dasselbe wie ein realer Objektverlust. Ein Objektverlust geschieht dem Subjekt, eine Objekt- oder Libidoposition aufgeben ist eine

psychische Aktivität des Subjekts, wie sehr es sich gleichzeitig dagegen sträuben mag. Der Mensch verlässt eine Libidoposition nicht gern, «selbst dann nicht, wenn ihm Ersatz bereits winkt» (Freud 1916–1917g, 430). Identifikation und Introjektion, wie sie die Trauer bzw. die Melancholie prägen, sind zentraler Bestandteil des Aufbaus, der Strukturierung und Veränderung des Ichs – und des Überichs, das ja «eine Stufe im Ich darstellt». Später meint Freud (1930b, 256) im Rückblick auf *Trauer und Melancholie*: «Wir haben ... seither verstanden, dass solche Ersetzung (einer Objektbesetzung durch Identifizierung oder Introjektion, H. M.-P.) einen großen Anteil an der Gestaltung des Ichs hat.»

Der Weg des Subjekts zu sich selber und in eine trianguläre Welt der Objekte und der Kultur im weitesten Sinne, der Weg zu dem, was wir in der Psychoanalyse Genitalität nennen, ist eine Abfolge von Objekt- und Libidopositionen, die eingenommen und wieder verlassen werden. Jeder Übergang, wenn er denn gelingt, bereichert das Ich und erschließt neue Erfahrungsmöglichkeiten. Das Subjekt übernimmt mehr und mehr Funktionen in eigener Regie, die vorher das Objekt im Dienste des Subjekts ausgeübt hat. Schon in der Entstehung der infantilen Sexualität lässt der «Verlust» des Objekts der Bedürfnisbefriedigung das libidinöse Objekt auftauchen. Und immer weiter muss das Subjekt bisherige Besetzungen aufgeben, um neue Objekte mit neuen Qualitäten zu entdecken. Die psychosexuelle Entwicklung, die die Entwicklung des Ichs einschließt, ist ein dauernder Wandel der Besetzungs-, d. h. der Affektqualitäten. Das anale Objekt ist nicht das orale, und das frühgenitale oder ödipale nicht das anale und – dies vor allem – die genitalen Objekte, die Objekte in und nach der Adoleszenz, sind nicht die ödipalen Objekte und auch konkret nicht mehr dieselben Personen.

Gelingt der Übergang, ist das Gewesene nicht verloren. Über die Wege der Verinnerlichung und der Identifizierung wird es zum Boden eines reichen und lustfähigen Körper- und Selbstbildes und einer reichen und differenzierten Erfahrung der Welt der Objekte, einer qualitativen Vielfalt von affektiven Besetzungen. Gelingt er nicht, drohen Stillstand, Fixierung und Neurose, im Extrem Perversion, melancholische Depression oder gar Psychose. Die «Stärke» oder «Größe» des Ichs wird davon abhängen, wie weit die mit den notwendigen Trennungen und Übergängen verbundene Trauerarbeit gelingt oder scheitert. Wie fruchtbar das werdende Subjekt den Mechanismus der Identifizierung nun in Gebrauch nehmen kann, hängt nicht zuletzt davon ab, wie es die Erfahrung der «primären Identifizierung» mit seinem (Spiegel-)Bild hat machen und verwerten können.

Noch ein Wort zur Trauerarbeit der psychischen Entwicklung. Wir müssen die deskriptive und strukturelle Dimension von Trauer unterscheiden. Die Trauerarbeit, die das Werden des Subjekts notwendig begleitet, wird sich in aller Regel deskriptiv nicht in einem Gefühl der Trauer äußern. Die Fähigkeit zu trauern ist wohl erst ein Erwerb des Ausgangs der gelungenen Adoleszenz. Die Trauer, welche die psychische Entwicklung begleitet, äußert sich in einer Palette von Affekten

und Verhaltensweisen – Verstimmung, Trotz, Rückzug, Verweigerung, antisoziale Tendenz, Langeweile usw. –, die immer einen feindseligen Zug an sich haben, der allerdings auch der «reifen» Trauer nie abgeht, aber gern verdrängt wird. Die rasch wechselnden oder lange anhaltenden Stimmungsschwankungen von Kindern und Jugendlichen sind wohl bekannt. Eine Kindheit ist, das liegt im Wesen der psychischen Entwicklung, nie einfach nur glücklich. Sie ist notwendig gepflastert von Verlust auf der einen, Neuentdeckung auf der anderen Seite.

Die Konstituierung des Ichs ist das andere des Fantasma der Verschmelzung, das allerdings in mächtigen «regressiven» Fantasien fortleben mag. Im guten Fall stehen ihnen aber ebenso mächtige «progressive» Identifizierungen entgegen, die dem Ich Gestalt geben und ein Bollwerk gegen den Sog regressiver Verschmelzungsfantasien bilden. So kommt Freud zu der Auffassung, «dass der Charakter des Ichs über den Weg der Identifikation ein Niederschlag der aufgegebenen Objektbesetzungen ist, die Geschichte dieser Objektwahlen enthält» (Freud 1923a, 256 f.). Die zunehmende Unterscheidung des eigenen Körper- und Selbstbildes vom Körper des Anderen macht der Illusion ein Ende, mit dem (primären) Objekt in ewiger Harmonie verbunden sein zu können.

Die Identifikation, der Körper und die Innenwelt

Im Prozess, Ich zu werden, spielen der Körper und die Wahrnehmung des Körpers, und zwar des eigenen und dem des Anderen, eine zentrale Rolle. Das Bild und das Gefühl des eigenen Ichs sind unlösbar an den allmählichen Aufbau eines integrierten Körperbildes und Körpergefühls geknüpft. Das ist die Quintessenz der Spiegelerfahrung, von der ich ausgegangen bin. Freuds frühe Konzeption des Ichs ist geleitet von den Triebvorgängen, die seine Entwicklung bedingen. In *Das Ich und das Es* anerkennt er das früh entdeckte unbewusste Ich als legitimes Kind der Psychoanalyse und lenkt die Aufmerksamkeit auf die bildhaften, körperlichen und identifikatorischen Aspekte der Ichentwicklung. «Der eigene Körper und vor allem die Oberfläche desselben ist ein Ort, von dem gleichzeitig äußere und innere Wahrnehmungen ausgehen können. Er wird wie ein anderes Objekt gesehen, ergibt aber dem Getast zweierlei Empfindungen, von denen die eine einer inneren Wahrnehmung gleichkommen kann... Das Ich ist vor allem ein körperliches, es ist nicht nur ein Oberflächenwesen, sondern selbst die Projektion einer Oberfläche», so Freuds (1923b, 253) viel zitierte Charakterisierung des Ichs. Diese etwas rätselhafte Aussage wird in der englischen Gesamtausgabe so kommentiert, und Freud soll dem Kommentar zugestimmt haben: «Das Ich ist letztlich von körperlichen Empfindungen (und Wahrnehmungen, H. M.-P.) abgeleitet, vor allem von solchen, die an der Körperoberfläche entstehen. Es kann demnach als geistige Projektion der Körperoberfläche betrachtet werden; es stellt ja gleichzeitig die Oberfläche des psychischen Apparats dar» (zit. nach Laplanche 1974, 121 f.).

Die «primäre Identifikation», wie ich sie, Lacan folgend, definiert habe, und die «sekundäre Identifizierung» spielen in den Prozessen, die Mahler u. a. (1978) als psychische Trennung, Loslösung, Triangulierung und Individuation beschrieben haben, eine entscheidende Rolle. Sie sind wohl deren Voraussetzung wie auch die Voraussetzung des Aufbaus einer inneren Welt der Repräsentanzen und des Ichs. Mahler (1978, 216) spricht mitunter von einem obligatorischen Identifikationsschub, ohne aber dessen Bedeutung voll erkannt zu haben. Nur tun wir gut daran, Trennung und Individuation nicht allein als distinkte Entwicklungsphase, sondern umfassender als ein strukturelles Modell jedes psychischen Übergangs zu begreifen.

Die beiden markantesten Übergänge nach der Phase der Trennung und Individuation sind das Schwinden des Ödipus und die Adoleszenz. Im Untergang des Ödipus gilt es, durch Identifikation mit den geliebten und gehassten Objekten das Ich zu bereichern. In der Adoleszenz dann müssen die jungen Menschen, die nach Unabhängigkeit streben, diese mühsam erworbenen Identifizierungen sich so anverwandeln, modulieren oder preisgeben, dass man mit Fug und Recht von einer Phase der Entidentifizierung sprechen kann, die erst den Weg ins Freie öffnet. Und im Alter – aber das ist noch psychoanalytisches Neuland – spielt wohl die Identifikation der Älteren mit den Jungen, der Eltern mit ihren erwachsenen Kindern, eine bedeutsame Rolle.

Was die kognitive Psychologie und die Bindungstheorie Mentalisierung nennen, ist ganz wesentlich mit dem Modus der Identifikation verbunden. Ulrich Moser (mündliche Mitteilung), meint gar, Identifikation könnte der Grundbegriff einer psychoanalytischen Lerntheorie und Theorie des Denkens sein.

Welche Rolle dem Spiegeln auch in der Entwicklung des Denkens zukommt, hat Thomas Stark (2005, 15 f.) mit wenigen Worten prägnant beschrieben: «Ein ein- einhalb- bis zweijähriges Kind erkennt sich im Spiegel. Für das Kind sind es zwei Situationen: Ich hier und ich im Spiegel. So kann das Kind ab etwa diesem Alter multiple Modelle bilden, z. B. über das Reale und das Gespielte (pretending), die Gegenwart und die Vergangenheit oder die Zukunft.» Die Möglichkeit, vom Denken in konkreten Situationen, der so genannten «Situationstheorie», zum Denken in Repräsentationen, der so genannten «repräsentationalen Theory of Mind», zu kommen (Fonagy u. a. 2004; Moser u. von Zeppelin 1996; Perner 1991; Stark 2005), ist ohne die Fähigkeit zur transitiven und reflexiven Identifikation nicht möglich. Erst wenn sich das Kind mit anderen identifizieren kann, kann es sich vorstellen, dass andere über eine andere innere Konstruktion von Wirklichkeit verfügen und daher auch vom Subjekt ein anderes Bild haben können, als es in seiner eigenen Selbstvorstellung verankert ist. Winnicott spricht von Kreuzidentifikation. Ein Ausdruck, der sich in der psychoanalytischen Terminologie nicht eingebürgert hat, der aber gut zum Ausdruck bringt, dass Identifikation ein intersubjektiver, wechselseitiger Prozess gegenseitiger Anerkennung und nicht eine Einbahnstraße ist.

Das Schicksal der libidinösen Besetzung und der Identifikation im Untergang der ödipalen Situation

Der Prozess der (sekundären) Identifikationen im Aufbau des Ichs und der Subjektivierung erreicht ihren Höhepunkt in der Loslösung aus der ödipalen Situation. Das Wesen und die Ausarbeitungen der ödipalen Situation sind bekannt (Freud, 1923b, 260 ff.; 1924d; Mertens 1994; Müller-Pozzi 2002, 145 ff.; Wellendorf 2005). Jetzt geht es allein um den Gewinn, den das Verlassen der ödipalen Situation, die «Abwendung des Ichs vom Ödipuskomplex» (Freud (1924d, 399), «das Dahinschwinden des Ödipuskomplexes» (Loewald 1986, 377 ff.) bringt.

Voraussetzung der ödipalen Situation sind das Spiegelerlebnis, das Erreichthaben der frühgenitalen Phase der psychosexuellen Entwicklung, die frühe Triangulierung der Objektbeziehungen, d. h. der Aufbau getrennter Repräsentanzen des eigenen Ichs und zumindest zweier getrennter Objekte. Im Heraustreten aus der ödipalen Welt der primären Objekte kommen die Anerkennung der Urszene und des Prinzips der Elternschaft (Green 2004, 113) hinzu.

Das ödipale Geschehen ist die erste Liebesgeschichte mit allem, fast allem, was dazugehört: Verliebtheit mit ihrer Ausschließlichkeit und Rivalität mit jedem Dritten, ja Todeswünsche gegenüber dem ödipalen Rivalen, sexuelles und das heißt jetzt genitales Begehren mit all seinen erregenden Affekten, den Orgasmus ausgenommen, ist doch der Koitus, ja bleiben alle sexuellen Handlungen ausgeschlossen, müssen notwendigerweise ausgeschlossen bleiben. Wird diese Bedingung nicht erfüllt, endet der Ödipus nicht in seinem Untergang, der weg von den ödipalen Objekten in die Freiheit der eigenen Objektwahlen führt, sondern in der Katastrophe des sexuellen Missbrauchs, die kaum mehr zu überwinden ist, jedenfalls alle späteren Beziehungen vergiftet. Die einzigen tauglichen Personen für die erste Liebesgeschichte sind die primären Objekte – gerade weil sie für eine Liebesgeschichte nicht taugen. Ödipale Liebe und ödipaler Hass können sich ungestört nur mit den primären Objekten, es müssen nicht die Eltern sein, und in ihrem Schutz entfalten, weil sie deren Unmöglichkeit und damit ihren «experimentellen» und auf Zukünftiges verweisenden Charakter sichern und garantieren. Der Ödipuskomplex geht an seiner inneren Unmöglichkeit zugrunde (Freud 1924d, 395).

Drei Mechanismen steuern den Untergang des Ödipus und lassen die Einsicht seiner Unmöglichkeit aufscheinen und die Erkenntnis keimen, dass das Subjekt anderes im Sinn hat, als bei Mama und/oder Papa zu bleiben: Verdrängung, Besetzungsverschiebung und Identifikation. Die Verdrängung und Identifikation regeln die Beziehungen zu den primären Objekten neu, die Besetzungsverschiebung lässt neue libidinöse Objekte auftauchen.

Verdrängt werden die ödipalen Wünsche, strukturell ausgedrückt, die Fantasmen des Inzests und des Elternmordes. Soweit sich aber die «Lösung» der ödipalen

Situation auf Verdrängung beschränkt, bleiben ihre Wünsche dynamisch wirksam, wie alle verdrängten Wünsche. Dem entsprechend reaktivieren Zeiten des Übergangs – die Adoleszenz, die Partnerwahl, die Geburt eigener Kinder, die Lösung von den eigenen Kindern – auch alte ödipale Konflikte, die nachträglich neu und der neuen Situation gemäß bewältigt werden oder eben nicht.

Verdrängung allein ist die neurotische Lösung der ödipalen Konflikte, die mehr oder weniger gut gelingen kann und entsprechend neue Beziehungen mehr oder weniger belastet. Unter dem Diktat des Wiederholungszwangs wuchern die inzestuösen Wünsche weiter und drohen die unablässigen Versuche des Subjekts zu vereiteln, in neuen Beziehungen die alten Gespenster hinter sich zu lassen. «Wenn das Ich wirklich nicht viel mehr als eine Verdrängung des Komplexes erreicht hat, dann bleibt dieser im *Es* unbewusst bestehen und wird später seine pathogene Wirkung äußern» (Freud 1924d, 399).

Der gelungene Untergang des Ödipuskomplexes ist mehr als eine Verdrängung, er kommt «einer Zerstörung und Aufhebung des Komplexes gleich» (Freud 1924d, 399). Ein starkes Wort, das Freud so wohl nur dieses eine Mal gebraucht. Viel eher spricht er von der Unzerstörbarkeit der unbewussten Wünsche (1900a, 583 f.; 1933a, 80), was auch für die ödipalen gilt. Was also könnte die starke Metapher der Zerstörung ausdrücken, was ist dieses Mehr-als-eine-Verdrängung?

Wäre der Untergang der ödipalen Situation lediglich eine Verdrängung, bliebe das Subjekt dauernd an die ödipalen Objekte bzw. die von ihnen hergeleiteten Introjekte gekettet und der Rahmen für neue Erfahrungen in neuen Beziehungen bliebe gering. Was den Untergang des Ödipus von einer neurotischen Verdrängung unterscheidet oder entschieden über sie hinausgeht, ist die Loslösung der sexuellen Wünsche von den primären Objekten, was zum einen erst die Weite neuer Beziehungs- und Lebensmöglichkeiten schafft und es zum anderen gestattet, die Beziehungen zu den primären Objekten neu zu regeln. Der Ödipus kann als «gelöst» gelten, wenn es dem Subjekt gelingt, die sexuelle Besetzung, die auf Befriedigung am Objekt zielt, von den ödipalen Objekten abzuziehen und auf neue Objekte zu verschieben. Die ödipalen Verstrickungen lösen sich in einer großartigen Besetzungsverschiebung. Das ist der Übergang von der infantilen Sexualität zur Genitalität und, nach einer Latenz, zur Generativität im weitesten Sinne des Wortes.

Wir tun gut daran, wie ich das bereits für die «Phase» der Loslösung, Individuation und Triangulierung postuliert habe, das ödipale Geschehen nicht so sehr zeitlich als vielmehr strukturell zu verstehen. Der Untergang des Ödipus beginnt bereits auf seinem Höhepunkt, prägt die ganze so genannte Latenzzeit, flammt in der Adoleszenz neu auf und ist wohl, ich habe es bereits angedeutet, nie endgültig zu Ende. Der Kern des ödipalen Geschehens sind die Versuche des Kindes, die Urszene aufzuspalten und noch innerhalb des ödipalen Dreiecks neue Zweierbe-

ziehungen zu schaffen. In der Gewissheit, dass kein Übergriff droht, kann es die genitale Existenzweise erproben, lange bevor die genitale Stufe der psychosexuellen Entwicklung auch nur in Sicht wäre. Aber bald – und das ist ein entscheidender Schritt – wird das ödipale Kind den familiären Rahmen probeweise überschreiten und neue Objekte libidinös besetzen (Müller-Pozzi 2002). Ob wir diesen Schritt entwicklungspsychologisch zum Höhepunkt der ödipalen Situation oder bereits zu ihrem Schwinden zählen, können wir halten, wie wir wollen. Das ist gleichgültig. Nicht gleichgültig ist, dass die allmähliche Anerkennung der Unerfüllbarkeit der ödipalen Wünsche die Sehnsucht nach neuen, von den primären Objekten unabhängigen libidinösen Objekten nährt. Solche neuen, familienübergreifenden Wünsche mögen zunächst sehr flüchtig sein, auf sie werden aber nach und nach die sexuellen Fantasien übertragen. So macht die etwa fünfjährige Lisa ihre «Turnübungen», die darin bestehen, dass sie sich auf dem Bauch liegend an einem freistehenden Treppengeländer festhält und rauf und runter rutscht, also onaniert. «Das kitzelt so schön zwischen den Beinen», «gesteht» sie gelegentlich ihrem Vater. «Und wenn ich dann an Rolf (ihren damaligen «Freund») denke, ist es am allerschönsten.»

Und eben diese harmlosen frühen kindlichen Verliebtheiten lassen die großartigen Besetzungsverschiebungen ahnen, die da am Werk sind, wenn das Kind allmählich die sexuellen Wünsche und Fantasien von den primären Objekten löst.

Nun lässt sich präziser sagen, was im Untergang des Ödipus verdrängt wird: Verdrängt werden die *ödipal-inzestuösen*, nicht die *sexuellen* Wünsche, deren sich das Kind erst versichert, bevor es die primären Objekte als ödipal-sexuelle, also inzestuöse, aufgibt. Die Loslösung der sexuellen Wünsche von den inzestuösen Objekten und ihre Verschiebung auf neue, nicht inzestuöse Objekte ist entschieden mehr als eine Verdrängung. Die frühen libidinösen Erfahrungen mit den frühen Objekten der Abhängigkeit werden verinnerlichte Struktur und eröffnen den Weg in die Unabhängigkeit.

Die Lösung der libidinösen Affekte von den primären Objekten und die Möglichkeit, eine weite Welt belebter und unbelebter Objekte «objektalisieren» zu können, ist ein fundamentaler Umbruch im psychischen, mentalen und sozialen Leben des Menschen und bringt erst das Subjekt und sein Begehren im strengen Sinne des Wortes hervor. Das ist der eine entscheidende Mehrwert, der entschieden über eine bloße Verdrängung hinausgeht.

Der Untergang des Ödipus ist gleichbedeutend mit der Anerkennung der symbolischen Kastration, des Inzesttabus und des Tabus des Elternmordes. Sie bilden Ursprung und Kern des autonomen Überichs «als einer Stufe im Ich». Das ist ein völlig anderer Anteil des Überichs als derjenige, der durch Identifikation mit den Ansprüchen der Introjekte zustande kommt. Er ist das Erbe des gelingenden Untergangs der ödipalen Liebe und bildet das unerschütterliche, benevolente

Überich des Subjekts, ein «Gewissen», mit dem der Mensch in gutem, ja selbstverständlichem Einvernehmen lebt, einem so selbstverständlichen Einvernehmen, dass gar nichts davon ins Bewusstsein dringt. Inzest, Vätermord, ja jegliche Form von Übergriff, aber auch die Rückkehr in das Paradies einer allumfassenden unambivalenten Liebe, die es nie gegeben hat, sind dann keine Versuchung und kein Thema mehr. André Green (2004, 280) spricht diesem «Teil» des Überichs die Dignität einer «schützenden Schicksalmacht» zu, die «das Individuum schützt, indem sie die durch die Gesellschaft diktierten Hauptverbote aufrechterhält».

Die Besetzungsverschiebungen in der Lösung des Ödipus und die Bildung eines autonomen Überichs, das vor den inzestuösen Versuchungen schützt, wie der Engel mit dem flammenden Schwert vor der Rückkehr ins Paradies, entlastet die Beziehung zu den primären Objekten und leitet ihre progressive Umgestaltung ein. Diese realisiert sich zunächst, wenn die Eltern es nur zulassen, paradox in einer Unabhängigkeit in der Abhängigkeit. Konkret besteht ja die Abhängigkeit – materiell und psychisch – noch lange Zeit fort. Das ist der andere Mehrwert, der über eine reine Verdrängung hinausgeht. Es ist die Identifikation, die diese entschiedene Neuordnung der Beziehungen zu den primären Objekten erlaubt, die nun eine neue, nicht sexuelle Bedeutung im Aufbau des Ichs erlangen.

Freud spricht manchmal in Abhebung von der Objektbesetzung von einer vorbildlichen Beziehung und meint das selbstredend nicht oder nicht in erster Linie moralisch. Diese vorbildliche Beziehung hat nun ihre große Zeit und äußert sich in einer unverhohlenen Idealisierung der Eltern. Die Identifizierung geht einher mit einer narzisstischen Besetzung der Eltern, einer libidinösen Besetzung besonderer Art, die nicht der Triebbefriedigung, sondern der Vergrößerung und Stärkung des Ich- oder Selbstgefühls dient. Kohut (1973) hat diese Figur treffend als «idealisierte Elternimago» beschrieben. Im nächsten Kapitel über den Narzissmus wird noch mehr davon die Rede sein. Das könnte etwa so lauten: Mein Papi ist der Größte und ich habe Teil an seiner Größe. Das ist verbunden mit der Akzeptanz, noch klein zu sein, und mit der Hoffnung, einmal ebenso groß wie Papi zu werden oder, wer weiß, noch größer? Oder zumindest anders. Das ist noch Zukunftsmusik, aber ein mögliches Jenseits der Identifizierung ist der so genannten Latenz, die dem Untergang des Ödipus folgt, schon eingeschrieben. Die Latenz ist die Zeit, in der das «Größenselbst» (Kohut 1973) und die Liebe zum idealisierten Anderen triumphieren. Liebe gibt es ebenso wenig ohne Identifikation und Idealisierung wie ohne Libido.

Im Kern des ödipalen Geschehens spielte die Identifikation mit dem ödipalen Rivalen eine bedeutsame Rolle zum Schutz vor den aggressiven Wünschen ihm gegenüber. Jetzt, im Untergang des Ödipus, wird die Identifikation mit dem Prinzip oder «Gesetz des Vaters», die jede ausschließliche und ausschließende Zweierbeziehung mit dem primären Objekt unmöglich macht (nicht verbietet!), entscheidend. Sie ist Identifikation mit dem generativen Paar, dem Prinzip der

Elternschaft und der symbolischen Ordnung. Das ist eine entscheidende Wegmarke des Subjekts zu sich selbst. Dabei geht es nicht mehr wie in der primären Identifizierung um die Identifikation mit dem *Bild* des Anderen, sondern um die Identifikation mit *Rollen* und *Bedeutungen*, die es mit den Anderen teilt. In Lacan'scher Terminologie ist es eine Identifikation mit einem *Signifikanten*, der ein Signifikant für das Subjekt und das Objekt ist. Es ist eine Identifikation mit dem, was Bedeutung schafft, mit dem Symbolischen, das in der Sprache immer schon da war und nie vollständig ist und dem auch die Eltern unterstehen. Das und nur das ist gemeint, wenn wir vom Namen-des-Vaters, vom symbolischen Vater oder vom Vater in seiner symbolischen Dimension sprechen. Damit schreibt sich das Subjekt in die symbolische Ordnung der Sprache, der Geschlechter und Generationen ein.

In der Zeit der Latenz wendet sich das Kind neugierig neuen Lebensbereichen zu und erprobt neue Wege der Liebe. Die Adoleszenz wird dann die Karten noch einmal grundlegend neu mischen. Während der Latenz ist die Sexualität allerdings keineswegs so latent, wie es Freud erstaunlicherweise angenommen hat. Die Ablösung der sexuellen Wünsche, Fantasien und Affekte von den primären Objekten wird der Autoerotik, nun der genitalen Autoerotik, kräftigen Auftrieb geben, wenn sie von den postödipalen Objekten nur anerkannt, ja begrüßt und nicht unterdrückt wird. Dann wird das Kind auch freimütig über seine sexuellen Vorstellungen und Fantasien sprechen. Die Latenz ist die eigentliche Zeit der infantilen Sexualtheorien, an denen das Kind wider bessere Aufklärung noch eine Zeit lang festhalten wird.

Wo aber bleibt die Kastration, um die sich in Freuds Konstruktion der ödipalen Situation alles dreht? Explizit ist sie in meinen Ausführungen kaum aufgetaucht, weil ich, etwas quer zum üblichen Vorgehen, den Untergang des Ödipuskomplexes unter dem Gesichtspunkt des Ichs und der Bedeutung der Identifikation beschrieben habe. Der Anspruch, eine Triebtheorie für unsere Zeit zu entwerfen, verlangt aber, das Konzept der Kastration neu zu bestimmen. Das werde ich im siebten Kapitel versuchen und muss dann die ödipale Problematik unter dem Gesichtspunkt der Sexuierung erneut aufrollen.

Fragmente einer psychoanalytischen Theorie der Liebe

Sicher, gemessen an der Leidenschaft der ödipalen Liebe und des ödipalen Hasses, mögen der Untergang des Ödipuskomplexes und die Latenz als eine ruhige Zeit erscheinen. Die postödipale konstante libidinöse Besetzung der primären Objekte und die Identifizierung mit ihnen ermöglicht eine Beziehung, die von den inzestuösen Wünschen entlastet ist. Sie wird so ein wesentlicher Baustein dessen, was wir Liebe nennen.

Aber was ist Liebe? Vielleicht ist deshalb eine Theorie der Liebe so schwierig oder gar unmöglich, weil sie einem unter den Händen zerbröseln, wenn man sich ihr analytisch nähert. Freud (1921c, 155) hat seine Schwierigkeiten eingestanden, eine Darstellung der «zielgehemmten Triebe» zu geben, die den Anforderungen der Metapsychologie gerecht wird. Die Unterscheidung einer konstanten «Objektbesetzung» von der momentanen «Triebbesetzung», wie sie Moser (1967) eingeführt und metapsychologisch begründet hat, relativiert diese Schwierigkeit entschieden, nur schon weil die pejorative Bezeichnung «zielgehemmt» eine andere Interpretation erfährt. Wie wenig eine Theorie das Phänomen der Liebe auch einfangen mag, einige Bausteine, die wir nicht am Wegrand liegen lassen sollten, hat die Psychoanalyse schon beizusteuern. Also will ich auch einige weitere theoretische Anmerkungen wagen.

Die postödipale Liebe zu den einstmals ödipalen Objekten ist auf der einen Seite die Folge der Lösung der direkten sexuellen Wünsche von den primären Objekten, auf der anderen die Vorbereitung der späteren Objektwahlen, die dann in der gelungenen Adoleszenz real möglich werden. Und sie ist Vor-Bild der Liebe, die sich nicht im sexuellen Akt erschöpft. Ich erinnere nochmals an den Mechanismus der Trauerarbeit: Überbesetzung und Identifizierung mit dem einzigen Zug (Freud 1921c, 117), was erst die Freiheit schafft, neue Beziehungen einzugehen. Die Latenz als eine lange Zeit der Trauer und Latenz als triumphaler Aufbruch zu neuen Ufern ist kein Widerspruch, oder ist der Widerspruch der Latenz. Kann dieser Widerspruch nicht sein, dominieren Angst und Schuldgefühle. Und schließlich sind die Personen, die Objekte der ödipalen Liebe und des ödipalen Hasses waren, weder tot noch haben sie die Liebe des Kindes missbraucht. Wie immer das Kind sie in seinen Fantasien, den bewussten und vor allem den unbewussten, zerstört haben mag, sie haben überlebt. Und es liebt sie dafür – auch dafür, dass sie zulassen, dass es jetzt andere zu lieben beginnt.

Bindung, konstante libidinöse, narzisstische und aggressive Besetzung und Identifikation wirken zusammen und formen das, was Freud die «zielgehemmten Triebe» und die «zärtliche Strömung» der Libido genannt hat und die Bindungstheoretiker «sichere Bindung» nennen. Der Zärtlichkeit fehlt die libidinöse Komponente keineswegs, wie es die Bindungs- und Objektbeziehungstheoretiker gerne annehmen. Sie ist die Lust auf anderes und Neues und öffnet den Zugang zu einer Welt libidinös besetzter belebter und unbelebter Objekte, und macht möglich, was Freud (1921c, 155) vorsichtig, vorläufig und etwas pejorativ Sublimierung, Green (2001, 873 f.) in seinem bereits zitierten atemberaubenden Text dezidiert Objektalisierung bzw. Objektalisierungsfunktion (der Libido) nennt. Beide unterscheiden von der libidinösen Besetzung, deren Ziel gemäß der Definition des Triebes (Freud 1915c, 215) die Befriedigung am Objekt ist, eine andere affektive Qualität libidinöser Besetzung, die sich gerade nicht in der sinnlichen orgastischen Befriedigung aufzehrt, sondern das begründet, was wir Liebe nennen. Zur Liebe gehört das Geliebtwerden, und sie geht einher mit Gefühlen der Sicherheit, der

Ausschließlichkeit und des Wohlbefindens – auch und gerade des narzisstischen Wohlbefindens. Auf dieser Grundlage kann die Fähigkeit wachsen, Eifersucht und Ambivalenz zu ertragen, ohne die Liebe nicht lebensfähig ist. Zu lieben ist immer riskant, weil der Andere ein anderes Subjekt ist.

Freud (1924d, 399) hat scharfsinnig bemerkt, dass Sublimierung immer mit Identifikation einhergeht. Green drückt das nicht *expressis verbis* aus, doch macht sein Text hinlänglich deutlich, dass ein identifikatorischer Bezug die Voraussetzung ist, damit primär nicht sexuelle Objekte, Personen, Dinge und Tätigkeiten objektalisiert werden können. Mit seinem Konzept der Objektalisierungsfunktion hat Green die bisher kompakteste und prägnanteste Umschreibung, ja Definition der bis anhin so genannten Sublimierung gegeben. Objektalisieren heißt, ich wiederhole es, einem nicht sexuellen Objekt, sei es belebt oder unbelebt, und einer nicht sexuellen Tätigkeit die Qualitäten, Eigenschaften und Attribute eines Objekts zu verleihen und es libidinös zu besetzen. Keine Freundschaft, keine Liebhaberei wäre möglich ohne die Objektalisierungsfunktion der Libido, ohne die »zärtliche Strömung der Libido«, ohne konstante libidinöse Besetzung, die ihre Besonderheit im Untergang des Ödipus erst gewinnt.

Es schimmert fast etwas wie Schalk durch, wenn Freud (1921c, 155 f.) die Vorteile der »zielgehemmten« Sexualität preist. »Die zielgehemmten Sexualtriebe haben vor den ungehemmten einen großen funktionellen Vorteil: Da sie einer eigentlich vollen Befriedigung nicht fähig sind, eignen sie sich besonders dazu, dauernde Bindungen zu schaffen, während die direkt sexuellen jedes Mal durch die Befriedigung ihrer Energie verlustig werden und auf Erneuerung durch Wiederanhäufung der sexuellen Libido warten müssen, wobei inzwischen das Objekt gewechselt werden kann. Die gehemmten Triebe sind jedes Maßes von Vermengung mit den ungehemmten fähig, können sich in sie rückverwandeln, wie sie aus ihnen hervorgegangen sind.« Kann man sich eine schönere psychoanalytische Beschreibung vorstellen, wie aus der Dialektik von »momentaner« und »konstanter Besetzung« und »Bindung« das wird oder werden kann, was wir Liebe nennen?

Keine Liebe ohne Ambivalenz. Dass die postödipale Liebe und Liebe überhaupt alles andere als Friede, Freude, Eierkuchen ist, ist eine alltägliche Erfahrung. Was Winnicott als Objektgebrauch beschrieben und eng mit der Identifizierung verknüpft hat, gewinnt im Untergang des Ödipus und der Latenzzeit eine neue Dimension, nämlich des »Einübens von Ambivalenz«. Theoretisch formuliert ist Ambivalenz die Fähigkeit, dasselbe Objekt libidinös und aggressiv besetzen zu können, ohne die Beziehung zu zerstören. Das ist für die Liebe unabdingbar, denn das Begehren des einen ist nicht immer das Begehren des anderen. Mehr noch. In der Differenz zwischen dem einen und dem anderen, in der grundsätzlichen Differenz zwischen zwei Subjekten mit ihren verschiedenen Wünschen, Zielen, Abneigungen und Charakteren entsteht erst das Begehren, fordert es aber auch. Sonst gäbe es nur eins. So fällt den einstmals primären Objekten in der Zeit

vom Untergang des Ödipus bis zum Eintreten der Adoleszenz ein weiterer ebenso wichtiger wie anspruchsvoller Part zu. Wenn Hass möglich ist, erlebt und ausgedrückt werden kann, gibt es wohl Streit, Widerstreit, der auch der Heftigkeit nicht entbehrt, aber nicht Krieg und nicht Mord. Wie viel da schief gehen kann, wissen nicht nur Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker sehr wohl.

Das Subjekt muss sich auf dem Weg zu sich selbst mit dem geliebten und dem ungeliebten, «gehassten» Objekt identifizieren und davon Gebrauch machen können. Zur späteren genitalen Liebe gehört die Fähigkeit, sich in der eigenen Lust des Orgasmus mit der Lust des Anderen identifizieren zu können. Zur genitalen Liebe gehört ebenso, sich mit den Strebungen, Wünschen und Eigenheiten des Anderen identifizieren zu können, die ihm widerstreben, die es «hasst». Nicht um sie sich anzueignen, sondern das Fremde anerkennen zu können. Das ist die Voraussetzung der Symbolisierung und Mentalisierung, d. h. der Fähigkeit, zu anderen Menschen, zu Dingen und Sachverhalten unterschiedliche Sichtweisen selber einnehmen und bei anderen anerkennen zu können. Das wiederum ist die Voraussetzung der konstanten Besetzung, die Ambivalenz erträgt und ermöglicht, Konflikte psychisch zu halten und das Fantasieren und Denken in den Dienst des Ausarbeitens von Konflikten zu stellen. Ohne die Fähigkeit, innerlich «mit Konflikten zu spielen», ist das Aushandeln von Konflikten in der Beziehung und ist Liebe schwer möglich.

So würde ich Freuds (1923b, 260) missverständliche oder kurzschlüssige Aussage interpretieren, dass in der Identifizierung von Anfang an Ambivalenz enthalten ist. Ohne die Fähigkeit der Identifizierung kann das Subjekt Ambivalenz nicht ertragen und halten. Lassen wir dem Begriff der Ambivalenz seine präzise metapsychologische Bedeutung, dann ist nicht die Identifizierung, sondern die Triebesetzung ambivalent, die immer libidinöse und aggressive Besetzung beinhaltet. Die Identifikation mit beiden Seiten ist der Weg, sich im Widerstreit der eigenen und der Gefühle des Anderen orientieren und Ambivalenz bewältigen, bestenfalls fruchtbar machen zu können. So entfaltet sich das, was wir gemeinhin Empathie und Einfühlungsvermögen nennen.

Vielleicht tritt das nirgends so klar und frei in Erscheinung wie im Spiel der Kinder und ihrem Umgang mit ihren Übergangsobjekten. Die Einübung von Ambivalenz bedarf wahrlich eines Spielfeldes, um ohne Angst vor Liebesverlust hassen zu können. Auch der Erwachsene, der die Fähigkeit zu spielen bewahrt, wird es im Umgang mit so genannten Ambivalenzkonflikten leichter haben. Vielleicht hat es hier seine präzise Bedeutung, wenn Schiller sagt, dass der Mensch nur ganz Mensch ist, wo er spielt.

Es kommt die Zeit, ich spreche natürlich von der Adoleszenz und habe bereits kurz darauf verwiesen, in der sich die Identifizierungen als selektiv und flexibel oder starr und unveränderlich erweisen, den Weg ins Freie öffnen oder versper-

ren. Die selektiven und flexiblen Identifizierungen sind Identifizierungen mit dem verinnerlichten Objekt, die der Umarbeitung offen sind, aufgegeben und durch andere Identifizierungen ersetzt werden können. Die starren und unveränderlichen Identifizierungen sind Identifizierungen mit dem Introjekt, und die Identifizierung mit dem Introjekt tritt in den Dienst der Abwehr von Triebkonflikten, ein weites Thema, das ich hier nicht aufnehmen kann.

In der Adoleszenz ist «Wahl» das Lösungswort. Das Subjekt ist aufgerufen, Lebensweise, Beruf, Laufbahn, Freunde und Feinde und letztlich eine Partnerin, einen Partner zu wählen und – allenfalls – eine eigene Familie zu gründen. Das setzt nicht mehr allein die Loslösung von den primären Objekten, sondern auch die Loslösung von den Identifizierungen voraus, die einstmals dem Untergang des Ödipus gedient haben. Die eigene Wahl gibt es nur jenseits der postödipalen Identifizierung.

Die Identifizierung mit dem Introjekt ist die Unfähigkeit zu wählen. Dann wird alles schwierig. Wenn die Liebe im Anspruch der Introjekte gefangen bleibt, ist sie Liebe zum Tod, im besten Fall ein nie endender Kampf um die Bedingungen, unter denen ein Mensch lieben und hassen kann, und das sind die Bedingungen der Introjekte. Das ist die Neurose, ist die Perversion, ist die Psychose. Und diese Schicksale markieren ein partielles oder totales Scheitern der Verdrängung ebenso wie der Identifizierung im Untergang des Ödipus – und schon gar der Entidentifizierung und Neuidentifizierung in der Adoleszenz.

6. Die Liebe des Ichs und die Liebe des Anderen: Der Narzissmus

Die zwei Auffassungen des Narzissmus

Das, was wir gemeinhin Narzissmus nennen, ist wohl eines der wichtigsten, aber auch eines der verwirrendsten, dunkelsten und kontroversesten Konzepte der Psychoanalyse. Die theoretische und vor allem klinische Literatur zum Thema ist uferlos, und die Kontroversen werden nicht selten in einer feindseligen Art geführt, die an Glaubenskämpfe erinnern mag. Der Stolperstein ist dabei der so genannte primäre Narzissmus. Ist er eine psychische Figur jenseits des Triebes und unabhängig vom Trieb, oder ist er ein «Triebschicksal»? Das ist die Frage. Tatsächlich mögen zwar die bekanntesten und geläufigsten Narzissmuskonzepte von André Green (2004), Béla Grunberger (1971), Otto F. Kernberg (1975) und Heinz Kohut (1971) in sich theoretisch konsistent und jedes für sich klinisch brauchbar sein, stehen aber in einem spannungsreichen Verhältnis zueinander, weil sie von unterschiedlichen Voraussetzungen ausgehen und andere Schwerpunkte setzen.

Die Verwirrung verringert sich allerdings entscheidend, wenn wir nur anzuerkennen bereit sind, dass die verschiedensten Auffassungen des Narzissmus auf zwei grundsätzlich verschiedene Ansätze zurückgehen. Beide lassen sich in Freuds Werk unschwer ausmachen. Der eine Ansatz geht von der Annahme eines trieb- und objektlosen «absolut selbstgenügsamen Narzissmus» (Freud 1921c, 146), eines «vollen», ja «absoluten primären Narzissmus» aus. Diese Auffassung ist etwas wie ein Ursprungsmythos des psychischen Lebens, eine virtuelle Denkfigur, die den primären Narzissmus als extrauterinen Abkömmling des intrauterinen Zustands der automatischen und totalen Versorgung denkt. Leicht vergisst man dabei, dass diese Auffassung auf einer adultomorphen Fantasie und Idealisierung des intrauterinen Zustands beruht, wie sie etwa in den Metaphern des Paradieses und des Schlaraffenlandes Gestalt finden. Darüber, wie und was der Fötus erlebt, wissen wir sehr wenig.

Dem steht die triebtheoretische Auffassung gegenüber, die den primären Narzissmus entschieden als libidinöse Besetzung des Ichs, parallel und analog zur Entwicklung der libidinösen Besetzung des Objekts sieht.

Freud hat die beiden Auffassungen unbedenklich nebeneinander stehen lassen, ohne dass er sich um ihren inhärenten Widerspruch groß gesorgt hätte. Schon bei Freud und erst recht nach Freud ist die erste Auffassung mehr und mehr zur leitenden geworden. Wenn der Psychoanalyse etwas an einer konsistenten Theorie gelegen ist, kann sie sich diese Unentschiedenheit nicht mehr leisten. Sie muss sich für den einen oder anderen Ansatz entscheiden. Eine Triebtheorie für unsere Zeit, wie ich sie zu skizzieren versuche, wird sich dezidiert für den zweiten, den triebtheoretischen Ansatz entscheiden und sich damit gegen den psychoanalytischen Zeitgeist stellen müssen. Es ist mit eine ihrer wichtigsten Aufgaben, das Verhältnis von Narzissmus und Trieb präzise zu bestimmen. Ja mehr noch, ein triebtheoretisches Konzept des Narzissmus könnte geeignet sein, die Verwirrungen der Narzissmuskonzepte zu entwirren. Was ich im Weiteren anbieten werde, wird nicht viel mehr sein als eine neue Interpretation von Freuds *Zur Einführung des Narzißmus* (1914c) im Lichte der Triebtheorie. Dass eine Theorie, die den Trieb im Feld des Anderen situiert, auch den Narzissmus, den sie als Triebphänomen begreift, intersubjektiv konstituiert sieht, versteht sich von selbst.

Zuvor aber noch einige Worte zur Auffassung des Narzissmus jenseits oder vielleicht besser diesseits des Triebes.

Der Narzissmus diesseits des Triebes: Der primäre Narzissmus als intersubjektive Monade

Bevor noch der Begriff des Narzissmus als psychoanalytischer Begriff wirklich Fuß gefasst hat, gibt es eine kurze Stelle bei Freud (1911b, 232), eine Fußnote bloß, die man gut und gern als Angelpunkt und Schnittstelle der beiden Auffassungen lesen kann. Fasziniert und umgetrieben von der Frage des Ursprungs des Seelenlebens, entwirft Freud die *Fiktion* eines hypothetischen Urzustands, in dem der Organismus eine von der Umwelt abgeschlossene Einheit bildet wie das Vögelchen. Er fügt sofort hinzu, dass ein solcher Organismus sich nicht die kürzeste Zeit am Leben erhalten, ja gar nicht entstehen könnte, dass aber der Säugling nahezu ein solches psychisches System realisiert, *wenn man nur die Mutterpflege hinzunimmt, also die spezifische Aktion des Nebenmenschen, des Anderen*. Das Vorbild des absolut selbstgenügsamen primären Narzissmus wäre demnach ein von den Reizen der Außenwelt abgeschlossener Urzustand – und das ist eine Fiktion, keine Metapher. Ob ein solcher Zustand vor der Geburt tatsächlich besteht, ist zumindest zweifelhaft. Nach der Geburt ist er sicher in keiner Weise mehr zu realisieren. Die schöne Formulierung Freuds, «... wenn man nur die Mutterpflege hinzunimmt», ist eine der wenigen kostbaren Stellen, an denen Freud die Bedeutung des Anderen, hier für die Konstituierung des Narzissmus, benennt, sein Denken aber merkwürdig wenig davon bestimmt ist.

Nach 1920 neigt er dazu, den primären Narzissmus im Rahmen seiner Strukturtheorie von Es, Ich und Überich, als ursprüngliche Nicht-Differenziertheit zu fassen. Noch in den *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, also nach der Narzissmusarbeit von 1914, vertritt Freud (1916–17a, 431) die Ansicht, dass der primäre Narzissmus «der allgemeine und ursprüngliche Zustand ist, aus welchem sich erst später die Objektliebe herausbildete, ohne dass darum der Narzissmus zu verschwinden braucht.» Von dieser Ansicht ist er nie explizit abgerückt, und sein triebtheoretisches Konzept in *Zur Einführung des Narzißmus* bleibt Episode. Er beschreibt weiterhin (1921c, 146) den «absolut selbstgenügsamen Narzissmus» als Zustand der «Reizlosigkeit und Objektvermeidung» und meint damit offensichtlich den pränatalen Zustand des Fötus, der mit der Geburt zu Ende ist.

Es ist dies die *Fiktion* eines Zustands, aus dem heraus sich Subjekt und Objekt erst differenzieren, in dem es noch keinen Bezug zur Umgebung und selbstredend keine Differenzierung von Subjekt und Objekt, von Ich und Es gibt. Von da ist es ein kleiner und logischer Schritt zu den mannigfaltigen Konzepten einer «undifferenzierten Ich-Es-Matrix» oder eines «psychophysiologischen Selbst», und es ist ein kleiner Schritt, den «primären Narzissmus» vor dem Auftreten des Triebes in der Symbiose, Dualunion, Verschmelzung, Zwei-Einheit usw. zu sehen, die genetisch einen Urzustand der individuellen Entwicklung bezeichnen sollen.

Der leitende Gesichtspunkt ist dabei die objektive und objektivierbare frühe Mutter-Kind-Beziehung und nicht deren fantasmatische Konstituierung und Ausgestaltung durch das Subjekt. Dementsprechend setzen die neueren Narzissmuskonzepte, die sich an der vorwiegend bindungstheoretischen Kleinkindforschung orientieren, an der beobachtbaren Interaktion von Mutter und Kind an. Aus forschungslogischen Gründen bleiben ihr die fantasmatischen Vorgänge der Konstituierung des Objekts, des Ichs und eines triebbestimmten Narzissmus verschlossen. Im letzten Abschnitt dieses Kapitels werde ich einige Konzeptionen des Narzissmus, die eingestanden oder nicht eingestanden dieser Linie folgen, zumindest kurz erwähnen.

Der primäre Narzissmus als libidinöse Besetzung des Ichs

Wenn sich Freud, aus welchen Gründen auch immer, von der Fiktion eines monadischen Urnarzissmus nie verabschieden mochte, durchkreuzt er diese Sichtweise 1914 mit seiner libidotheoretischen Interpretation. Später (1921c, 146) wird er sagen, dass der Mensch «mit dem Geborenwerden den Schritt von einem absolut selbstgenügsamen Narzissmus zur Wahrnehmung einer veränderlichen Außenwelt und zum Beginn der Objektfindung gemacht» hat und – so einige Zeilen später – sich damit der seelische Bestand in ein «kohärentes Ich und ein außerhalb dessen gelassenes, unbewusstes Verdrängtes» sondert.

Freuds Auseinandersetzung mit dem Narzissmus hat 1914 entschieden neuen Wind und Unruhe in die psychoanalytische Bewegung gebracht. Ist nicht die Vorstellung eines libidinös besetzten Ichs ein Verrat an der Theorie von Sexual- und Ichtrieb? Soll jetzt der Ichtrieb plötzlich auch libidinös sein? Landet Freud unversehens bei der monistischen und desexualisierten Libidotheorie Jungs? In der Tat ist Freuds Kommentar *Zur Einführung des Narzißmus* eine fundamentale Auseinandersetzung mit Jungs Kritik an der Libidotheorie und wird, ohne dass dies Freuds Absicht gewesen wäre, zur Geburtsstunde des sexuellen Subjekts, ohne das es ein sexuelles Objekt nicht geben kann. Der Narzissmus als libidinöse Besetzung des Ichs ist die legitime, ja unerlässliche Weiterbildung der Libidotheorie (Freud 1914d, 140). Der Titel seiner Arbeit ist wörtlich zu nehmen. Freud führt 1914 den Narzissmus nicht ein, sondern kommentiert dessen Einführung insbesondere in der *Schreberarbeit* (1911c) und *Totem und Tabu* (1912–13a). Er präzisiert und erweitert das Konzept libidotheoretisch und erschließt damit dem psychoanalytischen Denken und der psychoanalytischen Praxis neue Räume. Zum einen eröffnet sich die Möglichkeit, dass der psychoanalytische Zugang nicht auf die so genannten klassischen «Übertragungsneurosen», Hysterie, Phobie und Zwangsneurose, die «objektale Abwehr» also, beschränkt ist, sondern auch zur Arbeit an den «narzisstischen Neurosen», wie immer diese dann in der Folge aufgefasst werden mögen, zur «narzisstischen Abwehr» also, einiges beizutragen hat. Zum anderen reflektiert Freud das Verhältnis des Narzissmus zur Idealisierung und führt bis an die Schwelle einer expliziten Theorie des Ichs und einer Strukturtheorie, die er 1923 auch vorlegen wird. Wenn Freud dies auch noch nicht zugeben mochte und er zumindest rhetorisch am Dualismus von Sexual- und Ichtrieben festhielt, ersetzt spätestens jetzt die Struktur des Ichs den Ichtrieb.

Auf den folgenden Seiten werde ich gedrängter als es mir lieb und der Sache angemessen ist versuchen, Freuds vielschichtigen und erratischen Text aufzubrechen und zu gliedern und im Rahmen meiner Auffassung der Triebtheorie einige Begriffe zu klären, zu entwirren und erneut zu verbinden. Da gilt es zunächst, den ominösen *primären Narzissmus* und sein Verhältnis zum Autoerotismus zu bestimmen und zweitens Freuds problematische Unterscheidung und Verhältnisbestimmung von *Ich- und Objektlibido* neu zu fassen. Das erlaubt drittens das Thema des *Selbstgefühls* und der *Selbstliebe* erneut zur Diskussion zu stellen. Dann dürfte sich viertens Freuds Typologie der Objektwahl unschwer als Ansatz zu einer *Theorie der Liebe* lesen lassen. Daraus wird sich geradezu von selbst ergeben, wie sich der sekundäre vom primären Narzissmus abhebt und der *sekundäre Narzissmus* die Liebe behindert und den Kern der so genannten narzisstischen Persönlichkeitsstörungen ausmacht.

So komplex, vielschichtig und mäandrisch Freuds bahnbrechender Text *Zur Einführung des Narzißmus* auch immer ist, lassen sich seine grundlegenden Tendenzen und Thesen verblüffend einfach und kompakt auflisten:

- Der Narzissmus ist der libidinöse Bezug zur eigenen Person, in einer anderen Terminologie der libidinöse Bezug des Subjekts zu sich selbst.
- Die eigene Person, das Subjekt, ist im Psychischen repräsentiert durch das Ich.
- Der libidinöse Bezug zu sich selbst ist nur über die libidinöse Besetzung des Ichs, der Ich- oder Selbstrepräsentanz möglich, wie der Bezug zum Objekt nur über die libidinöse Besetzung der Objektrepräsentanz möglich ist.
- Der Narzissmus ist eine notwendige Weiterbildung der Libidotheorie, ja enthält gar eine ihrer Voraussetzungen (1914c, 157), weil ein libidinös besetztes Objekt ohne ein libidinöses Subjekt logisch nicht denkbar ist und sicherlich jeglicher psychoanalytischen Erfahrung widerspricht.
- Der Narzissmus ist untrennbar mit der Bildung des Ichs und des Objekts verbunden. Die libidinöse Besetzung, sobald wir rechtens von einer solchen sprechen können, hat zwei Pole: das Ich als Repräsentanz des (liebenden) Subjekts und das Objekt als Repräsentanz des (geliebten) Anderen.
- Freud markiert diese beiden Pole der Besetzung durch die Unterscheidung von Ich- und Objektlibido und führt den Begriff des sekundären Narzissmus ein. Die affektive Qualität der beiden Besetzungen wird noch zu bestimmen sein.
- Jede libidinöse Besetzung hat ihren objektalen und narzisstischen Anteil; anders ausgedrückt: Die Objektwahl erfolgt nach dem narzisstischen und oder Anlehnungstypus.

Primärer Narzissmus und Autoerotismus

Freud hat sich schwer getan, das Verhältnis von Autoerotismus und Narzissmus triebtheoretisch zu bestimmen. Im *Fall Schreber* (1911c) sieht er den primären Narzissmus als eine sexuelle Position, die zwischen dem Autoerotismus und der Objektfindung liegt, dann wieder setzt er Autoerotismus und primären Narzissmus gleich. In der Folge meiner bisherigen Argumentation dürfte es jedoch nicht schwer fallen, den primären Narzissmus als die Unterbringung der Libido im Subjekt zu sehen und an die Stelle einer genetischen eine strukturelle Definition zu setzen. Triebtheoretisch ist der primäre Narzissmus die libidinöse Besetzung des Ichs, *die zum Ich gehört und beim Ich verbleibt*. Die Bildung des Ichs und des Narzissmus sind in einem gegenseitigen Fundierungsverhältnis verbunden. «Es ist eine notwendige Annahme, dass eine dem Ich vergleichbare Einheit nicht von Anfang an im Individuum vorhanden ist; das Ich muss entwickelt werden. Die autoerotischen Triebe sind aber uranfänglich (in der Entstehung der Sexualität, H. M.-P.); es muss also irgendetwas zum Autoerotismus hinzukommen, eine neue psychische Aktion, um den Narzissmus zu gestalten» (1914c, 142). Diese neue psychische Aktion ist die Identifikation, die Identifikation mit dem gespiegelten Ich und dem Objekt, wie primitiv und ungestaltet eben diese Identifikation

im Moment ihres Auftauchens noch sein mag, und ist die Konstituierung des libidinösen Ichs, wie ich sie im vierten Kapitel nachgezeichnet habe. Das Ich, wie es der *Entwurf* (1895/1950c) erstmals thematisiert und theoretisiert, ist in erster Linie die libidinöse Position im Subjekt. Ein infantiles oder «primäres» Ich ist das notwendige Komplement des primären Objekts in der Entstehung der infantilen Sexualität. Unter genetischer Perspektive bezeichnet die Einführung des Narzissmus und des «infantilen Ichs» die autoerotische oder eben narzisstische Unterbringung der Libido; sie markiert in der Entstehung der Sexualität die «zweite Zeit» des Autoerotismus, die Nahtstelle, an welcher der sich bildende Trieb das Objekt der Anlehnung verliert und das libidinöse Objekt (wieder)findet. Der primäre Narzissmus, die primäre libidinöse Besetzung des sich konstituierenden Ichs geht einher mit der Konstituierung des libidinösen Objekts, ist ihr notwendiges Komplement.

Der Narzissmus ist somit ein zentrales dynamisches und strukturierendes Moment in der Bildung des Ichs *und* der libidinösen Objektbesetzungen. Die infantilen Sexualtriebe bilden ja zunächst keine Einheit. Sie sind polymorph, archaisch, ungebunden und potenziell destruktiv. Sie operieren unabhängig voneinander am Ort der Lust dieser und jener erogenen Zone. Im Gegensatz dazu bildet sich das Ich als «Einheit» im Subjekt, das alsbald auch die Partialtriebe zu vereinheitlichen sucht. Allerdings gelingt das grundsätzlich nie so recht, ist doch das Ich ein ziemlich anmaßender Vertreter des lebendigen Subjekts, das sich seiner selbst nie gewiss sein kann, weil der innere Andere, das Unbewusste, seine Intentionen immer kreuzt und durchkreuzt. Es soll denn auch unter der Herrschaft des Realitätsprinzips nicht die wilde Sexualität zähmen und das Lustprinzip «überwinden», sondern Freiräume schaffen, in denen sich die Sexualität, dem Lustprinzip folgend, wild und ungebärdig, wie sie nun einmal ist, tummeln und zu ihrem Ziel, der Befriedigung am Objekt, kommen kann. Dass das nur zu oft lediglich im Kompromiss der Neurose gelingt, wissen wir.

Freud weist dem Ich im Narzissmustext, also fast zehn Jahre vor der zweiten Topik, seinen Platz als steuernde «Instanz», als «zuständige Stelle» zu, aber ebenso als Ort und als Objekt im Subjekt, das wie die äußeren Objekte libidinös besetzt ist und seinen Part in der Liebe spielt. Das Auftreten des Narzissmus bezeichnet die libidinöse Komponente der Ichbildung, gibt den autoerotisch wirkenden Trieben relative Einheit und Gestalt und dem Ich seine lebendige und farbige Individualität, bringt es aber auch in Konflikt, wenn die Triebwünsche statt zu lustvollem Austausch mit der Welt zu Konflikten mit dem Objekt führen.

Die Verbindung von Narzissmus und Autoerotik setzt das Subjekt des Wunsches in Bezug zum Begehren des Anderen und löst «endgültig» die Libido als Qualität der erotischen Affekte von den Affekten, die an die Bedürfnisse und ihre Befriedigung gebunden sind. Dynamisch ist die «Ichlibido» oder die (primär) narzisstische Libido der «Anteil» der Libido, der beim Ich verbleibt. Sonst gäbe es kein

Subjekt des Wunsches. Das impliziert aber auch, dass das Ich nicht Herr ist im eigenen Haus, es allen Unwägbarkeiten und Schicksalen unterworfen ist, die eine libidinöse Besetzung mit sich bringt.

Der Triebdualismus und die Bipolarität der libidinösen Besetzungen (Objekt- und Ichlibido)

Mit der Einführung des Narzissmus setzt Freud quer zum Dualismus von Ich- bzw. Selbsterhaltungstrieb und Sexualtrieb den Dualismus oder besser die Dialektik von Ich- und Objektlibido. Die beiden Linien sind sorgsam auseinander zu halten, was Freud nicht immer tut. Libido soll ausschließlich die Energie bzw. ausschließlich die Affektqualitäten der Sexualtriebe, unabhängig vom Objekt ihrer Besetzung, bezeichnen. Die Energie oder affektive Qualität der Ichtriebe nennt Freud «Interesse», bisweilen spricht er vom «Egoismus» der Ichtriebe. Entsprechend bezeichnet er den Narzissmus auch als «die libidinöse Ergänzung zum Egoismus des Selbsterhaltungstriebes». «Libido und Ichinteresse haben dabei das gleiche Schicksal und sind wiederum voneinander nicht unterscheidbar» (1914c, 139 u. 149). Ich nehme das wörtlich und interpretiere es etwas anders, als Freud es wohl gemeint hat. Beim Menschen ist so etwas wie ein Selbsterhaltungs- oder Ichtrieb nicht vom Sexualtrieb, zumindest nicht von der infantilen Sexualität zu trennen. Sobald sich das Ich zu bilden beginnt, überlagert die Ordnung des Begehrens die «primäre Lebensordnung», die Ordnung der Selbsterhaltung, ja vertritt sie. Das Kind isst nun nicht bloß, um sein Bedürfnis zu befriedigen, sondern um der Liebe willen, der Liebe des Ichs und der Liebe des Anderen: Ein Löffel für Mama, ein Löffel für Papa... Und dabei fällt immer ein Löffel für es selbst ab.

Bereits im ersten Kapitel habe ich angedeutet, dass der Dualismus von Selbsterhaltungs- bzw. Ichtrieben und Sexualtrieben in Freuds Werk und erst recht der späteren psychoanalytischen Konflikttheorie ohne Bedeutung blieb. Klinisch relevant, ja von höchster Brisanz ist jedoch die Unterscheidung oder der «Dualismus» von narzisstischer bzw. Ichlibido und Objektlibido, oder, wie man in nachlässiger und missverständlicher Verkürzung meist sagt, von narzisstischer und libidinöser Besetzung, spielen doch die narzisstischen Phänomene und vor allem die narzisstisch genannten Abwehrformen in der psychoanalytischen Arbeit eine hervorragende Rolle.

Die Unterscheidung von Ich- und Objektlibido hat immer wieder Kopfzerbrechen bereitet. Diese Schwierigkeit hängt zum einen mit der eben behandelten Ambiguität von Ichtrieb und Ichlibido zusammen. Zum anderen mit Freuds simplem Energieverteilungsmodell, das häufig und zu Recht kritisiert, selten aber dialektisch überholt wird. Freud zwingt das Verhältnis von Ich- und Objektlibido in das Bild der kommunizierenden Röhren: «Wir bilden so die Vorstellung einer ursprünglichen Libidobesetzung des Ichs, von der später an die Objekte abge-

geben wird, die aber, im Grunde genommen, verbleibt und sich zu den Objektbesetzungen verhält wie der Körper eines Protoplastatierchens zu den von ihm ausgeschickten Pseudopodien... Wir sehen auch im Groben einen Gegensatz zwischen der Ichlibido und der Objektlibido. Je mehr die eine verbraucht, desto mehr verarmt die andere» (1914c, 140 f.). Später (1923a, 231) ergänzt Freud seine ökonomische Theorie durch das Bild des Reservoirs. Er sieht das Ich, später das Es, als ein großes Libidoreservoir, «aus dem Libido auf die Objekte entsandt wird, und das immer bereit ist, die von den Objekten rückströmende Libido aufzunehmen». Freud war es mit diesen beiden Modellen und ihrer impliziten Reifizierung und Substanzialisierung der Libido selber nicht recht behaglich, bereitete es ihm doch nicht wenig Verdruss, diese Konzeption von Jungs Libido als einer einheitlichen und allgemeinen psychischen Lebensenergie abzugrenzen. Und da es ihm noch nicht möglich war, den «Dualismus» des Konflikts innerhalb des Libidinösen als notwendige Dualität von Ich und Trieb, Ich und Sexualität zu fassen, musste er in drei Teufels Namen an einem Dualismus der Triebe festhalten. Anders schien ihm der zentrale Gegenstand der Psychoanalyse, der psychische Konflikt, nicht zu retten. So konstruierte Freud halbherzig den Dualismus, ja Konflikt von Ichlibido und Objektlibido. Halbherzig, weil er wohl schon ahnte, dass das kein rechtes Konfliktmodell abgibt.

Dem Energieverteilungsmodell der kommunizierenden Röhren wird niemand eine Träne nachweinen. Um aber Freuds Annäherung an das schwierige Phänomen des Narzissmus als solipsistisch, objektabgewandt oder gar objektlos zu qualifizieren bzw. disqualifizieren, wie Altmeyer (2000, 16) es tut, muss man mancherlei übersehen, vor allem, dass Freud 1914 den Narzissmus, wie inkonsequent auch immer, als Bestandteil der Triebtheorie und damit in Relation zur Objektbesetzung fasst.

Es ist allerdings wahr, dass die Vorstellung eines uranfänglichen Narzissmus immer wieder die Oberhand zu gewinnen droht und die Verwirrungen des Narzissmuskonzepts ihre Wurzeln zweifellos bei Freud selber haben. Wir tun gut daran, ihm darin nicht zu folgen, sondern seine triebtheoretische Bestimmung des Narzissmus konsequent weiterzutreiben. Was er im Rahmen seines energetischen Triebmodells nicht denken konnte, ist eine affektive Differenz der Libido selbst, die Tatsache, dass der «Ort» der libidinösen Besetzung ihre Erlebnisqualität, ihre Dynamik und Ökonomie prägt. Es ist das Anliegen einer Triebtheorie für unsere Zeit, den ökonomischen Gesichtspunkt nicht energetisch, sondern affekttheoretisch zu formulieren. Die libidinösen Affektqualitäten und die entsprechenden Besetzungen bilden sich erst in der Entfaltung der infantilen Sexualität im dialektischen Prozess der Konstituierung des Ichs und des Objekts. Eine «ursprüngliche Libidobesetzung des Ichs» meint dann in dieser Dialektik die narzisstische Unterbringung der Libido in der Konstituierung des Ichs, meint «das gleichzeitige Auftreten eines Ich-Umrisses und seine Besetzung mit Libido und eines Objekt-Umrisses im Prozess der Objektfindung». «Im selben Maße wie ein

äußeres Objekt ist das Ich Gegenstand von Liebe, ist geladen mit Libido, also «besetzt» (Laplanche 1974, 109).

Die Leidenschaft, ein Mensch zu sein: Das Selbstgefühl

Damit steht die enge Definition des primären Narzissmus als Selbstliebe neu zur Debatte. Ist die Liebe des Ichs, die primärnarzisstische Selbstliebe, die libidinöse Besetzung des Ichs von gleicher affektiver Qualität wie die Liebe des Anderen, die libidinöse Besetzung des Objekts? Wohl kaum, wenn wir nur einräumen, wie ich es eben postuliert habe, dass der Ort der Besetzung, das Ich auf der einen, das Objekt auf der anderen Seite, die Qualität der Affekte mitbestimmt, was sich für eine strukturelle Lesart der Psychoanalyse von selbst versteht. Die Wahl eines Objekts der Liebe ist dialektisch verbunden mit den prägenden Gefühlen der vielfältigen Wünsche des Subjekts. Die im engeren Sinne erotisch-sexuelle Liebe einer Partnerin oder eines Partners, die Liebe der Kinder, die aus einer solchen Liebe hervorgehen mögen, die Liebe einer Freundin oder eines Freundes usw. haben eine je andere Färbung. Und noch einmal anders ist die Qualität der libidinösen Besetzung einer Sache. Briefmarkensammeln und Tanzen sind eine je andere affektive Zuwendung zu einer je anderen Tätigkeit. Und die libidinösen Gefühle sich selber und dem Anderen gegenüber dürften dann wohl auch verschiedene Qualitäten annehmen, sich unterschiedlich anfühlen.

Es ist gewiss nichts dagegen einzuwenden, die primäre libidinöse Besetzung des Ichs Selbstgefühl zu nennen oder, etwas vorsichtiger, darin die ursprüngliche Quelle des Selbstgefühls zu sehen. Damit ist die erotische Natur oder zumindest die erotische Grundlage des Selbstgefühls ausgemacht – woraus auch immer späterhin das Selbstgefühl weiter genährt werden mag. Freud (1914c, 165) erkennt dem Selbstgefühl «eine besonders innige Abhängigkeit von der narzisstischen Libido» zu. Die Ichlibido, ich wiederhole es zur Sicherheit, ist die libidinöse Besetzung des Ichs, die dann auch narzisstische Besetzung genannt wird und als Selbstgefühl beim Ich verbleibt. Das ist der primäre Narzissmus. Und wir tun gut daran, im Dienste einer konsistenten Narzissmustheorie und ihrer klinischen Relevanz, dies und nichts anderes primären Narzissmus zu nennen. «Das Selbstgefühl erscheint uns zunächst als Ausdruck der Ichgröße, deren Zusammengesetztheit nicht weiter in Betracht kommt. Alles, was man besitzt oder erreicht hat, jeder durch die Erfahrung bestätigte Rest des primitiven Allmachtgefühls hilft das Selbstgefühl steigern» (1914c, 165).

Freud erkennt die Bedeutung der Idealisierung im Aufbau der psychischen Wirklichkeit und führt an dieser Stelle (1914c, 159 ff.) im Vorgriff auf die zweite Topik von 1923 das Idealich und das Ichideal als Teil der «Struktur des Ichs» (ebd., 165) ein. Er hat Ichideal und Idealich nie unterschieden, und bis heute werden die beiden Begriffe meist synonym gebraucht. In der Tat sind die beiden Konfiguratio-

nen zwei Seiten derselben Medaille. Beide beruhen auf Identifizierung. Die Identifizierung mit dem idealisierten Anderen schlägt sich im Ichideal als einem Teil des Überichs nieder, die Identifizierung mit dem eigenen Bild im Spiegelerlebnis, die Idealisierung des Ichs, das was Kohut Größenselbst nennt, formt das Idealich, «an welchem er (der Mensch, H. M.-P.) sein aktuelles Ich misst» (Freud 1914c, 161), und das den Menschen entweder zu kreativen Leistungen anspornt oder ihn an seinen nie erfüllbaren Ansprüchen scheitern lässt. Das Ichideal ist eine objektale Konfiguration und ist verbunden mit den verinnerlichten Anteilen des idealisierten Anderen. Das Idealich ist eine narzisstische Figur, der Horizont dessen, was man selbst sein möchte.

Diesem idealen Ich «gilt nun die Selbstliebe, welche in der Kindheit das wirkliche Ich genoss. Der Narzissmus erscheint auf dieses neue ideale Ich verschoben, welches sich wie das infantile im Besitz aller wertvollen Vollkommenheiten vorfindet. Der Mensch hat sich hier, wie jedes Mal auf dem Gebiet der Libido, unfähig erwiesen, auf die einmal genossene Befriedigung zu verzichten. Er will die narzisstische Vollkommenheit seiner Kindheit nicht entbehren, und wenn er diese nicht festhalten konnte, durch die Mahnungen während seiner Entwicklungszeit gestört und in seinem Urteil geweckt, sucht er sie in der neuen Form des Ichideals (d. i. des Idealichs, H. M.-P.) wieder zu gewinnen. Was er als ein Ideal vor sich hin projiziert, ist der Ersatz für den verlorenen Narzissmus seiner Kindheit, in der er sein eigenes Ideal war» (Freud 1914c, 161).

Wie so oft vermischt hier Freud unbedenklich die beiden Vorstellungen des primären Narzissmus als eines großartigen Urzustandes und als libidinöse Besetzung des Ichs. Die Stelle bekommt sofort ein anderes Gewicht, wenn wir sie anders und anachronistisch unter dem Gesichtspunkt der Identifizierung lesen. Ich erinnere daran, dass Freud erst 1917 erkannt hat, welche Bedeutung der Identifizierung im Aufbau des Ichs zukommt. Gerade an ihrem Ursprung ist die Identifizierung eine «ideale» Identifizierung. Und dies nicht einseitig, sondern gegenseitig, eine Kreuzidentifizierung eben. Der Idealisierung der Eltern durch das Kind geht die Idealisierung des Kindes durch die Eltern voraus. Wenn Freud (1914c, 157) wenige Seiten vor der zitierten Stelle «die Einstellung zärtlicher Eltern gegen ihre Kinder» als «Wiederaufleben und Reproduktion des eigenen längst aufgegebenen Narzissmus» erkennt, beschreibt er die einfache und durchaus beobachtbare Tatsache, dass und wie die Eltern ihr Kind idealisieren. Er nennt es zwar nicht Idealisierung, sondern Überschätzung, so wie er die Idealisierung des Anderen in der Verliebtheit Sexualüberschätzung genannt hat. Freud spricht vom «längst aufgegebenen Narzissmus» der Eltern, weil er hier noch mehr genetisch als strukturell denkt. Lesen wir den Text jedoch dynamisch und strukturell, dann ist es der geformte und integrierte primäre Narzissmus, d. h. die libidinöse Besetzung des Ichs, die ihre idealisierende Rolle in der objektalen Liebe spielt. *His Majesty, das Baby* (Freud 1914c, 157) ist das von den Eltern anerkannte, geliebte und idealisierte Kind, das für die Eltern im guten Fall eine hervorragend libidinöse – objektale

und narzisstische – Bedeutung hat. Wir können ruhig offen lassen, welchen Beitrag ein im intrauterinen Zustand wurzelndes erhebend erhabenes Gefühl zum Narzissmus leistet. Es ist wahrscheinlich, wissen können wir es nicht. Was wir jedoch wissen, ist, dass ein «gesunder» Narzissmus nur aufblühen und zur Bereicherung des Ichs beitragen kann, wenn er von den Eltern zur rechten Zeit genährt, zur rechten Zeit aber auch «frustriert» wird, was sich von selbst ergibt. Wenn die primären Objekte ihren eigenen Narzissmus einigermaßen beherrschen, dann kommt es hin, dass «die rührende, im Grunde so kindliche Elternliebe ... der wiedergeborene Narzissmus der Eltern (ist), der in seiner *Umwandlung zur Objektliebe* sein einstiges Wesen unverkennbar offenbart» (Freud 1914c, 158; Ausz. von H. M.-P.). Ob nicht zuletzt der «narzisstische Code» eine wesentliche Übersetzungshilfe bei der Bewältigung der rätselhaften Botschaften ist? Ich vermute es.

Die Entwicklung der Liebe des Ichs oder der so genannten narzisstischen Liebe und der Objektliebe gehen Hand in Hand, und sie stehen nicht in einem sich ausschließenden Verhältnis. Die eine ist ohne die andere nicht möglich. Andere und sich selbst lieben und von anderen geliebt zu werden, ist eine Voraussetzung, um ein festes Beziehungs- und Selbstgefühl zu etablieren, sonst wäre die Liebe bloß Schmachten, was keine Liebe ist. Und allein auf dem Hintergrund des in den Interaktionen mit den primären Objekten hergestellten primären Narzissmus besteht die Entwicklung des Ichs «in einer Entfernung vom primären Narzissmus», was «ein intensives Streben (erzeugt), diesen wieder zu gewinnen. Diese Entfernung geschieht vermittelt der Libidoverschiebung auf ein von außen aufgenötigtes Ideal, die Befriedigung durch die Erfüllung dieses Ideals» (1914c, 167 f.). Wenn alles gut geht, wirken Idealisch und Ichideal Hand in Hand. Tun sie das nicht, was nur zu häufig der Fall ist, kommt es zu einem dauerhaften verinnerlichten Konflikt, geprägt von Fantasien und Gefühlen des Nicht-Genügens, Hand in Hand mit Größenvorstellungen, der Schuld, deprimierter Verstimtheit – und des Hasses. Freud macht zumindest drei Quellen des Selbstgefühls aus: Ein Teil stammt aus dem primären Narzissmus, ein anderer aus der Erfüllung des Ichideals und «ein dritter *aus der Befriedigung der Objektliebe*» (1914c, 168; Ausz. von H. M.-P.), also aus dem Geliebtwerden, aus der Anerkennung des wunschbestimmten Subjekts durch den Anderen. Ich würde unbedenklich die dritte Quelle an die erste Stelle setzen.

Eine hinlänglich gute libidinöse Besetzung des Ichs trägt dazu bei, andere und sich selbst zu lieben. Ohne ein gutes narzisstisches Potenzial kann das Subjekt schwer andere hinreichend idealisieren und sich gleichzeitig als initiativ, eigenmächtig, liebenswert, kompetent und ehrgeizig erleben. Ein wackliger oder gar fehlender primärer Narzissmus gefährdet die Liebe des Ichs und des Anderen. Der Versuch, den mangelnden primären Narzissmus durch eine «sekundäre» libidinöse Besetzung des Ichs zu kompensieren, die den Objekten entzogen wird, führt in den Bereich der heute so genannten narzisstischen Persönlichkeitsstörungen. Ihre Extreme sind grandiose Selbstüberschätzung und ebenso grandiose Selbstentwertung.

Fragmente einer psychoanalytischen Theorie der Liebe: Von der narzisstischen Liebe zur Liebe des Anderen – die Objektwahl

Freuds Narzissmusarbeit gipfelt in einer psychoanalytischen Theorie der Liebe, deren Wurzeln bereits in den drei Abhandlungen liegen und die Freud 1915 ergänzen wird. Phänomenologisch eröffnet die Liebe ein unermessliches Feld. Umso erstaunlicher mag es sein, dass sich die Grundzüge der Liebe, die «Liebesbedingungen», psychoanalytisch erstaunlich einfach ausnehmen.

Freud beschreibt zwei Typen der Objekt- oder Liebeswahl, den Anlehnungstypus und den narzisstischen Typus. Ich will vorwegnehmen, dass wir heute kaum noch von Typen, sondern von den zwei Seiten *jeder* Objektwahl und ihrem Zusammen- oder Gegeneinanderwirken sprechen. Freuds Typologie ist immerhin geeignet, etwas von der Dialektik der Liebe begreiflich zu machen.

Die Liebe nach dem Anlehnungstypus entnimmt ihre Objekte den Befriedigungserlebnissen: «Die Anlehnung zeigt sich ... noch darin, dass die Personen, welche mit der Ernährung, Pflege, dem Schutz des Kindes zu tun haben, zu den ersten Sexualobjekten werden, also zunächst die Mutter oder ihr Ersatz» (Freud 1914c, 153 f.).

Nun zeigen aber «Personen, deren Libidoentwicklung eine Störung erfahren hat», also die so genannten «narzisstischen Persönlichkeiten», «dass sie ihr späteres Liebesobjekt nicht nach dem Vorbild der Mutter wählen, sondern nach dem ihrer eigenen Person. Sie suchen offenkundigerweise sich selbst als Liebesobjekt, zeigen den *narzisstisch* zu nennenden Typus der Objektwahl» (Freud 1914c, 154). Ja, Freud ortet gar in der Entdeckung der Bedeutung, die Selbstbild und Selbstgefühl in der Liebeswahl spielen, das stärkste Motiv, welches ihn «zur Annahme des Narzissmus genötigt hat» (ebd., 154). Diese Bedeutung mag sich schon darin andeuten, dass die narzisstische Objektwahl theoretisch komplexer und vielfältiger zu sein scheint als die Objektwahl nach dem Anlehnungstypus und Freud sie, im Gegensatz zum Anlehnungstypus, pathologisch herleitet.

Freud gibt eine «kurze Übersicht der Wege zur Objektwahl» (1914c, 156 f.):

- «1. Nach dem narzisstischen Typus:
 - a) was man selbst ist (sich selbst),
 - b) was man selbst war,
 - c) was man selbst sein möchte,
 - d) die Person, die ein Teil des eigenen Selbst war.

2. Nach dem Anlehnungstypus,
 - a) die nährnde Frau,
 - b) den schützenden Mann

und die in Reihen von ihnen ausgehenden Ersatzpersonen.»

Die Ansatzpunkte beider Objektwahlen kennen wir bereits: die *Anlehnung* an die Selbsterhaltung, die der Sexualität und der Objektfindung den Weg weist – die Liebe zum Ergänzenden, und die Identifizierung, die dem Idealich und dem Narzissmus dient – die Liebe zum Gleichen. Und der Gedanke liegt wohl nicht fern, dass in dem, was wir Liebe nennen, beides eine konstituierende und dynamische Rolle spielt.

Freud hat zwar zugestanden, «dass jedem Menschen beide Wege zur Objektwahl offen stehen» (ebd., 154), sieht jedoch die «volle Objektliebe nach dem Anlehnungstypus» am ehesten beim Mann, die narzisstische Liebe eher bei der Frau, «dem reinsten und echten Typus des Weibes» verwirklicht. Auf Freuds patriarchalische Vorurteile und seine davon geprägte Konstruktion von Weiblichkeit werde ich im siebten Kapitel kurz zurückkommen.

Man braucht dieser Typisierung nicht zu folgen – wir können ihr heute nicht mehr folgen – und kann doch darin Freuds radikales Denken der Geschlechtsdifferenz sehen, einer Differenz, die fundamental ist und nichts in der psychischen Entfaltung unberührt lässt – vor allem die Art des Liebens nicht. Schon die infantile Sexualität, die Art, die unbewussten Botschaften zu interpretieren, ist davon geprägt. Nicht die biologische Geschlechtszugehörigkeit, sondern die Psychosexualität, die verschiedene Schicksale kennt und daher eine Objektwahl, eine Liebeswahl verlangt, ist die leitende Figur. Die Konzepte der Bisexualität und des negativen Ödipuskomplexes verweisen darauf, dass dem Menschen psychisch auch die sexuellen Erlebnismöglichkeiten des anderen Geschlechts zugänglich sind, zugänglich sein müssen, soll aus einem Tribschicksal Liebe werden. Erneut tritt die großartige Bedeutung der Identifikation ans Licht. Winnicott (1973) hat das mit dem Konzept der Kreuzidentifikation auf den Begriff gebracht. Im Bereich der genitalen Liebe meint Kreuzidentifikation, auf den kürzesten Nenner gebracht, dass sich beim Sexualakt und im Orgasmus der eine Partner partiell mit dem Erleben des Anderen, das er nie aus eigener Erfahrung kennt, identifizieren können muss, um zum sexuellen Genießen zu gelangen, was man meinetwegen narzisstische Identifikation nennen mag.

Die narzisstische Liebe und die Liebe des Anderen sind alles andere als sich ausschließende Gegensätze, wenn das Objekt des Triebes zum Anderen der Liebe werden soll. Sie sind die Pole, die zwei konstitutiven Seiten der Liebe. Die eine ist nicht ohne die andere möglich, und die eine hält die andere in Schach. Eine gute narzisstische Besetzung, die als Ichlibido beim Ich verbleibt, sichert das Selbst-

gefühl und verhindert die Entleerung des Ichs, und eine gute libidinöse Besetzung von Objekten sichert den Zugang zur Welt der Triebe und Objekte und verhindert die Enge der letztlich tödlichen Selbstbezogenheit, der Desobjektalisierung (Green 2001) und des Erlöschens des Begehrens, was uns in der Diskussion des Todestriebes erneut begegnen wird. «Ein starker Egoismus (d. i. Narzissmus, H. M.-P.) schützt vor Erkrankung, aber endlich muss man beginnen zu lieben, um nicht krank zu werden, und muss erkranken, wenn man infolge von Versagung nicht lieben kann» (Freud 1914c, 151 f.). Was die Liebe behindert, ist allerdings nicht so sehr die Versagung der Befriedigung, ohne die es den Anderen in seiner Eigenständigkeit nicht gäbe, sondern vielmehr die Versagung der Anerkennung des Wunsches und darüber hinaus des wünschenden Subjekts.

Die Liebe besteht aus zwei ineinander laufenden Bewegungen, des (passiven) Geliebtwerdens und des (aktiven) Liebens, der Leidenschaft – der Bewegung, die Freud als Verliebtheit beschreibt. «Die Liebe des Anderen» ist ein glücklicher Ausdruck, weil sein objektiver und subjektiver Genitiv beide Bewegungen ausdrücken kann, das Geliebtwerden durch den Anderen und den Anderen lieben.

Hier lohnt ein kurzer Abstecher zu Jacques Lacan. Er stellt der Ordnung des Realen, der organischen Lebensordnung, die Ordnung des Symbolischen und der Sprache gegenüber. Im Gegensatz zum Organischen ist das Symbolische immer unvollständig. Mit dem Schnitt, der den Menschen von der Lebensordnung des Organischen «trennt» und in die Ordnung der Bedeutung, des Signifikanten, des Symbolischen verweist, fällt etwas ab und geht unauffindbar «verloren». Es gibt für den Menschen keine natürliche Vollkommenheit. Diesen strukturellen «Verlust», in dem und an dem das Subjekt als bedeutendes erst auftaucht, nennt Lacan symbolische Kastration. Dieses strukturell Verlorene, das der Mensch real nie besessen hat, ist das, was ihm zur fantasierten paradiesischen, «narzisstischen» Vollkommenheit «fehlt». Lacan indiziert diesen imaginären Verlust mit dem berühmten und ominösen «Objekt *a*», das von nun an immer im Anderen gesucht und begehrt wird. Der (fantasmatische) Bezug des Subjekts zum unerreichbaren, ja unmöglichen Objekt *a* ist das Fantasma der Vollkommenheit, die nie erreicht wird und das Begehren in Gang setzt, das den Menschen immer wieder zu neuen Ufern treibt und ihm das Feld des Erlebens, Denkens, Fantasierens und Handelns eröffnet. Das dritte Register Lacans ist das Feld des Imaginären, das sich zwischen dem Realen und dem Symbolischen ausspannt, das den Reichtum, aber auch das Leiden des menschlichen Lebens ausmacht. Übersetzen wir Lacan in Freuds Terminologie, verbinden sich im Objekt *a* die narzisstische Objektwahl mit der Objektwahl der Anlehnung, verbinden sich Narzissmus und Objekt. Dann aber lautet die «Grundformel» der narzisstischen Objektwahl: Man liebt im Anderen, was man selbst nie war und immer sein möchte. So und nur so kann Lacans markige und missverständliche Formulierung verstanden werden, dass jede Liebe narzisstisch sei.

In der Tat ist es eine zentrale Aussage der Narzissmusarbeit Freuds, dass die Liebe, jede Liebe, zunächst narzisstisch, das Fantasma der vollkommenen Liebe ist. Die vollkommene Liebe gibt es aber nur im Fantasma. «Da kann man sicher sein, dass der Andere immer dem Bild entspricht, das wir uns von ihm machen. Die Konfrontation mit dem realen Anderen führt zwangsläufig dazu, die Unterschiede im Vergleich zum imaginären Anderen entdecken zu müssen» (Israël 2001, 127). Das ist die Nahtstelle, an der Ich und Objekt, genauer: libidinöse (narzisstische) Besetzung des Ichs und libidinöse Besetzung des Objekts, Ichlibido und Objektlibido, sich zu differenzieren beginnen. An dieser Nahtstelle kommt auch erst der Wunsch im strikt psychoanalytisch-libidotheoretischen Sinn mit allen seinen Konsequenzen ins Spiel, der Wunsch, der sich an ein Objekt, an den Anderen richtet – und damit scheitern kann.

Der Übergang von der narzisstischen Liebe zur Liebe des Anderen sprengt das *Fantasma* der vollkommenen Liebe und bringt die *Fantasie* zum Arbeiten. An diesem Punkt riskiert das Subjekt, enttäuscht zu werden. Aber erst dieses Risiko schafft die Möglichkeit, den Anderen zu entdecken, dabei im besten Fall auf die Liebe des Anderen, auf Anerkennung zu stoßen, die – wiederum im besten Fall – der Liebe des Subjekts schon vorausgegangen ist. Schon die Entstehung der Sexualität, wie ich sie im ersten Kapitel skizziert habe, ist weitgehend von der Anerkennung oder Nicht-Anerkennung durch den Anderen abhängig. Wenn das Subjekt «erkennt», dass es immer schon – durch die primären Objekte – erkannt und anerkannt worden ist, kann sich die Gewissheit etablieren, liebenswert zu sein. Erikson nennt das in einem ganz anderen theoretischen Kontext Urvertrauen, Green Beziehungsgefühl, Winnicott Existenzgefühl. Sich vom Anderen erkannt und anerkannt zu fühlen, ist eine kräftige, ja wohl die kräftigste Stärkung des Selbstgefühls. Umgekehrt ist die Neurose, auch wenn sie noch so sehr durch narzisstisch genannte Abwehren geprägt sein mag, immer auch ein Kampf um die Liebe und Anerkennung des Anderen. Das ist zwar vereinfachend, aber wohl kaum übertrieben.

Es bleibt jedoch dabei – und das gilt das ganze Leben lang –, den Anderen als Anderen zu lieben läuft immer Gefahr, enttäuscht zu werden und zu scheitern, eröffnet aber auch erst die Chance, den Anderen zu entdecken, ihn buchstäblich (für sich) zu gewinnen, «ihn zu lieben für das, was er uns an Unbekanntem enthüllt, ihn zu lieben wegen seiner Verschiedenheit». Erst durch die Differenz, die das Fantasma durch die Realität des Anderen ersetzt, «wird die Überschreitung der narzisstischen Liebe», wird die Liebe des Anderen «jenseits der narzisstischen Liebe möglich» (Israël 2001, 128).

Mag sein, ich setze mich mit diesen Ausführungen dem Vorwurf einer Idealisierung oder gar Mystifizierung der Liebe aus. In der Tat beschreibe ich eine idealtypische Konstruktion einer (möglichen) psychoanalytischen Theorie der Liebe. Im psychoanalytischen Alltag begegnen uns die mannigfaltigen Schicksale un-

glücklicher Liebe. Und wenn es auch eine glückliche Liebe nicht geben mag, wie Israël (2001, 240) nüchtern und lapidar feststellt, so ist z. B. die Neurose immer auch ein Kampf um eine andere Sexualität und eine andere Liebe, als sie unter den Bedingungen der Neurose möglich ist. Balint hat die Neurose als die Summe der Bedingungen definiert, unter denen ein Mensch lieben und hassen kann. Das ist eine andere Formulierung dessen, was wir in der gewohnten Terminologie Abwehr nennen. Und Balint nennt es Neubeginn, wenn ein Mensch, z. B. durch analytische Arbeit, eine solche neurotische (Abwehr-)Bedingung aufgeben kann und ihm daraus größere Freiheitsgrade der libidinösen Besetzungen erwachsen.

Die Unmöglichkeit der Liebe: Der sekundäre Narzissmus

Etwas muss ich noch nachtragen, was von ungeheurer klinischer Relevanz ist. Den sekundären Narzissmus habe ich erst einmal kurz angedeutet. Freud definiert ihn als Rückzug der libidinösen Besetzungen von den Objekten auf das Ich und als Verwandlung der Objektlibido in narzisstische Libido. Das ist bestenfalls missverständlich. Die, aus welchen Gründen auch immer, vom Objekt abgezogene libidinöse Besetzung stärkt nicht die primärnarzisstische libidinöse Besetzung des Ichs, stärkt nicht das Selbstgefühl – gerade das nicht. Das Ich, sein »Spiegelbild«, wird als Objekt libidinös besetzt und anstelle des Objekts geliebt, und es entsteht das, was wir gemeinhin narzisstische Persönlichkeitsstörung nennen. Wo ein libidinös besetzter Anderer sein sollte, erscheint nur das Ich. Wir sprechen von Spaltung oder Ichspaltung, wenn das Ich zugleich Ich und Anderer sein sollte. Eine tief greifende Verwirrung, narzisstische Wut und Hass sind unausweichlich. Das Risiko der Liebe des Anderen wird untragbar, er muss in aggressiver Distanz gehalten werden, außer er erfüllt selbstlos die Ansprüche des Subjekts, was nie oder nur in einer neurotischen Kollusion auf Dauer gelingen kann.

Dieser besondere, eben sekundär narzisstische Bezug des Subjekts zu sich selbst und zum Anderen ist geprägt durch grandiose Selbstüberschätzung und Entwertung des Anderen oder melancholisch anmutende Selbstunterschätzung, die manchmal als witzige Selbstironie kaschiert sein mag, durch Rücksichtslosigkeit und Gieren nach Bestätigung. Das kommt oft in einer großartigen und imposanten Inszenierung daher und mag – zumindest zeitweilig – faszinieren, auf die Dauer aber eher und nachhaltig verwirren, verärgern und kränken. Mit Menschen, die ihr Leben und ihre Beziehungen auf der Basis eines sekundären Narzissmus organisieren und regulieren müssen, ist nicht gut Kirschen essen. Auch in der Analyse nicht. Die analytische Arbeit mit solchen Menschen verlangt von der Analytikerin oder vom Analytiker eine ganz spezifische Haltung von Flexibilität und Festigkeit, die nicht leicht zu erwerben und zu halten ist.

In der Ökonomie des sekundären Narzissmus wird ihres Zielortes beraubte verzerrte libidinöse Besetzung, wo Identifikation sein sollte. Der Rückzug der Beset-

zung vom Objekt kann nicht durch Trauerarbeit erledigt werden. Der sekundäre Narzissmus ist eine Umkehrung des Mechanismus der Ichveränderung, der «aufgelassene Objektbesetzungen» durch Identifizierung ersetzt, und der inneren Ökonomie der Objektwahl. Ob man das Regression nennt, ist unwichtig. Wichtig ist, auch im sekundären Narzissmus ein Tribschicksal und einen leidenschaftlichen Modus psychischer Verarbeitung zu sehen, der gegen die Verzweiflung kämpft, auch wenn es von außen ganz und gar nicht so aussehen mag. Anders sind die aggressiv gesättigten Übertragungsverläufe in diesem Register schwer zu ertragen und zu bearbeiten.

Diese Bewegung der Umkehrung der Objektwahl stellt wohl der berühmte Mythos von Narziss dar. Das derart in sich gesplante und abgekapselte Ich folgt seiner Leidenschaft, bis es schließlich an sich selbst zugrunde geht, sei es in einem tollkühnen Szenario, sei es im Selbstmord. Ich habe die schöne Stelle bereits einmal zitiert: «Ein starker Egoismus (d. h. eine starke primäre libidinöse Besetzung des Ichs, H. M.-P.) schützt vor Erkrankung, aber endlich muss man zu lieben beginnen, um nicht krank zu werden, und muss erkranken, wenn man infolge von Versagung nicht lieben kann» (Freud 1914c, 151 f.). Der sekundäre Narzissmus ist potenziell tödlich (Green 2004).

Der Ort der sekundären Besetzung des Ichs ist genetisch und strukturell nicht mehr derselbe wie der der primären Besetzung, hat sich doch das Ich gewandelt und ist der Rückzug der Besetzung eine mögliche, ziemlich extreme Reaktion auf das Scheitern der libidinösen Objektbesetzungen. Die so genannten narzisstischen Störungen bis hin zur Schizophrenie sind somit primär «Störungen» der Objektliebe und der «sekundäre» Versuch, objektale Konflikte narzisstisch zu verarbeiten oder zu vermeiden. Man übersieht leicht, dass das Scheitern der Objektbesetzungen mit einer Schwächung des primären Narzissmus, der im Ich verbleibenden libidinösen Besetzung, einhergeht. Was uns im Leben und in der Analyse als narzisstisches Verhalten imponiert und uns so viel Mühe bereitet, ist sekundärer Narzissmus, die sekundäre libidinöse objektale Besetzung des Ichs, aus der Angst geboren, das Objekt zu verlieren oder im Objekt verloren zu gehen. Der sekundäre Narzissmus ist nicht der «starke Egoismus» (Freud 1914c, 151), nicht das (Selbst-)Gefühl, liebenswert zu sein, das vor Konflikten schützt bzw. die Ressourcen bereitstellt, sie zu meistern. Im Gegenteil.

Die Unterscheidung einer primär narzisstischen Besetzung des Ichs im Selbst- und Beziehungsgefühl und einer sekundär narzisstischen Besetzung des Ichs, die im klinischen Sinne als narzisstische Selbstliebe imponiert, fasst den sekundären Narzissmus in einem wichtigen Aspekt anders, als Freud es getan hat. Und genau das gibt dem Narzissmus sein besonderes und lärmendes Gepräge, weil er eben gerade keine Verwandlung in primär narzisstische Libido, in Ichlibido, ist, sondern die Qualität der Objektlibido bewahrt. Sie kehrt auf einer vergeblichen Suche nach einem Objekt zum Ich zurück, und das Ich liebt sich, vornehmlich

sein idealisiertes Bild von sich selbst, wie ein Objekt; und es verlangt von den Anderen, dass sie ihn lieben, wie es sich selbst liebt. Das macht die Beziehung und die psychoanalytische Arbeit mit diesen Menschen so schwierig. Weil das Objekt fehlt, ist die Libido des sekundären Narzissmus im Ich nicht gut aufgehoben. Es treibt den Menschen in eine ungeheure Einsamkeit, gepaart mit einer nie endenden Suche nach einem anerkennenden Objekt, und dieser Mensch läuft Gefahr, im Kampf um narzisstische Bestätigung stecken zu bleiben.

Auch das Konzept des primären Narzissmus erfährt dadurch eine entscheidende Verschiebung und Ausweitung. Weit davon entfernt, lediglich ein wie auch immer «primär» gedachtes frühes, archaisches Entwicklungsstadium zu sein, wird die Ökonomie des primären Narzissmus als die libidinöse Besetzung des Ichs zu einem wichtigen Strukturierungs- und Strukturmoment des psychischen Lebens überhaupt.

Die Verwirrungen des Narzissmuskonzepts

Die späten Sechziger- und die Siebzigerjahre kann man ohne Bedenken als die Dekade der großen Narzissmustheoretiker bezeichnen. In dieser Zeit sind die Entwürfe von Béla Grunberger, Otto F. Kernberg und Heinz Kohut entstanden.

Kohut (1973) postuliert den Narzissmus als eigene Entwicklungslinie, die er mehr und mehr verabsolutiert. Die zentralen und bleibenden Begriffe, die er in die Psychoanalyse eingebracht hat, sind das Größenselbst, die idealisierte Elternimago, das Selbstobjekt und die Selbstobjekt-Beziehung. Das Selbstobjekt ist das Objekt in seiner Funktion, die Kohärenz, Vitalität und Ganzheit des Selbst zu fördern und zu erhalten. Die Triebe erklärt er kurzerhand zu Zerfallsprodukten ungenügender Selbstobjekt-Beziehungen und will mit einem Rundumschlag die Psychoanalyse durch seine Psychologie des Selbst ersetzen, wie vor ihm Heinz Hartmann die Psychoanalyse durch eine Psychologie des Ichs ersetzt hat.

Seine großartigste Ausformung hat die Ansicht des Narzissmus als eine vom Trieb unabhängige psychische Konfiguration, ja gar als eigene Instanz, bei Grunberger (1971) gefunden. Er begreift den primären Narzissmus als extrauterine Fortsetzung des intrauterinen Zustandes, als einen Zustand «erhebender Erhabenheit» (*élation*), diesseits von Trieb und Objekt, Bedürfnis, Wunsch und Befriedigung. Konsequenterweise lässt er die Triebentwicklung denn auch erst mit der Analtät einsetzen. Es ist leicht sichtbar, dass in dieser Auffassung der primäre Narzissmus mit der primären Identifikation zusammenfällt und ihn darum die gleiche Kritik treffen muss. Den sekundären Narzissmus fasst er, entschieden anders als ich es eben zu skizzieren versucht habe, als «reifen» Narzissmus, der dem Ich, auch in der Gestaltung seiner Objektbeziehungen, zur Verfügung steht. Er entwickelt sich gemäß Grunbergers Theorie als eigenständige Linie parallel zur Triebentwicklung.

In meiner Konzeptualisierung ist das ein Schicksal des primären Narzissmus. Grunberger spricht gar von einer «Spaltung zwischen Narzissmus und Triebreifung» (1976, 189 ff.). Beide Linien gehen im guten Fall in eine Synthese über, «in der die beiden Bestandteile nicht länger unabhängig voneinander bestehen bleiben» (Grunberger 1976, 11). Grunbergers Version der Psychoanalyse ist von einer grundsätzlichen Dialektik von Narzissmus und Trieb durchdrungen.

Kernberg als der integrative Denker der modernen Psychoanalyse, der er gerne sein möchte, versucht, Triebtheorie, Ichpsychologie und Objektbeziehungslehre zu «versöhnen», was ihm natürlich nicht gelingen kann und bestenfalls zu einem Patchwork verschiedener Theoreme gerät, weil er die «Hexe Metapsychologie» nicht gar zu genau nimmt. Nichtsdestotrotz hat sein Konzept der Borderline- und narzisstischen Persönlichkeitsstörung seinen Siegeszug um die Welt, vor allem in der Psychiatrie, angetreten.

Nur nebenbei möchte ich noch Joffe und Sandler (1967) erwähnen. Sie setzten den Narzissmus mit Wohlbefinden gleich, das von einem dem Lustprinzip übergeordneten «Sicherheitsprinzip» (Sandler 1961) reguliert wird. Letztlich wird damit der Narzissmus zu einem affektiven Regulationsprinzip des Organismus. Auch sie «entlibidinisieren» damit den Narzissmus und schreiben ihm etwas zu, was zur Bindung gehört.

So wie ich mich im Rahmen meiner Argumentation dezidiert für den zweiten, triebtheoretischen Ansatz entschieden habe, so dezidiert hat sich die Objektbeziehungspsychologie für den ersten Ansatz eines uranfänglichen Narzissmus entschieden. Das mag auf den ersten Blick paradox anmuten, weil sie den primären Narzissmus als *primäre Intersubjektivität* und gerade nicht als einen «absolut sich selbst genügenden» Urzustand des *Individuums* postuliert. Nur unterlässt sie es, im Gegensatz etwa zu Lacan und Laplanche, eine Theorie des Subjekts und der Intersubjektivität auszuarbeiten (Altmeyer 2000; Altmeyer und Thomä 2006), was auch paradox anmutet. Wörter wie Subjekt, Ich, Selbst, Person, Individuum, mittlerweile gar Organismus sind weitgehend austauschbar. Der Narzissmus der Objektbeziehungstheorie ist auch nicht ein Narzissmus jenseits oder diesseits der Triebe, wie beispielsweise bei Grunberger, sondern ein Narzissmus ohne Trieb, wie bereits bei Kohut. Ihre Definition ist gerade das, was sie nicht sein möchte, nämlich monadisch. Die Monade ist, wie bei Grunberger, die frühe Mutter-Kind-Beziehung. Für sie ist die Triebtheorie eine «monadologische Sackgasse» (Altmeyer 2000, 107 ff.), weil es ihr, mangels einer Theorie des Subjekts, nicht möglich ist, die Entstehung der Sexualität intersubjektiv, im Feld des Anderen, zu fassen.

Altmeyer (2000, 16) beginnt seine wohl repräsentative Studie zum *intersubjektiven Verständnis der Selbstbezogenheit* mit der Feststellung, dass die klinische, d. h. psychoanalytische Verwendung des Narzissmusbegriffs dem allgemeinen Sprachgebrauch folgt und ihn «als Synonym für Eigenliebe, für Ich- oder Selbstbezogenheit

benutzt». In welchem Sinne dies für die Abwehrbewegung des sekundären Narzissmus seine präzise Gültigkeit hat, habe ich aufzuzeigen versucht. Altmeyer kritisiert jedoch grundsätzlich jedes triebtheoretische Konzept des Narzissmus. «Der Andere, psychoanalytisch gesprochen: das Objekt, existiert nicht, zumindest nicht als Objekt mit eigenem Recht. Der Begriff hat eine solipsistische Konnotation und wird als Sammelkategorie für objektabgewandte, wenn nicht objektlose Erscheinungsformen des Seelenlebens gebraucht.» Mit dieser Kritik mag Altmeyer mitunter Recht haben. Nur trifft sie nicht eine Psychoanalyse, die den Trieb und das Subjekt vom Primat des Anderen her denkt. Und sie trifft nicht Freuds *Zur Einführung des Narzissmus* und nicht ein triebtheoretisches Konzept des Narzissmus, das sich daran orientiert. Sie trifft aber wohl die so genannte «klassische Psychoanalyse», wie sie sich in Amerika im Anschluss an die Ichpsychologie herausgebildet hat (Will 2001). In dieser «klassischen Psychoanalyse» bekam der Begriff des Narzissmus mehr und mehr seine trieb- und objektabgewandte, «solipsistische» Konnotation, der sie die Objektbeziehungspsychologie und die Psychologie des Selbst unter Preisgabe der Triebtheorie zu entreißen versuchen. Es mutet wie eine Ironie an, aber die Loslösung der Narzissmustheorien von der Triebtheorie und die Tendenz, den Narzissmus in einer Psychologie des Selbst zu verabsolutieren, hat erst die Verwirrung um den Begriff des Narzissmus geschaffen, die die Objektbeziehungstheorien beklagen und die sie mit neuen, von allem Triebhaften gereinigten Konzepten entwirren möchten. Damit verpassen sie naturgemäß die theoretisch wohl immer noch fruchtbarste und klinisch relevanteste «Lösung», den Narzissmus im Rahmen der Libidotheorie zu konzeptualisieren und der Libidotheorie die konstitutive Bedeutung zu belassen, die sie für die Konstituierung des Subjekts und damit für die Psychoanalyse gestern und heute nun einmal hat – ob es einem nun passt oder nicht.

Alle Konzepte des Narzissmus, die auf dem ersten Ansatz eines absolut primären Narzissmus aufbauen, koppeln den Narzissmus von der Sexualität ab, oder stellen gar Ersteren an die Stelle der Letzteren, und das Selbst übernimmt auf Kosten des Ichs die leitende Rolle. Der Begriff des Selbst übt offenbar auf viele Psychoanalytiker eine derartige Suggestivkraft aus, dass Narzissmus deskriptiv gleichbedeutend mit Selbstwertgefühl und Selbstachtung wird. Nicht nur bei Kohut führt das theoretisch zu einer Psychologie des Selbst oder einer allgemeinen Psychologie der Person, die jeder metapsychologischen Schärfe entbehrt, was logisch ist, geht doch die Verwerfung der Triebtheorie notwendigerweise mit einem Verlust an metapsychologischer Komplexität einher.

Fazit: Nachdem die «moderne Psychoanalyse» die Triebtheorie Freuds durch die Ichpsychologie Hartmann'scher Prägung und die Objektbeziehungspsychologie hauptsächlich Fairbairn'scher Provenienz ersetzt hat, stand der Narzissmus neu zur Disposition. Beklagt wird die mangelnde Eindeutigkeit des Begriffs – wie wenn es auch nur einen eindeutig definierten Begriff im psychoanalytischen Diskurs geben könnte. Wie vieldeutig der Begriff im Werk Freuds auch sein mag – Altmeyer

zählt vierzehn verschiedene begriffliche Verwendungen auf –, erst im Vakuum, das die Verwerfung der Triebtheorie hinterlassen hat, begann der Narzissmusbegriff unkontrolliert und unkontrollierbar zu wuchern. Der Begriff ist seines theoretischen Referenzrahmens beraubt worden, und eine Objektbeziehungslehre ohne Triebtheorie kann diesen Theorierahmen mit allen Anleihen bei der Bindungstheorie, Kleinkindforschung und der Sozialpsychologie nicht ersetzen.

Der eigenständigste und nachhaltigste Theoretiker des Narzissmus ist heute ohne Zweifel André Green (2004). Er hält mit allem nur möglichen Nachdruck an der Bedeutung der Triebtheorie für die Psychoanalyse fest. So versteht es sich von selbst, dass seine Auffassung des Narzissmus ganz der triebtheoretischen bzw. objektalen Linie folgt. Er hält aber im Gegensatz zu Laplanche und mir an der Endogenität der infantilen Sexualität und ihrer primär narzisstischen Organisation fest und sieht den Narzissmus eher als Folge «der Sexualisierung der Ich-Triebe» (Green 2004, 275) und weniger als libidinöse Besetzung des Ichs. Das unterscheidet und verbindet ihn gleichzeitig mit der monadischen Auffassung des Narzissmus. Es mag paradox erscheinen: Green ist wohl einer der innovativsten und konservativsten neueren Theoretiker der Psychoanalyse. Man kann eben Freuds Texte auf sehr unterschiedliche Weise zum Arbeiten bringen.

Es ist Greens Anliegen, den Narzissmus in Freuds dritte Triebtheorie zu integrieren. Der Grundtenor seiner Theoretisierung ist «die Beziehung zwischen Narzissmus und Todestrieb». Er fasst diese Beziehung unter dem Begriff des negativen Narzissmus oder Todesnarzissmus – *Narcissisme de mort*. Das macht ihn in einmaliger Weise klinisch und theoretisch sensibel für die «geheime Verrücktheit» und die «Grenzfälle der psychoanalytischen Praxis» (2000), die letztlich ein Kampf gegen alles Libidinöse sind. Er hat dafür den Begriff der Arbeit des Negativen (1993) geprägt. Dass der Lebensnarzissmus – *Narcissisme de vie* –, die libidinöse Besetzung des Ichs, dabei etwas zu kurz zu kommen droht, mag ich ihm nicht vorwerfen. Auf sein Verständnis des Todestriebes werde ich später kurz zurückkommen.

Sein Vorwurf (2004, 140), die meisten Autoren sprächen vom primären Narzissmus «wie von einem Lebensnarzissmus, wobei der Todesnarzissmus mit seiner Tendenz zur Absenkung aller Spannungen auf das Nullniveau schweigend übergegangen wird – mit dem gleichen Schweigen, das eben diesem Todesnarzissmus innewohnt», trifft selbstredend auch meine Konzeptualisierung. Ich meinerseits mag Green nicht folgen, wenn er in den so genannten zielgehemmten Trieben, also dem, was ich konstante Besetzung nenne, der Sublimierung, der Identifizierung und in der Funktion des Ideals das Wirken des Todestriebes sieht.

7. Differenz, Kastration und Geschlecht: Die Frage der Sexuierung

Haben oder nicht haben – das ist die Frage: Ödipus- und Kastrationskomplex bei Freud

Zentrum und Motor des ödipalen Geschehens ist die Auseinandersetzung mit der Differenz – oder dem, was Freud und die Psychoanalyse Kastration nennen. Das sind in allererster Linie die Differenz der Geschlechter und untrennbar damit verbunden die Differenz der Generationen. Das Subjekt ist entweder Mann oder Frau, anders könnte es nicht sein, so die leicht paraphrasierte Aussage Lacans (1958a, 82). Sexuierung und Subjektivierung fallen in eins zusammen. Jede psychoanalytische Theorie der ödipalen Position und jede psychoanalytische Theorie des Subjekts wird sich mit der Bedeutung dessen, was Freud Phallus und Kastration genannt hat, ins Benehmen setzen müssen. Sexuierung heißt, wie sich ein Subjekt im Feld der Geschlechter gegenüber dem Phallus und der Kastration positioniert. Wie die Sprache gehen auch die Differenz der Geschlechter und die Geschlechterordnung dem Subjekt voraus. Das werdende Subjekt wird in beides hineingeboren und muss sich in der Konfrontation mit den rätselhaften Botschaften der Anderen beides, die Sprache der Anderen und die eigene Subjektivität, aneignen. Ein langer Weg, dessen markanteste Positionen wohl die ödipale Situation und die Adoleszenz sind, der jedoch nie an sein Ende kommt.

Die Position zum Phallus und zur Kastration ist das, was Freud den Kastrationskomplex genannt und dem Ödipuskomplex eingefügt hat, von dem er ein Teil, ja sein Knotenpunkt ist. Wenn für das Subjekt alles davon abhängt, wie es sich gegenüber dem Phallus und der Kastration positioniert, wird für die psychoanalytische Theorie, wenn sie denn eine Theorie des Subjekts zu sein beansprucht, alles davon abhängen, wie sie Phallus und Kastration, die Sexuierung des Subjekts und die Differenz der Geschlechter theoretisch bestimmt.

Ich folge zunächst Freud, um den Punkt namhaft zu machen und die Thematik dort weiterzutreiben, wo seine genetische, Lacan würde sagen imaginäre, Konstruktion der Differenz der Geschlechter und der Sexuierung scheitern muss.

Spätestens von 1910 (1910h) an durchzieht das ödipale Denken Freuds Werk und er trägt es «nachträglich» auch in die *Traumdeutung* (1900a) und die *Drei Abhandlungen* (1905d) ein. Er hat jedoch nirgends eine systematische und umfassende Darstellung des Ödipuskomplexes gegeben. Auch seine ausführlichsten einschlägigen Texte sind Bruchstücke (Freud 1900a, 265 ff.; 1923b, 298 ff.; 1923e; 1924d; 1933a, 119 ff.). Oft thematisiert (Bischof 1985; Gast u. Körner 1999; Wellendorf u. Werner 2005), fehlt bis heute eine Monografie zum Thema. Nachdem ich im fünften Kapitel die Bedeutung der Identifizierung im Schwinden des Ödipus beschrieben habe, muss ich jetzt die ödipale Thematik unter dem Gesichtspunkt der Sexuierung erneut aufrollen.

Das Grundschema des ödipalen Geschehens in der psychischen Entwicklung ist bekannt und scheint einfach. In *Psychoanalyse* und *Libidotheorie* (1923a, 221) umreißt es Freud für die männliche Entwicklung kurz und bündig so: «Schon in den ersten Kinderjahren (etwa von 2 bis 5 Jahren) stellt sich eine Zusammenfassung der Sexualstreben her, deren Objekt beim Knaben die Mutter ist. Diese Objektwahl nebst der dazugehörigen Einstellung von Rivalität und Feindseligkeit gegen den Vater ist der Inhalt des so genannten *Ödipus-Komplexes*, dem bei allen Menschen die größte Bedeutung für die Endgestaltung des Liebeslebens zukommt. Man hat es als charakteristisch für den Normalen hingestellt, dass er den Ödipus-Komplex bewältigen lernt, während der Neurotiker an ihm haften bleibt.» Freud nennt das den positiven Ödipus. «Eingehende Untersuchung deckt zumeist den *vollständigen* Ödipuskomplex auf, der ein zweifacher ist, ein positiver und ein negativer, abhängig von der ursprünglichen Bisexualität des Kindes, d. h., der Knabe hat nicht nur eine ambivalente Einstellung zum Vater und eine zärtliche Objektwahl für die Mutter, sondern er benimmt sich auch gleichzeitig wie ein Mädchen, er zeigt die zärtliche feminine Einstellung zum Vater und die ihr entsprechende eifersüchtig-feindselige gegen die Mutter» (1923b, 261). «Immer mehr enthüllt der Ödipuskomplex seine Bedeutung als das zentrale Phänomen der frühkindlichen Sexualperiode. Dann geht er unter, er erliegt der Verdrängung» (1924d, 395).

In dieser Kürze und Allgemeinheit mag es scheinen, als wäre der weibliche Ödipus einfach das Spiegelbild des männlichen. Es ist Freud nicht entgangen, dass es so einfach nicht sein kann. «Beim kleinen Mädchen meinten wir, müsse es ähnlich zugehen, aber doch in irgendeiner Weise anders. An welcher Stelle des Entwicklungsganges diese Verschiedenheit zu finden ist, das wollte sich nicht klar ergeben» (Freud 1925j, 21). Ein für die Aneignung der Sexualität und der Differenzierung der Geschlechter wesentlicher Punkt ist das, was Freud (1931b, 533) Objektwechsel genannt hat: Während für den Jungen das Objekt der Anlehnung und das ödipale Liebesobjekt dieselbe Person, die Mutter, ist, muss das Mädchen «das libidinöse Objekt wechseln», d. h. sich libidinös von der Mutter weg und auf den Vater hin bewegen.

Die besonderen Anforderungen zu fassen und zu beschreiben, die die ödipale Arbeit an den Jungen und an das Mädchen stellt, wäre die lohnende Aufgabe einer psychoanalytischen Entwicklungslehre. Sie würde zeigen, dass nichts, aber auch gar nichts von der Geschlechtsdifferenz unberührt bleibt. Wenn die Sexualität dem Subjekt durch den erwachsenen Anderen implantiert wird, der immer Frau oder Mann ist, sind auch die rätselhaften Botschaften von allem Anfang an durchsetzt von der Position, welche die primären Objekte in Bezug auf Phallus und Kastration einnehmen. Die Sexualität ist schon an ihrem «Ursprung» geprägt durch die Differenz der Geschlechter, durch die sexuelle Identität des Anderen als Subjekt. Der Ödipus als Struktur geht dem Ödipus als Entwicklungsaufgabe voran.

Das aber hat Freud nicht so gesehen oder wollte es nicht wahrhaben. Einmal ging er, wie ich es mittlerweile wohl hinlänglich dargelegt habe, in der Bestimmung des Subjekts, des sexuellen Subjekts, nicht vom Primat des Anderen aus, sondern von der organisch gedachten Uranfänglichkeit des Triebes. Zum anderen konstruierte Freud den Ödipuskomplex vom Jungen aus und auf den Vater hin. Es ist eine ganz und gar männliche Konstruktion. Seine Konstruktion von Weiblichkeit und seine Bestimmung der Differenz der Geschlechter gehen nicht von der Differenz aus, sondern von der männlichen Position zum Phallus. Nicht die Differenz schafft die Position, sondern die Position, der Phallus, schafft die Differenz, das Fehlen des Phallus. Die infantil-genitale Sexualorganisation der ödipalen Zeit, wie Freud sie zeichnet, unterscheidet sich von der des Erwachsenen in zwei Dingen: Sie verbleibt im Feld der primären Objekte und kennt «für beide Geschlechter nur *ein Genitale*, das männliche, und sein Fehlen. Es besteht also nicht ein *Genitalprimat*, sondern ein Primat des *Phallus*» (Freud 1923e, 294 f.). «Auf der ... Stufe der infantilen Genitalorganisation gibt es zwar ein *männlich*, aber kein weiblich; der Gegensatz lautet hier: *männliches Genitale* oder *kastriert*» (Freud 1923e, 297). Diese Ableitung des Weiblichen aus dem Männlichen ist es, was allgemein als Freuds phallischer Monismus in die Geschichte eingegangen ist und seit langem zu Recht in Frage gestellt wird, in Frage gestellt werden muss.

Das Postulat des «phallischen Monismus» legt, so Freuds unverbrüchliche Ansicht, auch die Position der beiden Geschlechter zur Kastration fest: Der Mann ist zwar von der Kastrations*drohung* und Kastrations*angst*, aber nicht von der Kastration betroffen. Die Frau hingegen ist von der Kastration geprägt, die Freud in einer für ihn ungewohnten Schlichtheit als Penisverlust und Penislosigkeit denkt.

Dass Freud die Metapher des Ödipus dem Mythos entnommen hat, ist hinlänglich bekannt. «Kein Mythos ist aber, was Freud so früh wie den Ödipuskomplex formuliert hat: der Kastrationskomplex» (Lacan; zit. nach Juranville 1984, 254). Lacan denkt struktural und verlagert auch die Bestimmung der Geschlechter vom Anatomischen ins Strukturelle. Freud selber blieb in seinem Bemühen, die Psychoanalyse in der Biologie zu verorten, strukturellen Fragen gegenüber merkwürdig zurückhaltend – auch nach der Einführung des so genannten strukturellen

Gesichtspunkts. Kein Wunder, wollte ihm die Konstruktion von Weiblichkeit nicht recht gelingen. Die Analogie, ja Homologie seiner Theorie der Weiblichkeit zu den «infantilen Sexualtheorien» müsste eigentlich ins Auge stechen. Ohne Intervention der «Hexe Metapsychologie» erhob Freud kurzerhand und für sein Denken ganz ungewöhnlich die imaginäre bzw. neurotische Ausarbeitung des Ödipus zur allgemein gültigen psychoanalytischen Theorie der Geschlechtsdifferenz und der Weiblichkeit. Ihr Ungenügen und seine Unzufriedenheit damit hat Freud selber nicht verschwiegen. Etwas verlegen flüchtet er sich ins Reale des «gewachsenen Felsens» (Freud 1937c, 99). Tatsächlich kommt die Psychoanalyse um einen Biologismus nicht herum, wenn sie bei der Frage nach dem Trieb und seinen Objekten vom Individuum ausgeht und kein struktureles Konzept des Anderen und des Subjekts entwirft. Es geht also darum, Freuds genetischen, imaginären, entwicklungspsychologischen Ansatz um eine strukturelle Sichtweise zu erweitern.

Die Auseinandersetzung mit und die Kritik an Freuds Theorie der Kastration, des weiblichen Ödipus und seiner Konstruktion von Weiblichkeit füllt mittlerweile Bibliotheken (Horney 1936; Chasseguet-Smirgel 1975; Fast 1984; Benjamin 1988; Rhode-Dachser 1991, Heenen-Wolff 2000 u. v. a.). Während Frauen wie Helen Deutsch und Edith Jacobson Freuds Auffassungen getreulich folgten, meldeten andere schon früh Widerspruch an. Ernest Jones, Karen Horney und Melanie Klein sehen Freuds Konstruktion von Weiblichkeit als Ergebnis unhinterfragter patriarchaler Herrschaft und vertreten – wenn auch in sehr unterschiedlicher Weise – eine Auffassung der Symmetrie und Komplementarität der Geschlechter. Aber Symmetrie und Komplementarität sind keine Differenz, und entsprechende Konzepte werden darum auch der radikalen Differenz der Geschlechter nicht gerecht.

Das Subjekt: Differenz und Asymmetrie der Geschlechter

Mit Hilfe einiger Theoreme Lacans will ich versuchen, Sexuierung, Geschlechtsdifferenz und Kastration anders zu bestimmen, ohne dem phallischen Monismus auf der einen, einer wie auch immer vorgestellten natürlichen Komplementarität der Geschlechter auf der anderen Seite zu verfallen. Es geht um eine Bestimmung der Geschlechtspositionen, die weder von *einem* Geschlecht ausgeht, das gleichermaßen als ganz, vollkommen, «normal» gesetzt, und das andere aus ihm abgeleitet wird, noch zwei gleichermaßen vollkommene oder unvollkommene Geschlechter annimmt, die einander natürlich ergänzen.

Die Geschlechter von ihrer Differenz her denken beinhaltet ein Paradox und eine Asymmetrie, die es nicht aufzulösen, sondern dialektisch zu überholen gilt. Zum einen: Das Subjekt ist von allem Anfang an männlich oder weiblich, anders ist es nicht. Andererseits aber wird die Geschlechtsdifferenz und werden die Geschlechter in ihrer Differenz erst hergestellt. So in etwa lässt sich das Paradox formulieren. Weder Anatomie noch Struktur ist Schicksal. Das biologische Geschlecht ist eines.

Die Aneignung des psychischen Geschlechts ein anderes. Das meint nicht nur die Selbstverständlichkeit, dass Geschlechtsidentität und das Verständnis der Geschlechterrollen kulturell und gesellschaftlich geprägt sind. Es meint grundsätzlich, dass die strukturelle und genetische Konstituierung des Subjekts und die strukturelle und genetische Konstituierung des Geschlechts Hand in Hand gehen, ja ein und dasselbe und nicht voneinander zu trennen sind. Dass die Konstituierung des Subjekts immer kulturell und gesellschaftlich vermittelt ist, *ist* eine Selbstverständlichkeit. Deshalb auch die unlösbare Verbindung von Sexualität und Sprache als die beiden Pole der Subjektivierung und Sexuierung. Beides, (biologische und strukturelle) Geschlechtsdifferenz und Sprache, das Reale des Körpers und das Symbolische der menschlichen Existenz, gehen dem Subjekt voraus.

Und nun zur Asymmetrie der Geschlechter: Geschlechtsdifferenz ist nicht Differenz zwischen zwei Gleichen. Eine Banalität! Das wäre keine Differenz. Differenz ist immer Ungleichheit, Fremdheit, Alterität, Heterogenität, Asymmetrie. Das Geschlechtsverhältnis als Geschlechtsdifferenz muss notwendig asymmetrisch gedacht werden. Das ist schon weniger banal, fällt es uns doch immer noch schwer, Andersheit und Asymmetrie nicht hierarchisch und nicht wertend zu denken. Das psychoanalytische Denken kann sich nicht damit zufrieden geben, neben einer «primären Männlichkeit», die noch dann affirmiert wird, wenn man sie verneint oder verwirft, eine «primäre Weiblichkeit» zu setzen, wie Chasseguet-Smirgel (1975) es tut; oder, wie Irigary (1984), Gegenseitigkeit und Zirkularität ethisch zu begründen; oder die Differenz aus der Einheit hervorgehen zu lassen, wie Fast (1984) es vorschlägt. In dieser Hinsicht gilt es radikal an Freud festzuhalten, dass die Bestimmung der Geschlechter asymmetrisch und eine Konstruktion ist. Die Asymmetrie und Nicht-Komplementarität systematisch festzuhalten ist der Sinn Lacans salopper und missverständlicher Aussage: «Es gibt kein sexuelles Verhältnis.» Ihm etwas anderes unterstellen zu wollen wäre wirklich Unterstellung.

Der Ödipus als anthropologische Grundstruktur und als Stufe der psychischen Entwicklung

Der Ödipus als Kernkomplex nicht allein der Neurose, sondern der Sexuierung und Subjektivierung überhaupt ist ganz geprägt von diesem Paradox und dieser Asymmetrie. Das Konzept des Ödipus meint somit immer zweierlei: die psychoanalytische Formulierung einer anthropologischen Grundstruktur einerseits, eines Angelpunktes und Kernkomplexes der psychischen Entwicklung und der Neurose andererseits. Der Ödipus ist nicht allein lebensgeschichtliche Übergangszeit, geprägt von den je kontingenten zwischenmenschlichen Verhältnissen von Mutter, Vater und Kind. Vielmehr ist er die psychosoziale Struktur der grundlegend sexuellen Verfasstheit des Menschen, geprägt durch die Differenz der Geschlechter und Generationen. Als Phase markiert er die beginnende Sexuierung

des Subjekts der infantilen Sexualität. Fasst man den Ödipuskomplex in der menschlichen Entwicklung als Dreieckssituation ins Auge, sind die beiden erwachsenen und damit sexuierten Protagonisten Träger ihres eigenen, verinnerlichten ödipalen Dreiecks, «oder besser einer ganzen Serie ineinander geschachtelter Dreiecke. Die ödipale Struktur ist *zum voraus vorhanden*, sowohl «an sich» (in der Objektivität der familiären Konfiguration) als auch vor allem «beim andern», unabhängig vom Kinde» (Laplanche 1974, 70).

Damit das Kind Subjekt des ödipalen Geschehens werden kann, muss der Andere, der ödipalisierte und sexuierte Andere, schon da sein. Der Ödipuskomplex als eine um die Geschlechtsdifferenz, um «Phallus» und «Kastration» zentrierte anthropologische Struktur, als Struktur von Subjektivität, geht dem Ödipuskomplex als einer hoch konflikthaften Zeit der Subjektwerdung voran, ist deren Voraussetzung.

Aber die ödipale Struktur ist auch nach vorne hin offen. Was Freud als Untergang und Loewald als Schwinden des Ödipus beschrieben haben, ist keine Zertrümmerung, wie es Freud einmal genannt hat, sondern eine Verdrängung und etwas mehr als Verdrängung, wie ich es im fünften Kapitel beschrieben habe. Der Untergang des Ödipuskomplexes und die frühkindliche Amnesie markieren die erste Trennung von den Objekten der infantilen Sexualität und den Übergang von der infantilen zur genitalen Sexualität. Die ödipale Struktur bleibt aber im Unbewussten wirksam und organisiert die künftigen Objektbeziehungen. Durch das ganze Leben hindurch werden, gerade an seinen markanten Schwellen, ödipale Konflikte reaktiviert und verlangen eine neue Bearbeitung. Nicht nur in der Adoleszenz, sondern auch bei der Partnerwahl, der Zeugung und Geburt eigener Kinder, deren Ödipus und dessen Schwinden – und so weiter, wohl bis zum Sterben.

Eine psychoanalytische Bestimmung von Weiblichkeit und Männlichkeit kann sich heute nicht mehr, wie es unablässig versucht worden ist und noch immer versucht wird, lediglich auf eine Exegese und Neuinterpretation der Freud'schen Position beschränken, wie differenziert diese dann auch immer daherkommen mag. Sie wird «Freuds Texte zum Arbeiten bringen» und die Position des Subjekts zu Phallus und Kastration wesentlich verschieben müssen. Zu Recht moniert Lacan, dass die Kastration seit Freud eher vernachlässigt, denn vertieft worden sei. Eine solche Vertiefung hat Lacan ermöglicht, und ich möchte sie der klassischen Metapsychologie nutzbar machen.

Einmal mehr wird es ohne Umwege nicht gehen. Es bedarf einiger theoretischer Arbeit, wenn man Positionen und Konzepte aus einem Diskurs in einen anderen übernehmen will. Unvermittelt geht das nicht. Ich kann nur hoffen, dass der Gewinn an Erkenntnis die Mühsal lohnt. Zumindest muss ich in Fortführung meiner Gedanken im dritten Kapitel versuchen, so kurz wie möglich die Begriffe des Anderen und des Subjekts, damit eng verbunden die Begriffe des Mangels

und Begehrens, wie Lacan sie in die Psychoanalyse eingebracht hat, metapsychologisch zu verorten. Erst dann werde ich die Bedeutung des Phallus und die Geschlechtsdifferenz bestimmen können.

Der Andere und das Subjekt

Die Negation der gängigen Position der Geschlechter wäre nicht radikal, würde sie lediglich einer neuen Position Platz machen. Die Verschiebung des Gesichtspunktes von der Position zur Differenz lässt alles unter einem anderen Blickwinkel erscheinen. Dann drehen sich die Geschlechtskonstruktionen nicht um das, was Mann, was Frau ist, sondern um die Differenz. Sexuierung ist die Herstellung und Anerkennung der Geschlechtsdifferenz und die Positionierung im Feld der Geschlechter, die auch eine homosexuelle sein kann. Auch und gerade in der Differenz sind die beiden Geschlechter aufeinander bezogen. Es ist jedoch ein Bezogensein, dessen Kennzeichen nicht Ganzheit oder Einheit, auch nicht Komplementarität, sondern Trennung, Alterität, Heterogenität – eben Differenz – ist. Positioniert sich ein Subjekt als Mann oder Frau, «mangelt» ihm das andere, und es wird im Anderen – oder im Eigenen – unablässig begehrt (Borens 1998, 11). Jede Differenz und insbesondere die Geschlechtsdifferenz markiert einen unhintergehbaren strukturalen – nicht kontingenten – «Mangel», eine Nicht-Vollständigkeit, der keine mögliche Vollständigkeit gegenübersteht, die ein unstillbares Begehren weckt und aufrechterhält, das – vielleicht – in den Lebenstrieben von Freuds letzter Fassung der Triebtheorie aufscheint.

Und eben diese konstitutive und wesentliche Nicht-Vollständigkeit und die grundsätzliche Trennung vom Anderen, die durch keine instinktive Bezogenheit auf ein umfassendes Ganzes vermittelt ist, ist das Subjekt, also der Mensch. Der Mensch geht nicht auf in der Unmittelbarkeit der Erfahrung, er existiert in der Bedeutung, die ihm vom Anderen gegeben wird und die er sich aneignet, indem er die Botschaften des Anderen übersetzt und der Andere die Botschaften des Subjekts an ihn reflektiert.

Subjekt meint also nicht – eben gerade nicht – das psychophysiologische Urselbst (Hartmann), das wie auch immer vorgestellte Kernselbst (Stern), die primäre kindliche Ausstattung und die Fähigkeit zu innerem Wachstum (Kohut), das wahre Selbst (Winnicott) oder das angeborene einzigartige Idiom psychischer Organisation, das Visionen des Selbst und Objekts generiert (Bollas). Nicht dass es so etwas nicht gäbe oder solche Konzepte überflüssig oder gar falsch wären. Nur meinen Selbst und Subjekt nicht dasselbe. Subjekt meint die Bedeutung, die der Mensch gewinnt, wenn der Andere und seine Botschaften auf das Neugeborene mit seinen angeborenen Möglichkeiten treffen, meint «aus lebendiger Erfahrung eine psychische Realität» (Bollas 2000, 71), Trieb und Sprache zu bilden und ein psychisches Universum von Bedeutung zu schaffen.

Wie man diese anthropologischen Voraussetzungen auch immer benennen mag, es gibt sie, und es gilt, sie psychoanalytisch anzuerkennen; und es gilt anzuerkennen, dass die Psychoanalyse darüber nicht zu befinden hat, sonst verkommt sie zu einem Idealismus und überschreitet ihren Zuständigkeitsbereich als Wissenschaft vom Menschen. Ohne eine angeborene psychische und körperliche Bereitschaft, auf den Kontakt des Anderen zu reagieren, ohne instinktive Bindung, die noch kein Trieb ist, ohne die Anlage, Sprache auszubilden, die Chomsky «generative Grammatik» genannt hat, kann das Subjekt nicht in Erscheinung treten. Es tritt aber erst in Erscheinung, wenn der Andere nicht nur pflegend, sondern pflegend immer schon «semantisch», Bedeutung gebend, auf das Neugeborene einwirkt. Das Denken des Subjekts geht vom Primat des Anderen aus, der immer schon da ist, der Sexualität und Sprache hat. Das Subjekt ist das Unterworfene, das in der Konfrontation mit den Bedeutungen des Anderen seine eigenen Bedeutungen schafft. «Das Subjekt ist Effekt der Sprache und des Sprechens», sagt Lacan, oder, in der Terminologie Laplanches, Effekt der rätselhaften Botschaften des erwachsenen Anderen, die, diesem selbst größtenteils unbewusst, mit Sexualität gesättigt sind. Das Subjekt ist der Mensch, der in und durch die Bedeutungen existiert, die er erfährt und die er im Sinn der Nachträglichkeit stets neu übersetzt.

Noch einmal: Freud hat das nicht so formuliert. Erst Lacans und Laplanches strukturelle Lektüre Freuds ermöglichen es, das Subjekt zum zentralen Begriff auch der herkömmlichen psychoanalytischen Metapsychologie zu machen. Warum und wie Jacques Lacan das Subjekt zu einem unverzichtbaren Gegenstand der Psychoanalyse gemacht hat, stellt Bruce Fink (2006) eindrücklich und leicht fassbar dar. Sein Buch liest sich fast wie ein Roman. Die Metapsychologie auch vom Subjekt und nicht allein vom «psychischen Apparat» her zu denken, ist ein unschätzbare Gewinn: Die psychische und anthropologische Bedeutung ihrer zentralen Begriffe – Trieb und Objekt, Trennung und Ödipus, Phallus und Kastration, Identifizierung und Projektion – tritt konturierter hervor und verschiebt ihren theoretischen und klinischen Gebrauch entscheidend. Diese Lesart macht die befremdliche Gegenüberstellung einer «Ein-Personen-Psychologie» und einer «Zwei-Personen-Psychologie» obsolet.

Trieb und Verdrängung – Mangel und Begehren

Eine strukturelle Interpretation erweist die Psychoanalyse als eine Theorie des Subjekts und erweist – wie könnte es anders denn sein – die intersubjektive Konstituierung des Subjekts. Und dies im Herzen, nicht jenseits der Triebtheorie. Freuds fundamentale Bestimmung des Triebes erhält erst im Rahmen einer psychoanalytischen Theorie des Subjekts ihre präzise und konstitutive Bedeutung. Er definiert den Trieb, ich wiederhole es, als nie aufhebbare, «konstant wirkende Kraft», die von der Periodizität der Bedürfnisse des Organismus, die periodisch gestillt werden können und müssen, unabhängig ist und stete Arbeitsanforderun-

gen an das Seelenleben stellt. Die Sexualität als Psychosexualität, nicht als biologische Funktion, hat Lebens-, nicht Überlebenswert und schafft das unaufhörliche Begehren, das das Leben des Menschen letztlich ausmacht. Mit einer seltenen Entschiedenheit postuliert Freud (1908d, 151), «dass der Sexualtrieb des Menschen ursprünglich gar nicht den Zwecken der Fortpflanzung dient, sondern bestimmte Arten der Lustgewinnung zum Ziele hat» und «volle» Befriedigung doch nie erreicht. Er glaubt zu erkennen, «es sei nicht allein der Druck der Kultur, sondern etwas am Wesen der Funktion selbst versage uns die volle Befriedigung und dränge uns auf andere Wege» (1930a, 465). Eine ebenso beiläufige wie systematisch bedeutsame Bemerkung, welche implizit die Verdrängung als etwas dem Trieb und dem Subjekt Inhärentes postuliert und sie nicht allein und nicht in erster Linie dem kulturellen Triebverbot zuschreibt, wie es jede kulturalistische Interpretation der Psychoanalyse tut. Mit anderen Worten: Freud führt die Differenz in den Trieb selbst schon ein. Es liegt im Wesen des Triebes selbst, dem Menschen die volle Befriedigung und die Aufhebung jeglicher Spannung zu versagen und ihn auf andere Wege, auf den Weg des Subjekts und des Begehrens des Anderen zu drängen. Einer strukturalen Konzeption der Psychoanalyse, die im Trieb das *Primum movens* der Konstitution des Anderen *und* des Subjekts sieht, wird diese Formulierung nicht mehr befremdlich in den Ohren klingen. Anders wären der Aufbau konstanter libidinöser Objektbeziehungen und die Aneignung des sexuellen Körpers, die Libidinisierung der Affekte und die Objektalisierung der Lebenswelt nicht denkbar.

Es mag überraschen, dass die monadische Auffassung des Narzissmus, die, wie ich im letzten Kapitel zu zeigen versucht habe, als konzises Konzept des Narzissmus wenig taugt, doch etwas Zentrales zu Mangel und Begehren, Trieb und Subjekt aussagt. Die Psychoanalyse hat immer wieder die Metapher der «Vertreibung aus dem Paradies» benutzt, um die Loslösung des Kindes aus der frühen «Mutter-Kind-Dyade» und die anthropologische Bedeutung des Schnitts zu kennzeichnen, der das Subjekt und den Anderen trennt. Béla Grunberger (1971), auf den ich weiter oben bereits kurz verwiesen habe, hat diesen Schnitt als den Verlust der «erhebenden Erhabenheit», des bedürfnis- und trieblosen intrauterinen Lebens und der extrauterinen Monade und als Übergang in die Welt der Triebe und Objekte beschrieben. Was Grunberger und die Objektbeziehungstheoretiker als Phase der psychischen Entwicklung beschreiben, fasst die struktural denkende Psychoanalyse grundlegender als die Bedingung der Möglichkeit des Menschseins überhaupt. Das verlorene Paradies ist nicht so sehr die Metapher für einen wichtigen Entwicklungsschritt, sondern eher umgekehrt das, was wir psychoanalytisch lediglich als Entwicklungsschritt fassen können, eine Metapher für das «verlorene Paradies» und «das gelobte Land» – eine Metapher für die fantasmatische Einheit und Ganzheit, die der Mensch nie hatte und nie haben wird, aber immer danach strebt, sich Bilder davon macht, sie im Anderen sucht und begehrt. Als Beispiel mögen die christlichen Mythen der Erlösung und des ewigen Lebens dienen. Glücklicherweise bewahrt die ihrem Wesen nach ewig unerfüllte Erlösungshoff-

148 7. Differenz, Kastration und Geschlecht: Die Frage der Sexuierung

nung den Menschen davor, in einem Zustand «erhebender Erhabenheit», ohne die Lust des Triebes, ohne «Not des Lebens», ohne Angst und Begehren des Anderen zu versinken. Einen Zustand, den wir uns, wenn überhaupt, psychoanalytisch nur als psychotisch vorstellen können. Mangel und Begehren sind der Motor des Lebens. Freud rührte mit seiner dritten Triebtheorie und seiner «weit ausholenden Spekulation», als die er *Jenseits des Lustprinzips* versteht, an diese strukturelle Bestimmung des Menschen, die er sich aber durch seinen Biologismus gleich wieder verstellt. Immerhin: Das Begehren zu begehren ist der Lebenstrieb, das Nicht-Begehren zu begehren der Todestrieb Freuds.

In Anlehnung an die Terminologie Heideggers, derer sich Lacan gerne bedient, fasst er die Existenz des Menschen als «Seinsverfehlen». Wie sollen wir das verstehen? Die psychoanalytischen Begriffe für dieses Verfehlen, das nicht kontingent, sondern konstitutiv ist, sind die Verdrängung und das Unbewusste auf der einen, die Sprache und das Symbolische auf der anderen Seite. Der Mensch ist nicht, er *existiert*. Als biologischer und psychischer Organismus ist er und gehört er zum Sein, als Subjekt, das dem Trieb und der Sprache untersteht, «verfehlt» er es, ist getrennt vom Sein, steht ihm gegenüber. Als Subjekt funktioniert er nicht natürlich, organisch, homöostatisch, ökologisch, auch nicht evolutionistisch. Wäre dem so, wäre eine Disziplin wie die Psychoanalyse nicht nur unnötig, sondern unmöglich. Die Instinktarmut, das Einsetzen der Sexualität als «konstant wirkende Kraft», ihr «Maß der Arbeitsanforderung an das Seelenleben», ist die «Ursache» der Existenz. Und das Subjekt ek-sistiert allein auf Grund der Sprache, d. h. eines Systems symbolischer Interaktion, das dem Individuum vorausgeht und Verständigung, Objektbeziehung im psychoanalytischen Sinne und deren «Verinnerlichung», d. h. deren Einschreibung ins Psychische, erst möglich macht. In seiner markigen Art, die oft die Dinge auf die Spitze treibt und bisweilen zum Kippen bringt, sagt Lacan einmal, dass die Sprache ein Mord an der Sache ist – aber, so möchte ich hinzufügen, gerade darum erst das Subjekt und seine reale, imaginäre und symbolische Welt zum Leben bringt. Die Aussage macht nur paradoxal Sinn. Die Sprache ist das andere des Seins. Das Subjekt entwirft sich einerseits in der «Spaltung» des Seins, das es stets verfehlt, verfehlen muss, und der Sprache andererseits, der es sich in einem freiwilligen Zwang unterstellt. Jeder unvermittelte Zugang zur Vollkommenheit und Ganzheit des «reinen» Seins ist abgeschnitten. In der alttestamentarischen Metaphorik heißt das: Der Engel mit dem flammenden Schwert versperrt den Zugang zum Paradies.

Manch einer wird sich fragen, ob das noch etwas mit der Psychoanalyse Freuds zu tun hat oder ob ich mich in Vulgärphilosophie oder -ontologie zu verlieren drohe, was ja auch Lacan oft zum Vorwurf gemacht wird. Aber Lacans komplexes Verhältnis zu Philosophie (Juranville 1984) kann hier ganz außer Betracht bleiben, möchte ich doch seinen Begriff des Subjekts mitten im psychoanalytischen Denken ansiedeln. Es ist nicht das Subjekt irgendeiner Bewusstseinsphilosophie, sondern das Subjekt des Unbewussten, das sich in seiner Beziehung zum Anderen

konstituiert, durchtränkt von Sexualität und getragen von Sprache. Das Subjekt als Subjekt des Unbewussten ist Kern des psychoanalytischen Denkens, des psychoanalytischen Verständnisses des Menschen, und diese Gedanken führen unversehens wieder mitten in das Wirken von Differenz und Geschlecht, was mich nach diesem Exkurs zum Subjekt bei Lacan nun direkt zu meinem zentralen Thema zurückbringt, nämlich die Bedeutung des Phallus, der Kastration und der Sexuierung struktural zu bestimmen.

Die Bedeutung des Phallus: Vom imaginären zum symbolischen Phallus

Die Bedeutung des Phallus und der Kastration sind die Momente, die die Subjektivierung im Ödipus regieren. Für das Verständnis des Subjekts, das immer Mann oder Frau ist, wird alles davon abhängen, wie die Psychoanalyse die Konzepte des Phallus und der Kastration auffasst. Nicht zuletzt an dieser Stelle hat Lacan Bewegung und frischen Wind in die Psychoanalyse gebracht.

Lacans Revision oder Neuformulierung der Kastration betrifft allerhand, zumindest:

1. Eine klare Differenzierung des Ödipus- und Kastrationskomplexes in der psychosexuellen Entwicklung und des Ödipus und der Kastration als Strukturmoment des Psychischen, wie ich es oben skizziert habe;
2. eine Neubestimmung des Konzeptes des Phallus;
3. eine dynamisch-strukturelle Neubestimmung der Kastration als symbolische Kastration im Gegensatz zur realen bzw. imaginären Kastration;
4. die Bestimmung der Position der Geschlechter, bezogen auf Phallus und Kastration.

Aber lässt sich nach Freuds apodiktischem Konzept des phallischen Monismus der Phallus noch für die Triebtheorie und Metapsychologie retten? Ich denke schon. Die überragende imaginäre Bedeutung, die der Phallus in der Herstellung und Anerkennung der Geschlechtsdifferenz spielt, spricht nicht dafür, das Konzept ersatzlos zu streichen, und eine valable Alternative ist nicht in Sicht. Nur muss man eine zweifache Differenz berücksichtigen: Zum einen gilt es, Penis und Phallus, zum anderen den imaginären und symbolischen Phallus theoretisch zu unterscheiden.

Das gestaltende Element in der ödipalen Sexualität, d.h. in der Phase der Ausarbeitung des Kastrationskomplexes und der ersten Zeit der Aneignung der Geschlechtsidentität – die zweite ist die Adoleszenz –, ist der Penis als der imaginäre Phallus. Leitend sind zunächst die Vorstellungen und Fantasien des Mäd-

chens und des Jungen, die rund um das Organ Penis, sein handfestes Dasein und sein Fehlen, um die anatomisch eingeschriebene und sichtbare Geschlechtsdifferenz kreisen. Das ist es, was Freud als Angelpunkt der Neurose entdeckt und beschrieben hat.

Die Erfahrung der imaginären Kastration ist eine schlechthin entscheidende für die Konstituierung des sexuellen Subjekts. Auch entscheidend im Sinne der Nachträglichkeit. In der frühen Genitalorganisation, die um den imaginären Phallus kreist, organisieren sich auch alle früheren erogenen Erfahrungen und Trennungen – der Verlust der Brust, der Fäzes, die sich ablösen – neu im Lichte der imaginären Kastration. Und umgekehrt ermöglicht die innere Neustrukturierung früherer Trennungserfahrungen, die ödipale Überzeugung der Kastration als imaginär, als Fantasma zu «erkennen». In dieser heftigen Schaukelbewegung, in der frühe Trennungs- und Wiederannäherungserfahrungen und gegenwärtige Erfahrungen des «Fort/Da» sich durchdringen, in diesem labilen dialektischen Prozess vollzieht sich angesichts der Genitalien etwas sehr Komplexes, das immer mehr oder weniger gelingt oder, wie im neurotischen, perversen oder psychotischen Szenario, mehr oder weniger scheitert: Die «Erkenntnis» nämlich, dass der Penis da oder nicht da sein kann, und dass da, wo er nicht ist, etwas anderes ist, ein Loch, eine Spalte, eine Vagina. An der Geschlechtsdifferenz lernt der Mensch zu unterscheiden.

Das ist der Übergang vom imaginären zum symbolischen Phallus und von der imaginären zur symbolischen Kastration. Der strukturalen Linguistik folgend, ist die Voraussetzung dafür, dass überhaupt etwas Bedeutung erlangen, signifikant sein kann, «dass es auch «nicht da sein» könnte, dass es ... in ein Verweisungsgefüge (eine symbolische Ordnung) eingefügt ist, in der die Bedeutungsträger miteinander verknüpft sind und nicht jeweils über einen eigenen, abgeschlossenen «Sinn» verfügen» (Rendtorff 2000, 99). In diesem Prozess hört der Phallus allmählich auf, imaginär zu sein, «er schließt sich aus der imaginären Reihe aus und wird zur *symbolischen Währung*, die es möglich macht, dass irgendwelche Objekte sexuell gleichwertig sind, und das heißt, sich alle auf die Kastration beziehen» (Nasio 1988, 25). Phallus und Kastration sind Ausgangs-, Dreh- und Angelpunkt der psychischen Ausarbeitungen, nicht in einer wie auch immer vorgestellten Faktizität, sondern in ihren Bedeutungen.

Der symbolische Phallus, der phallische Signifikant, bedeutet, dass jedes Begehren des Menschen ein sexuelles ist, sich allein im Sexuellen manifestieren kann und über das genitale Begehren im landläufigen Sinn, das sexuelle Bedürfnis, das ja von Zeit zu Zeit auf unterschiedliche Weise befriedigt werden kann, hinausgeht. Es ist ein Begehren, das ebenso wenig zu befriedigen ist wie das inzestuöse Begehren, das Genießen der Mutter, auf das der Mensch in einer «erzwungenen Wahl» (Rendtorff 2000, 107) verzichtet. Es ist das Begehren des Anderen, der mehr und anderes ist als bloß Objekt sexueller Befriedigung.

Wenn ich im Folgenden mit wenigen Worten, die über einige Andeutungen nicht hinausgehen können, noch etwas tiefer in die Gedankenwelt Lacans eintauche, tue ich das mit einigem Zögern. Ich kann mir dabei der Gunst der Leserinnen und Leser nicht gewiss sein. Trotzdem! Wir sollten den Primat des Phallus, der bei Lacan unzweifelhaft besteht und mit Fug und Recht kritisiert werden kann, nicht mit Freuds phallischem Monismus verwechseln, den er mitunter bis ins Biologische hinein nachweisen möchte und der eher ein Monismus des Penis ist. Ich lese den «Phallozentrismus», der Lacan vorgeworfen wird, geradezu als Dekonstruktion von Freuds phallischem Monismus. Angemessener wäre es vielleicht, vom Primat der Differenz zu sprechen. Nur, wie lässt sich Differenz signifizieren? Sie ist nichts, sie unterscheidet und lässt erst aus dieser Unterscheidung etwas entstehen, setzt aber gleichwohl eine Position, oder – um auf frühere Ausführungen zurückzugreifen – ein Wahrnehmungszeichen voraus, von dem aus eine differenzielle Spur gelegt werden kann. Derrida (1993) hat dieses Paradox im Begriff der *différance* hervorragend zum Ausdruck gebracht. Das Wortspiel *différance* lässt sich nicht ins Deutsche übersetzen. Er bezeichnet damit die paradoxe Bewegung, die Differenz immer schon voraussetzt und doch die Sprache bzw. jedes symbolische System mit Verweisungscharakter als Gewebe von Differenzen erst konstituiert. Im Spiel der Differenzen sieht er «die Bedingung der Möglichkeit des Funktionierens eines jeden Zeichens» (Derrida 1993, 90; 79). Der symbolische Phallus kann nur in ähnlicher Weise paradoxal begriffen werden. Er ist nicht der Signifikant des Penis, in welcher erkannten oder unerkannten Beziehung beide auch immer stehen. Er ist die «reale» Position, um die sich die Sexuierung, das Spiel der Geschlechtsdifferenz, besser noch: der Geschlechtsdifferenzen, dreht und jeden Anspruch des Menschen, «ganz» und «eins» zu sein, durchkreuzt. Der symbolische Phallus ist der (einzige) Signifikant ohne Signifikat, und so – und nur so – kann er als Signifikant der Differenz funktionieren. Das macht ihn zum Signifikanten des Mangels und Begehrens, der die Signifikantenreihe in Gang setzt. Wir brauchen dieser Theorie nicht zu folgen, aber zur Kenntnis genommen zu werden verdient sie allemal.

Bowie (1991, 91) meint in seiner exzellenten, gut lesbaren und kritischen Einführung in «Lacan», dass das Gleiten vom Penis zum imaginären und dann zum symbolischen Phallus einen Übergang zwischen Sexualität und Logik und damit vom Realen zur Bedeutung darstellt. In der Konstruktion der Geschlechtsdifferenz ist der Phallus der privilegierte Signifikant, der die Beziehung des Subjekts zum Signifikanten markiert. Lacan drückt es *expressis verbis* aus, dass es eine *Wahl* ist, dem phallischen Signifikanten diese Dignität zuzuweisen. In seiner Begründung verweist er – erstaunlich oder logisch? – auf das Reale. Er antwortet damit auf die Frage, wie Organe die Fähigkeit erwerben können, etwas zu bedeuten (Bowie 1991, 118), und postuliert den Phallus als Bindeglied vom Erfahrbaren, Realen und Imaginären zu einem symbolischen System. «Man kann sagen, dass die Wahl auf diesen Signifikanten fällt, weil er am auffallendsten von alledem, was man in der Realität antrifft, die sexuelle Kopulation ausdrückt wie auch den Gipfel des

Symbolischen im buchstäblichen (typographischen) Sinn dieses Begriffs, da er im sexuellen Bereich der (logischen) Kopula entspricht. Man kann auch sagen, dass er kraft seiner Turgeszenz das Bild des Lebensflusses ist, soweit dieser in die (in der) Zeugung eingeht» (Lacan 1958b, 128).

Ich kann natürlich nicht damit rechnen, dass diese gedrängten Ausführungen auf Antrieb verständlich sind. Noch weniger kann ich damit rechnen, dass die Leserinnen und Leser mir darin folgen. Das kann ich auch nicht verlangen. Ich bin zufrieden, wenn ich nur einigermaßen deutlich machen konnte, dass sich Männlichkeit und Weiblichkeit nicht einfach aus dem Empirischen, wie immer es auch gefasst wird, ob biologisch oder/und kulturell, ablesen lassen. Die Bedeutung der Geschlechtsdifferenz ist eine Konstruktion. Das hat Freud zumindest für die Weiblichkeit zugestanden. Die Ansicht Freuds, das Männliche sei das Natürliche, wollen und können wir nicht mehr teilen.

Die Bedeutung der Kastration: Von der imaginären zur symbolischen Kastration

Ich knüpfe wieder an die Ahnung Freuds an, dass etwas in der Sexualität angelegt ist, das ihrer vollen Befriedigung entgegensteht. Was wäre die *volle* Befriedigung, wenn nicht die Aufhebung des Mangels und damit des Begehrens? Den sexuellen Wunsch, der nach Befriedigung drängt und doch nie voll zu befrieden ist, können wir als die psychosexuelle Repräsentanz dessen denken, was Lacan als die das Subjekt erst konstituierende Spaltung in Mangel und Begehren beschreibt. Das nötigt zu einer neuen Lesart des Kastrationskomplexes. Der Kastrationskomplex gewinnt seine Macht aus der Wahrnehmung, nicht ganz und vollständig zu sein, und den imaginären, d. h. fantasmatischen Versuchen, mit dieser Wahrnehmung auf «normale», sublimatorische, neurotische, perverse oder psychotische Weise zurechtzukommen. Dem Mann, der den Penis hat, die Vollkommenheit, und der Frau, die ihn nicht hat, die Position der Kastrierten zuzuschreiben, ist die imaginäre oder neurotische Ausarbeitung der Kastration, wie wir sie aus der Auseinandersetzung der Kinder mit der Geschlechtsdifferenz und aus der klinischen Arbeit zur Genüge kennen. Das Gleiten vom imaginären zum symbolischen Phallus hat, aus welchen Gründen auch immer, nicht oder nicht hinlänglich stattfinden können.

Freuds Theorie der Kastration und des Ödipus behält als Theorie der imaginären und neurotischen, von den Fantasmen der frühkindlichen Sexualforschung bestimmten Verarbeitung der Kastrationsproblematik ihre Gültigkeit, reicht aber für eine metapsychologische oder gar anthropologische Konstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit nicht aus. Es ist erstaunlich genug und interpretationsbedürftig, dass Freud entgegen seiner üblichen Theoriepraxis gerade an dieser Stelle die «Hexe Metapsychologie» nicht hat intervenieren lassen. Und es ist

erstaunlich genug und interpretationsbedürftig, dass sich die umfangreiche Literatur der «klassischen» Psychoanalyse, wie bereits kurz ausgeführt, in einem ewigen Wechsel von Position und Negation um diesen Punkt dreht, ohne sich theoretisch wirklich zu bewegen.

Erst Lacan hat die Struktur formuliert, die entwicklungsgeschichtlich und imaginär in der ödipalen Situation verhandelt wird. Die imaginäre Kastration ist eben nicht bloß eine Entwicklungsaufgabe, sondern ein Verweis auf den grundlegenden Verlust jedes unmittelbaren Zugangs zum Sein und den «Verlust» jeder wie auch immer gedachten «Ganzheit» und «Einheit». Die Existenz ist immer Existenz in der Differenz, die sich dem Menschen zentral als Differenz der Geschlechter «aufdrängt». Als strukturelle Begriffe sind Mangel und Differenz gleichbedeutend. Die Folgen des «Seinsverfehlens» in Mangel und Differenz, Psychosexualität und Sprache, werden zu den Grundkonstanten der menschlichen Existenz. Sie konstituieren das intersubjektive Netz, das Verlangen und Lust ermöglicht, ohne dass dieser Kreislauf je zu einem Ende käme. Der sexuelle Wunsch und seine Befriedigung sind die psychische Repräsentanz des Mangels, der das Subjekt erst hervorbringt, und des Begehrens, das den Menschen immer zu neuen Ufern treibt. Das grundlegende Zerbrechen jeder Unmittelbarkeit, das Intervenieren des Symbolischen der Sprache, die Differenz, die «Einheit» und «Ganzheit» als Kategorien der menschlichen Existenz kategorisch ausschließt und menschliche Existenz erst ermöglicht, nennt Lacan «symbolische Kastration». Es wäre unnötig, eigens zu betonen, dass Mann und Frau gleichermaßen, aber different der symbolischen Kastration unterworfen sind, würde sich die «imaginäre Kastration» nicht immer wieder hartnäckig aufdrängen, um die Verhältnisse übersichtlich, einseitig und eindeutig zu gestalten. Wie sich Frau und Mann dem Phallus und der Kastration gegenüber positionieren, ist die Grundlage einer psychoanalytischen Konstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit.

Das ist keine Definition der symbolischen Kastration. Sie lässt sich ihrem Wesen nach nicht definieren, nur immer wieder anders umschreiben. Symbolische Kastration und Konstituierung des Subjekts sind ein und dasselbe. In der Theoriesprache Lacans ist die symbolische Kastration, auf die wohl kürzeste Formel gebracht, die Unterwerfung des Subjekts unter den Signifikanten, das Symbolische, die Sprache. In Anlehnung an die gängige Triebtheorie und Freuds Theorie des Kastrationskomplexes bedeutet sie «den notwendigen Verzicht auf das gemeinsame Genießen mit der Mutter» bzw. «die dem Genießen mit der Mutter auferlegte Grenze anzuerkennen» (Nasio 1988, 24 f.).

Kurz und gut, Lacan verlängert und transformiert Freuds genetische Beschreibung der imaginären Kastration in ein struktureles Konzept der Kastration. Er radikalisiert Freuds Ausarbeitung der Kastration und des Ödipus als Knotenpunkt der Entwicklung gleichermaßen wie seine Auffassung, dass Neurose, Perversion und Psychose nicht Störungen des Organismus, sondern Konflikte von

Bedeutung und im *Wesen* des Menschen begründet sind. Es ist also nicht Ziel der Analyse der Frau, die (imaginäre) Kastration anzuerkennen. Die symbolische Kastration anzuerkennen ist Ziel jeder Analyse – von Frau und Mann.

Lacans Formeln der Sexuierung

In *Encore*, dem letzten seiner Seminare, hat Lacan (1975) eine Formel der Sexuierung vorgestellt. Er nennt sie gar ein Mathem, das in seiner quasi algorithmischen Konzentration und seinen philosophischen Implikationen schwer verständlich ist und zu mancherlei Interpretationen und Ausdeutungen Anlass geben kann. Das können wir getrost der Lacan-Exegese überlassen. Jenseits aller impliziten Schwierigkeiten lässt sie sich psychoanalytisch jedoch leicht lesen als die differente Weise, in der Mann und Frau sich im Bezug auf den symbolischen Phallus positionieren. Wenn ich die Formeln in diskursiver Sprache wiedergebe, bin ich mir bewusst, dass dies bereits Übersetzung und Interpretation ist. Die beiden Formeln für Mann und Frau bestehen aus je zwei Aussagen, die sich widersprechen und damit die Paradoxie und Asymmetrie der Positionierung einschreiben.

Die Formel «Mann» kann so gelesen werden:

- Für jeden Mann gilt die phallische Funktion. Der Mann ist ganz der phallischen Funktion unterworfen.
- Es gibt einen Mann, für den die phallische Funktion nicht gilt, der nicht der Kastration unterworfen ist.

Lacan nimmt hier Bezug auf Freuds Mythos von *Totem und Tabu* (Freud 1912–13a), «wonach sich die Fähigkeit des Mannes, ein Mann zu sein, darauf gründen soll, dass er zu akzeptieren vermag, von der Kastration betroffen zu sein, und dies geht im Unbewussten mit der Gewissheit zusammen, dass einer zumindest, nämlich der Vater der Urhorde, es nicht war, nicht kastriert, insofern er alle Frauen genoss» (David-Ménard 1999, 137). Und er liest die Metapher des Vaternordes und seine Verdrängung neu, indem er zeigt, «dass die wahnhaftige Gewissheit der Allmacht durch die Verdrängung, die sie erleidet, vom Inneren her begrenzt wird: Im Unbewussten bleibt die Idee bestehen, dass einer zumindest nicht kastriert ist, doch genau das erlaubt es zu akzeptieren, dass die wirklichen Menschen es seien, das heißt, dass das, was sie zu Menschen macht, im Mangel zum Ausdruck kommt» (David-Ménard 1999, 137 f.). Den Mann gibt es nicht, er existiert.

Die Formel «Frau» liest sich bei David-Ménard (1999,139) so:

- Es gibt keine Frau, die nicht Verhältnis zur phallischen Funktion hätte.
- Nicht alles von einer Frau ist an diese Funktion gebunden.

Das besagt, dass die Frau, im Gegensatz zum Mann, nicht in jeder Hinsicht von der Kastration geprägt ist. Etwas spielt sich in der Frau ab, was jenseits der Bestimmung der Kastration liegt. Die Frau steht dem «Sein» näher als der Mann. Ihr kommt gewissermaßen «Mehr-Sein» und «Mehr-Genießen» zu als dem Mann, was sich durchaus in der unterschiedlichen Art der sexuellen Erregung und der postkoitalen Reaktion anzeigen mag. Etwas an der Frau entzieht sich der Sprache, der Symbolisierung, der Signifikantenkette, der Ek-sistenz. Die Frau «existiert» nicht, sie ist und lässt sich damit auch nicht in einer universalen Aussage «*die* Frau» fassen.

Lacan ging es wohl auch in der Positionierung der Männlichkeit um die Betonung und Bewahrung der väterlichen Funktion. Nichts hindert uns, in seiner Formel der Sexuierung der Frau auch die Betonung und Bewahrung der mütterlichen Funktion zu lesen, die im generativen Prozess eine grundlegend andere ist als die des Mannes. In der weiteren Ausarbeitung dieser Linie könnte es sich lohnen, Freuds Spätwerk *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* als die Geschichte des unversöhnten und nie versöhnlichen, nie komplementären Verhältnisses von Frau und Mann, Sein und Existenz, Natur und Kultur, Sinnlichkeit und Geistigkeit, neu zu lesen und neu, vielleicht auch gegen den Strich, zu interpretieren. Die Wendung «von der Mutter zum Vater bezeichnet ... einen Sieg der Geistigkeit über die Sinnlichkeit ... , denn die Mutterschaft ist durch das Zeugnis der Sinne erwiesen, während die Vaterschaft eine Annahme ist, auf einen Schluss und auf eine Voraussetzung aufgebaut» (Freud 1939a, 221).

Mit seiner Formel, dem «nicht alles von der Frau», stellt Lacan die psychoanalytische Konstruktion von Weiblichkeit auf den Kopf – oder vom Kopf auf die Füße. Er tut einen Schritt in der Bestimmung der Geschlechtsdifferenz, den Freud nicht tun konnte, weil er – salopp ausgedrückt – kein Strukturalist, sondern ein «Biologist» war und ins Hereditäre flüchtete, wo eine strukturelle Bestimmung gefordert gewesen wäre. So konnte er im Zweifelsfalle auch sagen, dass sich das hereditäre Schema des Ödipus gegen die Kontingenzen des Lebens durchsetzt. Was Lacan als das Imaginäre und Symbolische trennt, verwischt sich in Freuds Ausarbeitung der Kastration und des Ödipus, und deshalb kann seine Konstruktion des Geschlechts im Allgemeinen und der Weiblichkeit im Besonderen nicht eine metapsychologische genannt werden.

Im Zusammenhang mit dem Thema der Sexuierung stehen zumindest drei der ominösen Aussagen Lacans, die man je nachdem als frauenfeindlich und dumm vom Tisch wischt oder als markigen Ausdruck einer tiefen Weisheit preist: «Es gibt kein sexuelles Verhältnis» – «Die Frau existiert nicht» – «Die Frau ist das Symptom des Mannes». Die erste Aussage habe ich bereits als Ausdruck der grundsätzlichen Asymmetrie der Geschlechtsdifferenz gewürdigt. Mit wenigen Worten zu den beiden anderen möchte ich dieses Kapitel schließen.

Die zweite Aussage ist bereits angeklungen in der Bestimmung der Frau, in der sich etwas der phallischen Funktion und damit der Ek-sistenz entzieht, und sie näher beim «Sein» ist. Die analoge Aussage für den Mann, die Lacan nicht gemacht hat, könnte gut und gern lauten: «Der Mann ist nicht.» Die dritte ist eng mit der zweiten verwoben. Der Satz «Die Frau ist das Symptom des Mannes» verliert sofort seinen pejorativen Beigeschmack, wenn wir Symptom strikt im psychoanalytischen Sinne als Ausarbeitung eines Konfliktes, als Kompromissbildung (Freud) oder als signifikante Formation (Lacan) verstehen. Dann heißt er, dass der Mann als Mann durch die Frau als sein Symptom existiert und sich dieser Satz nicht umkehren lässt. «Mit anderen Worten, der Mann *ex-istiert* buchstäblich: Sein ganzes Wesen liegt «außerhalb seiner selbst», in der Frau. Die Frau hingegen *ex-istiert nicht*, sie *insistiert*, weshalb sie nicht ausschließlich über den Mann existiert. In ihr ist etwas, das die Beziehung zum Mann, den Bezug zum phallischen Signifikanten flieht.» So sagt es Slavoj Žižek (1993, 19), ein kreativer und eigenwilliger Lacanianer, der Lacan nicht bloß interpretiert, sondern sich seiner bedient und seine Texte zum Arbeiten bringt. Die Frau existiert nicht (nur), ihr kommt auch Sein zu, das dem Mann abgeht. Oder Lacan selbst: «Der Mann ist nicht, ohne ihn/sie/es (l') zu haben, die Frau ist, ohne ihn/sie/es (l') zu haben» (zit. nach David-Ménar 1999, 141).

8. Die Aggression und der Todestrieb

Von den Schwierigkeiten, Aggression psychoanalytisch zu fassen

Nun will ich mich endlich einem Thema stellen, das bis jetzt implizit immer wieder angeklungen ist, das ich aber bewusst in der Schwebe gehalten habe: das Problem der spezifisch menschlichen Aggression oder Aggressivität. Nicht bloß macht die manchmal schier unerträgliche Aggressivität einer negativen Übertragung, vor allem bei Analysandinnen und Analysanden mit so genannten präödiipalen, nicht oder brüchigen neurotischen Strukturen, dem Analytiker hin und wieder das Leben schwer, die Aggression ist ebenso eine schwer zu knackende Nuss für die psychoanalytische Theorie, ja recht eigentlich eine Herausforderung ihrer Triebtheorie. Ohne ein angemessenes Konzept der aggressiven Affekte, Fantasien und Verhaltensweisen bliebe eine psychoanalytische Trieb- und Konflikttheorie, aber auch eine Theorie der psychoanalytischen Praxis unvollständig.

Nicht dass die Psychoanalyse der dem Menschen spezifischen Aggression keine Beachtung schenken würde. Im Gegenteil. Die Literatur zum Thema ist immens, reichhaltig und differenziert. Sie beschäftigt sich aber einerseits, was ja wohl verständlich ist, vor allem mit aggressivem Verhalten und sozialer Gewalt in all ihren Formen, zum anderen mit den so genannten Grenzfällen der psychoanalytischen Praxis, bei denen oft Destruktivität eines der Haupthindernisse der psychoanalytischen Kur ist. Beiträge zu einer psychoanalytischen Theorie der Aggression sind hingegen eher rar. Noch heute steht eine fundierte psychoanalytische Theorie der menschlichen Aggression und ihrer Rolle im psychischen Konflikt aus, wofür als mehr oder weniger repräsentative Beispiele Bareuther (1999), Bohleber (2001) und Kernberg (1997) stehen mögen. So verwundert es auch nicht, dass die Aggression in den so genannten allgemeinen Neurosenlehren von Fenichel (1974, 1975 u. 1977) bis Krause (1997 u. 1998) kaum vorkommt, zumindest ihr theoretischer Status undiskutiert bleibt.

In der Tat, die Aggression bringt eine Triebtheorie auf nicht biologischer Grundlage, deren Paradigma die Libidotheorie ist, massiv ins Schlingern. Man mag es drehen und wenden, wie man will, die Aggression lässt sich nicht analog oder auch nur irgendwie vergleichbar mit der Libido konzipieren. Sie will sich den

Kategorien der Libidotheorie partout nicht fügen. Warum? Zumindest die folgenden Gründe lassen sich anführen:

- Es gibt in der Entwicklung der Aggression keinen zweizeitigen Ansatz, keine Latenz, keine spezifische Erogenität des Körpers und somit auch keine infantile Aggression im Sinne der infantilen Sexualität.
- Die Libido leitet sich aus der Befriedigung der Bedürfnisse her. Genauer: Sie entsteht erst in Anlehnung an die Befriedigung der großen Körperbedürfnisse und wird vom Anderen, dem Subjekt der Pflegeleistung, dem werdenden Subjekt implantiert. Eine analoge Ableitung vom organischen Bedürfnis zum psychischen Wunsch ist bei der Aggression schwer auszumachen. Im Gegensatz zur Sexualität ist Aggression, oder zumindest die Motilität als die Wurzel der Aggression und ihre früheste Äußerung (Winnicott), von Anfang an vorhanden. Wobei anzumerken ist, dass Wurzel und Quelle nicht dasselbe meinen.
- Wo wäre die Quelle zu suchen? In der Muskulatur, wie manche vorgeschlagen haben? In der Motilität, wie Winnicott annimmt? Das vermag nach der Neudefinition der Quelle der Sexualtriebe im Sinne von Laplanches Quellobjekt kaum mehr zu überzeugen. Wenn ich, Winnicott folgend, in der Motilität die *Wurzel* der Aggression sehe, ist das rein deskriptiv und sagt über ihre Quelle nichts aus.
- Die Aggression kennt keinen «Orgasmus», d. h. keinen der genitalen Sexualität vergleichbaren Höhepunkt mit einer physiologischen Entladung und psychischen Befriedigung. Ob es eine besonders geartete, eben aggressive Befriedigung im Sinne der infantilen Sexualität gibt, d. h. aggressive Erregung weitgehend auch schon aggressive Befriedigung wäre, ist zumindest fraglich. Weniger fraglich ist, dass Aggression als Agens der libidinösen Befriedigung dient und sich in der Lösung der körperlichen, sensorischen und psychischen Spannung erschöpft.
- Die Aggression kennt kein Ziel für und in sich selbst. Sie ist Mittel und Weg zur Erreichung der verschiedensten Ziele und kann – unter entsprechenden Umständen – diesen Zielen ihren Stempel aufdrücken oder sie gar «ersetzen», wenn das Objekt des Wunsches mit Widerstand reagiert oder den Wunsch nicht zulässt. Aber – so wird mancher hier einwenden – ist nicht Zerstörung das Ziel der Aggression? Schließlich spricht man auch – dem späten Freud folgend – vom Destruktionstrieb. Nur: Liegen Wesen und Ziel der Aggression in der Destruktivität? Das wird zu klären sein.
- Jeder Versuch, der Aggression eine ihr spezifische, von der Entwicklung der Libido unabhängige Entwicklungslinie aufzuzeigen, schlägt fehl. Viel mehr als eine Vorstellung darüber, wie sich in den verschiedenen Phasen der psychosexuellen Entwicklung die Aggression mit den spezifischen Libidopositionen verbindet, kommt dabei nicht heraus.

Man beginnt zu ahnen, dass es schwer sein dürfte, Aggression unabhängig von Libido zu theoretisieren, was die Notwendigkeit unterstreicht, ihren Ort in der Triebtheorie zu bestimmen. Man mag diesen Anspruch an sich für obsolet erklären, sind doch alle Lebenserscheinungen von libidinöser und aggressiver Besetzung geprägt. Diese theoretische Kapitulation sollte sich die Psychoanalyse jedoch nicht zuschulden kommen lassen. Die selbstverständlich mögliche Lösung, die Triebtheorie als Libidotheorie zu fassen und ihr eine Theorie der Aggression zur Seite zu stellen, bliebe unbefriedigend, weil sie gerade das immanente Zusammenspiel von Libido und Aggression zu verschleiern droht. Ich plädiere darum für eine «integrale» Triebtheorie, die Libido und Aggression und ihr protagonistisches oder antagonistisches Zusammenwirken umfasst.

Dann müssen wir uns aber mit der Tatsache anfreunden, unter dem Dach der Triebtheorie zwei sehr heterogene Triebe zu vereinen, aber nicht zu vereinheitlichen. Damit handle ich mir jedoch ein anderes Problem ein: Es bleibt, zumindest vorläufig, eine offene Frage, ob denn der Aggression im psychoanalytischen Verständnis der Charakter eines Triebes überhaupt zukommt.

Die Aggression im Denken Freuds

Schauen wir zuerst hin, was Freud mit der Aggression gemacht hat – oder die Aggression mit ihm. Umgetrieben hat sie ihn schon. Kein Wunder, ist doch sein Leben wissenschaftlich, beruflich und privat gepflastert mit Angriff, Ablehnung, Enttäuschung und Verlust; geprägt auch von den beiden Weltkriegen, in deren erstem drei seiner Söhne eingezogen wurden und deren zweiter ihn kurz vor seinem Tode noch zur Emigration zwang.

Aber nicht Freuds Leben ist es, was hier interessiert, sondern die psychoanalytische Theorie. Die Frage der Aggression in ihrer lebensnotwendigen und Leben zerstörenden Form und ihrer Bedeutung im Konflikt beschäftigt Freud implizit und explizit vom *Entwurf* bis zum *Abriß*. Die «sexuelle Aggression» und das «abwehrlustige Ich» tauchen schon in den frühen Schriften von 1895 auf. Das Phänomen des Widerstands und die Bearbeitung des so genannten Übertragungswiderstands, der negativen Übertragung und der negativen therapeutischen Reaktion sind ohne aggressive Komponente, die mehr als zufälligen Stellenwert hat, nicht zu denken. Schon in den *Drei Studien* (1905d, 94) bemerkt Freud die «Verknüpfung der grausamen mit den erogenen Trieben», ohne damit so recht etwas anfangen zu können, und es tauchen die Probleme des Sadismus und Masochismus (56 ff., 104) und der Ambivalenz (99) auf. In *Triebe und Triebchicksale* beschreibt er die Umkehrung von Liebe in Hass. Last but not least kann das Subjekt ohne Einsatz aggressiver Kräfte und Affekte die ödipalen Konflikte und die Loslösung von den primären Objekten im Untergang der ödipalen Situation und in den radikalen Umgestaltungen der Objektbeziehungen, ja des Weltbezugs überhaupt,

in der Pubertät und Adoleszenz kaum bewältigen. Und die dabei benötigten aggressiven Kräfte können kaum mehr, wie Freud das anfangs dachte, als Komponente der Sexualtriebe aufgefasst werden. Nein, da sind Kräfte am Werk, die aus anderen als libidinösen Quellen stammen, ob sie nun Trieb genannt zu werden verdienen oder nicht. Nicht zuletzt in seinen kulturtheoretischen Schriften ist Freud immer wieder auf die nicht erotische Aggression zurückgekommen (z. B. 1930a, 479), hat also mehr und mehr der Aggression einen von der Libido unterschiedenen Triebstatus zugestanden.

Kein Zweifel, Freud hat sich mit dem Problem der Aggression schwer getan und hat zeitlebens keine schlüssige Theorie entworfen. Auch nicht, so behaupte ich vielleicht etwas kühn, in der so genannten Wende von 1920. Dazu gleich mehr. Lange hat er sich dagegen gesträubt, neben den libidinösen Trieben einen aggressiven Trieb zu postulieren. Er «räumt jedem Trieb sein eigenes Vermögen, aggressiv zu werden», ein und lehnt es daher strikt ab, «einen besonderen Aggressionstrieb neben und gleichberechtigt mit den uns vertrauten Selbsterhaltungs- und Sexualtrieben» zu setzen (1909b, 371). Etwas kurzsichtig macht man gern dafür seine Animosität gegen Alfred Adler geltend, der nicht bloß einen Aggressionstrieb einführte, sondern die Aggression und den männlichen Protest in der Konstituierung des Subjekts und der Ätiologie der Neurose an die Stelle der Libido gerückt wissen wollte.

Als weitaus entscheidender möchte ich drei Gründe behaupten, die Freud allerdings so nie benannt hat. Zum einen ist da die bereits aufgezeigte Schwierigkeit, die Aggression als Trieb analog der Libido zu konstruieren; mit einer Theorie zweier heterogener Triebe, deren Verhältnis er zudem nicht systematisch zu bestimmen wusste, konnte er sich nicht anfreunden. Dass die Ichtriebe eine der Libido vergleichbare Herleitung ebenfalls nicht zuließen, hat ihn wohl weniger gestört, weil ihn das Ich und seine Struktur von Anfang an mehr interessierten als die so genannten Ichtriebe. Der Aggression hingegen steht keine Struktur zur Seite. Zum anderen widerstrebte es ihm – zu Recht, wie sich zeigen wird, und zumindest bis 1920 –, die Destruktivität als Grundtrieb im psychischen Leben des Menschen in Betracht zu ziehen. Zudem, und da spielt Alfred Adler wohl tatsächlich eine Rolle, war Freud allem abhold, was die systematische Bedeutung der Libido für das psychische Leben und die Ätiologie der Neurosen hätte schmälern können.

Todestrieb und Aggression

Aber was hat es mit der Wende von 1920 und der Einführung des neuen Dualismus von Lebens- und Todestrieben, von Eros und Thanatos auf sich, in deren Folge Freud zunächst einen Destruktions- und dann explizit einen Aggressionstrieb postulierte? In der Tat, *Jenseits des Lustprinzips* hat die psychoanalytische

Welt bis heute nachhaltig erschüttert. Die einen ignorieren die Hypothese eines Todestriebes, die anderen kanonisieren sie und sehen in der zweiten Triebtheorie ihre endgültige Form. Freud selber hat den Zwiespalt und die Irritation, in die ihn das *Jenseits* stürzte, einfach «ausgesessen». Er hat die beiden Triebtheorien nebeneinander stehen lassen, sie aber nie zueinander in Beziehung gesetzt.

1920 «bekennt» Freud (1920g, 64), dass er selbst nicht wisse, wie weit er an seine Annahme eines Todestriebs glaube. Später (1930a, 478 f.) «gesteht» er, dass er die Annahme eines Todes- oder Destruktionstriebes anfangs nur versuchsweise vertreten habe, im Laufe der Zeit habe sie aber eine solche Macht über ihn gewonnen, dass er nicht mehr anders denken konnte und er später nicht mehr verstand, «dass wir die Ubiquität der nicht erotischen Aggression und Destruktion übersehen und versäumen konnten, ihr die gebührende Stellung in der Deutung des Lebens einzuräumen» (1930a, 479). Nur ist das unreflektierte Gleiten vom Dualismus von Lebens- und Todestrieb zum Dualismus von Libido und Aggression, wie praktisch es auch immer scheinen mag, eine Nachlässigkeit, die sich eine Theorie, die etwas auf sich hält, nicht leisten sollte und daher einen kurzen Kommentar verdient.

Tatsächlich hat Freud in *Jenseits des Lustprinzips* einen Aggressionstrieb bloß angedeutet, ihn aber erst drei Jahre später explizit eingeführt (1923a; 1923b). Das *Jenseits* ist ein atemberaubender, kühner, dunkler, ja abgründiger, inkohärenter, sprunghafter, spekulativer, geradezu unheimlicher Essay, eine ausgreifende, mehr metabiologische als metapsychologische Spekulation. Man mag zu dem Text stehen wie man will, er markiert in der Tat eine Wende und ist eine unabdingbare Lektüre für Fortgeschrittene, ohne die das frühe und späte Denken Freuds, und das heißt in erster Linie seine frühe und späte Triebtheorie, schwerlich in ein systematisches Verhältnis gesetzt werden kann. Spätestens jetzt wäre es an der Zeit für diese Lektüre, weil ich den Text nicht referieren werde, ohne dessen Kenntnis aber der Gebrauch, den ich von ihm mache, un- oder missverständlich bleibt.

Natürlich zerreiße ich den Text, wenn ich lediglich drei Postulate ohne ihre Herleitung herausgreife. Zum einen will ich skizzieren, wie Freud auf den Aggressionstrieb kommt, um seine Ableitung kritisieren und ihr eine andere, ebenfalls bei Freud angelegte, gegenüberstellen zu können. Zum anderen möchte ich andeuten, wo sich wirklich ein *Jenseits* – oder dann vielleicht eher ein *Diesseits* – des Lustprinzips ausmachen lässt, was Kimmerle (1988, 133) das Bindungsprinzip genannt hat. Und drittens werde ich den Begriff der Triebmischung, den Freud im *Jenseits* neu einführt, aufgreifen und ins Verhältnis zu dem aus der Libidotheorie vertrauten Begriff der libidinösen und dann der aggressiven Besetzung setzen.

Zunächst zur Einführung oder Herleitung des Aggressionstriebes. In einer abenteuerlichen Gedankenakrobatik kommt Freud zu dem an sich banalen Schluss, dass jeder Organismus aus inneren Gründen stirbt. Weniger banal und alles

andere als selbstverständlich ist es, darin das Wirken eines Todestriebes zu sehen. Freud nimmt sich dabei den 1914 beschriebenen Wiederholungszwang zu Hilfe, den er aber nun ganz anders interpretiert. In *Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten* (1914g) hat er den Wiederholungszwang unter der Herrschaft des Lustprinzips als einen der Neurosenarbeit eigentümlichen Modus des «inszenierenden Erinnerns» beschrieben. Nun wird er zu einer Wiederherstellung eines früheren Zustands, der «sich in *jeder* Weise über das Lustprinzip hinaussetzt» (1920g, 37). Die materielle und metapsychologische Differenz von Wiederholen und Wiederherstellen eines früheren Zustands, bzw. die Gleichsetzung beider Bewegungen, lässt er unreflektiert.

Ohne grundlegende Modifizierung der Definition des Triebes und damit der Triebtheorie geht das allerdings nicht. Freuds Modifikation kommt geradezu einem Salto mortale gleich, stellt sie doch das gängige psychoanalytische Triebverständnis, wie er es 1915 definiert hat, geradezu auf den Kopf. Den entscheidenden Abschnitt möchte ich deshalb in extenso zitieren (1920g, 38):

«Auf welche Art hängt aber das Triebhafte mit dem Zwang zur Wiederholung zusammen? Hier muss sich uns die Idee aufdrängen, dass wir einem allgemeinen, bisher nicht klar erkannten – oder wenigstens nicht ausdrücklich betonten – Charakter der Triebe, vielleicht alles organischen Lebens überhaupt, auf die Spur gekommen sind. *Ein Trieb wäre also ein dem belebten Organischen innewohnender Drang zur Wiederherstellung eines früheren Zustandes*, welchen dies Belebte unter dem Einfluss äußerer Störungskräfte aufgeben musste, eine Art von organischer Elastizität, oder wenn man will, die Äußerung der Trägheit im organischen Leben.»

Freud nennt das die konservative Natur der Triebe. Und er reklamiert diese konservative Natur auch für «die Gruppe der Sexualtriebe», die «eigentlichen Lebenstriebe». Er belegt dies mit dem berühmten Satz, der mir wohl auf ewig dunkel bleiben wird: «Sie (die Sexualtriebe, H. M.-P.) sind in demselben Sinne konservativ wie die anderen, indem sie frühere Zustände der lebenden Substanz wiederbringen, aber sie sind es in stärkerem Maße, indem sie sich als besonders resistent gegen äußere Einwirkungen erweisen, und dann noch in einem weiteren Sinne, da sie das Leben selbst für längere Zeiten erhalten» (1920g, 42 f.). Als Beleg muss Platons Mythos der Wiedervereinigung der beiden Geschlechter, die ursprünglich ungetrennt waren, genügen. Überzeugt hat das allerdings nicht einmal ihn selber, und er räumt später ein, dass sich der Eros der Formel, «dass ein Trieb die Rückkehr zu einem früheren Zustand anstrebt», nicht fügt (Freud 1940a, 71).

Wo und wie aber kommt endlich die Aggression ins Spiel? Was man immer wieder übersieht, im *Jenseits* noch kaum, ja, von einem Aggressions- oder Destruktionstrieb und dessen Ableitung aus einem Todestrieb ist nicht die Rede. Ganz im Gegenteil nutzt er das Phänomen des Sadismus, mit dem er sich schon mehrfach beschäftigt hat, als Nachweis des Todestriebes. «Liegt da nicht die Annahme nahe,

dass dieser Sadismus eigentlich ein Todestrieb ist, der durch den Einfluss der narzisstischen Libido vom Ich abgedrängt wurde, so dass er erst am Objekt zum Vorschein kommt?» Und nun schließt er messerscharf: «Wenn es erlaubt ist, eine solche Annahme zu machen, so wäre die Forderung erfüllt, ein Beispiel eines – allerdings verschobenen – Todestriebes aufzuzeigen», und fügt selbstkritisch hinzu, «dass diese Auffassung von jeder Anschaulichkeit weit entfernt ist und einen geradezu mystischen Eindruck macht» (1920g, 58). In der Tat!

Erst 1923 im letzten Abschnitt von «*Psychoanalyse*» und «*Libidotheorie*» erscheinen dann wie Phönix aus der Asche und ohne jede weitere Reflexion und Ableitung die «*Destruktions- oder Aggressionstendenzen*» – noch nicht -triebe – als nach außen gewendeter Todestrieb (1923a, 233 f.). Von da an nimmt die Sache ihren Lauf, und die Terminologie gleitet mehr und mehr vom Primat des Todestriebes, der in der Aggression und Destruktion nach außen gewendet wird, über die Gleichstellung von «*Todes- oder Destruktionstrieb*» (1924c, 376) zum Primat der Aggressions- und Destruktionstriebe, «*die wir von dem ursprünglichen Todestrieb der belebten Materie ableiten*» (1937c, 88) bis hin zur letzten, fast apodiktischen und kanonischen Formulierung im *Abriß*: «*Nach langem Zögern und Schwanken haben wir uns entschlossen, nur zwei Grundtriebe anzunehmen, den Eros und den Destruktionstrieb*» (Freud 1940a, 70 f.). 1930 spricht er aber schon auch einmal von der «*Ubiquität der nicht erotischen Aggression und Destruktion*» (1930a, 479) ohne Bezug auf den Todestrieb.

Eine klinische Herleitung versucht Freud immerhin in *Das ökonomische Problem des Masochismus* (1924c). Freud glaubt nun, in dem, was er 1905 als libidinöse Miterregung bei allen körperlichen Vorgängen, gar beim Schmerz, ausgemacht hat, die Wurzel des primären Masochismus, und in dem Teil, der nicht als Destruktion nach außen abgeleitet werden kann, die Quelle des Todestriebes erkennen zu können. Diese Annahme hat dann vor allem die französische Psychoanalyse weitgehend übernommen und kanonisiert. Wie bahnbrechend dieser Text für die Auseinandersetzung mit dem Problem des Masochismus auch sein mag, lösen kann er es nicht. Noch weniger überzeugt die Herleitung des Todestriebes aus dem primären Masochismus oder umgekehrt des primären Masochismus aus dem Todestrieb.

Freud hat, was für ihn aber nicht unüblich ist, die beiden Triebdefinitionen nebeneinander stehen lassen und nichts unternommen, ihr Verhältnis zu klären. Zwar zählt er nun die Selbsterhaltungs- und Ichtriebe zu den Lebenstrieben und identifiziert die sexuellen, libidinösen Triebe mit dem Eros: «*Sie sind die eigentlichen Lebenstriebe*» (1920g, 43), allerdings ohne die Kluft zwischen dem gezähmten und verbindenden Eros und der ungezähmten vielgestaltigen, ungebundenen, ungestümen, dem Lustprinzip folgenden und mit unbewussten Fantasien einhergehenden infantilen Sexualität zu interpretieren.

In der Folge wurde der Dualismus von Libido und Aggression zur leitenden Figur der Triebtheorie. Allzu viele Gedanken haben sich Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker darüber nicht gemacht, dass damit einer klinisch bewährten, genuin psychoanalytischen Libidotheorie ein Aggressionsbegriff gegenübersteht, der, wenn überhaupt, eher metabiologisch als metapsychologisch begründet ist. Aber es wäre theoretisch und klinisch von Nutzen, wenn sich die offensichtliche Asymmetrie von Libido und Aggression in der Triebtheorie klarer und systematischer fassen ließe. Das möchte ich jetzt versuchen.

Die frühzeitige Geburt des Menschen und die Aggression

Aggression lässt sich sehr wohl unabhängig vom Todestrieb metapsychologisch begründen und in die Triebtheorie eingliedern. Ohne einmal mehr auf die vorzeitige Geburt des Menschen Bezug zu nehmen, geht das allerdings nicht. Die vorzeitige Geburt des Menschen hat für die *Conditio humana* zumindest drei Konsequenzen: zum einen die Instinktarmut des Menschen, dann die Entkoppelung von Bedürfnis und Befriedigung und zum Dritten die Entkoppelung der Sexualität und Aggression von den Instinkten der Art- und Selbsterhaltung – dies alles, weil die (zu) frühe Geburt die intrauterine Ausreifung der Instinkte und der neuronalen Systeme vorzeitig unterbricht. Instinktverwirrung hat Lincke (1981, 49 ff.) das genannt. Er meint damit, dass die biologisch festgelegte und eindeutige Bedeutungsebene radikal unterbrochen wird und der gesicherte Boden einer genetisch verankerten instinktmäßigen Anpassung an eine spezifische Umwelt fehlt.

An die Stelle der eindeutigen instinktregulierten «Verständigung» tritt eine wie auch immer geartete Semiotik und Semantik, letztlich die Sprache. An die Stelle der instinktregulierten Bedürfnisbefriedigung treten die Bindung und die interaktive Affektregulierung – diese früheste Beziehung zur «beruhigenden» Umwelt-Mutter, die die verschiedenen Bedürfnisse des Neugeborenen nach Nahrung, Ruhe, Wärme, Geborgenheit erkennt, unterscheidet und stillt und gleichzeitig zur «erregenden» Objekt-Mutter der infantilen Sexualität wird. Die Begriffe der Umweltmutter und der Objektmutter stammen von Winnicott. Was Lincke aus biologischer Sicht als Instinktverwirrung beschreibt, nennt Winnicott die «primäre Unintegriertheit» (1945, 63), die sich bereits in der Motilität ausdrückt, in der er die Wurzel der Aggression sieht. «Jeder Integration der Persönlichkeit geht Aggression voraus» (1950, 89).

Das Aufbrechen des Instinkts macht auch die Aggression «frei», und es gibt für sie keinen biologischen Aufschub, keinen zweizeitigen Ansatz wie in der Entwicklung der Sexualität. Sie ist eine treibende Kraft, bleibt stark dem Organischen verhaftet, aber von der instinktiven Einbettung in eine artspezifische Lebensordnung entbunden. Sie bleibt in anderer Art und anderem Ausmaß als die Sexualität «ungebunden», *reine Kraft*, und generiert beunruhigende und bedrohliche Affekte, die

sich gerade nicht zum Trieb, wie die Libidotheorie ihn definiert, organisieren. Es gibt in der Aggression nichts, was der Anlehnung, der Autoerotik und Objektfindung, der Urverführung und der rätselhaften Botschaft entsprechen würde. Es fehlen all die Momente, welche die infantile Sexualität organisieren. Es gibt keine infantilen «Aggressionsorganisationen» und keine genitale «Aggressionsorganisation», wie es die Reihe der infantilen Sexualorganisationen und endlich eine genitale Sexualorganisation gibt. Die aggressiven Affekte haben keine Repräsentanz und Qualität, solange sie sich nicht an andere Affekte und Vorstellungen binden. Ob diese Beschreibung zutreffend ist, kann ich nicht wissen. Sie ist eine «Ableitung nach rückwärts», denn wir kennen die ungebundene Aggression nicht, bekommen allenfalls angesichts destruktiven Verhaltens eine Ahnung davon. «Reiner» Aggression werden wir auch dann nicht begegnen. Nicht einmal in Folter und Mord. Vielleicht im Autodafé und in dem, was Jacques Lacan *Passage à l'acte* und André Green Desobjektalisierung nennt.

Und doch wird man der Aggression den «Charakter des Triebes», den «Charakter des Drängenden» nicht gern absprechen, der gemäß Freud (1915c, 214) «eine allgemeine Eigenschaft der Triebe, ja das Wesen derselben» ausmacht. Vielleicht wäre auch die Frage «Wie kommt der Mensch zur Aggression?» so unsinnig nicht, wie es auf Anhieb scheinen mag. Schließlich lässt die vorzeitige Geburt des Menschen auch den Selbsterhaltungstrieb, die Beuteaggression, unausgereift. Was bleibt, ist «reine» Aggression, ein Trieb, der entgegen der Sexualität nicht oder nicht primär vom Anderen kommt, sondern organisch bedingt ist, und in ganz anderer Weise als die Sexualität «ein Maß der Arbeitsanforderung, dem Seelischen infolge seines Zusammenhanges mit dem Körperlichen auferlegt ist» (Freud 1915c, 214); die Anforderung nämlich, Aggression psychisch und fantasmatisch zu binden, damit sie ihr Werk als Trieb oder – wie wir dann vielleicht besser sagen – als Quasitrieb tun kann. Bindung und Triebmischung sind übrigens ein zentrales Thema in *Jenseits des Lustprinzips*. Kimmerle (1988) spricht von einem Bindungsprinzip, das nicht jenseits, sondern diesseits des Lustprinzips anzusiedeln ist. Ohne Bindung der Triebe und insbesondere der Aggression in Struktur gäbe es den Raum und den Halt nicht, in dem sich das Lustprinzip in fast völliger Freiheit entfalten könnte. Unversehens erhält der Dualismus der ersten Triebtheorie Freuds ihre volle psychoanalytische Relevanz, wenn wir bloß an die Stelle des Selbsterhaltungstriebes die Aggression setzen, die in der frühzeitigen Geburt des Menschen freigesetzt wird und des Bemutterns, der spezifischen Aktion des Nebenmenschen, des Anderen, bedarf, sie zu binden. Dass die weitere Bindung und Gestaltung der Aggression in spezifischer Weise an den Aufbau des Ichs gebunden ist, dürfte auf der Hand liegen.

Es ist das Paradox einer dualistischen Triebtheorie, die Libido und Aggression als die beiden einzigen Triebe annimmt, dass einem eigentlichen Trieb, der Libido, ein «uneigentlicher» oder Quasitrieb gegenübersteht, ein Trieb, der wohl den «Charakter des Drängenden» hat, sich aber gerade nicht zum Trieb analog der

Libido organisiert und seinen Triebcharakter als konstant wirkende Kraft erst durch die affektive und strukturelle Bindung im Ich gewinnt. Man wird der Aggression auch kaum ihre Bedeutung im Aufbau der Objektbeziehungen absprechen. Die Aggression gilt primär einem Objekt, entweder um es zu gewinnen, sich seiner zu bemächtigen oder es wegzustoßen, zu zerstören. Freud hat in Verbindung mit dem Sadismus gelegentlich vom Bemächtigungstrieb, sonst eher vom Bemächtigungsdrang oder Bemächtigungsapparat, gesprochen und ihn mit der Selbsterhaltung und mit Aggression in Verbindung gebracht.

Erst in den mit den verinnerlichten Objektbeziehungen verbundenen Fantasien und Affekten wird Aggression psychisch repräsentiert. Ärger, Wut und Hass sind Gefühle, die Aggression ausdrücken, und niemand wird an aggressiven Fantasien und kein Psychoanalytiker an unbewussten aggressiven Fantasien zweifeln. Natürlich gibt es die manifeste reaktive Aggression, die nicht erklärungsbedürftig scheint. Aber die aggressiven Fantasien und Gefühle lediglich als Reaktion auf Versagung aufzufassen, würde der psychischen Dynamik und Ökonomie niemals gerecht und bliebe theoretisch unbefriedigend, was nicht zuletzt die so genannten frühen Störungen und die Grenzfälle der psychoanalytischen Praxis zeigen.

Die Aggression als Quasitrieb und die Aktivität

Nun ist es möglich, die Bedeutung der Aggression für den Aufbau der Objektbeziehungen zu würdigen. Ulrich Moser hat schon 1967 (99 ff.) das Konzept der Aggression als «Quasitrieb» mit wenigen Pinselstrichen überzeugend und verblüffend einfach skizziert. Er führt in seiner Theorie der Entwicklung der Objektbeziehungen die Aggression analog dem Modell der libidinösen Triebe ein und postuliert eine aggressive Besetzung, die wie die libidinöse momentan oder konstant sein kann. Das macht es möglich, die Aggression mit den uns gewohnten metapsychologischen Begriffen von Affekt und Vorstellung, Besetzung und Struktur, Verdrängung und unbewusster Fantasie, Verdichtung und Verschiebung usw. zu denken und die Frage nach dem Wesen menschlicher Aggression vorläufig zu suspendieren.

Analogie ist keine Parallelität. Moser bringt zwei Begriffe ins Spiel, die für die Bestimmung der Aggression und für die Unterscheidung von Aktivität und Destruktivität theoretisch und klinisch von größter Bedeutung sind: Die Aggression bzw. die aggressive Besetzung wird bestimmt durch ihr *Aktivitätspotenzial* und ihr *operatives Niveau*.

Das Aktivitätspotenzial dient dem Aufbau und Erhalt der konstanten libidinösen Objektbesetzungen, die es mit dem notwendigen Aktivitätsniveau versieht. Unabhängig davon, ob wir der Aggression eine von der libidinösen unabhängige eigene Befriedigung zuerkennen wollen, wird sie zum «Agens der libidinösen Triebe»

(Moser 1967, 100). Jede Besetzung des Objekts und des Ichs ist in dieser Konzeption immer unter den beiden Aspekten, der libidinösen und der aggressiven Besetzung zu sehen. Die Letztere ist ihr Aktivitätspotenzial, das motorische Moment jeden Triebes, ohne das es weder Erregung noch Befriedigung, weder Spannung noch Ruhe und schon gar keine psychische Arbeit gäbe.

Ein bestimmtes Aktivitätspotenzial, d. h. die Intensität einer aggressiven Besetzung, kann ein unterschiedliches *operatives Niveau* aufweisen. Das operative Niveau oder Aktivitätsniveau einer aggressiven Besetzung «meint das Ausmaß organisatorischer Planung, welche die Ich-Struktur auf die Aggressivität ausübt» (Moser 1967, 100). Wie das Subjekt Aggression in Gebrauch nehmen kann, hängt entscheidend vom erreichten Strukturniveau und der Fähigkeit ab, zu fantasieren und zu symbolisieren, zu mentalisieren und zu denken. All dies ist verbunden mit der Fähigkeit, Ambivalenz zu ertragen.

Zweifelloso hängt dieser psychoanalytischen Bestimmung der Aggression weiterhin etwas Unbestimmtes an. Sie spiegelt noch immer die Schwierigkeit wider, Aggression psychoanalytisch angemessen zu fassen. Sie ist eine Hilfskonstruktion, wie eben metapsychologische Konzepte Hilfskonstruktionen sind. Sie hat den unbestreitbaren Vorteil, Aggression im Rahmen der Triebtheorie unabhängig von Freuds letzter Definition des Triebes von 1920 beschreiben zu können, und sie geht gemäß der üblichen psychoanalytischen Sichtweise von der Innenwelt und nicht vom Verhalten aus. Das Verhältnis von Libido und Aggression lässt sich nun als Verhältnis zweier Besetzungen einer Objekt- oder Selbstrepräsentanz gut darstellen. Moser fasst Libido und Aggression explizit von ihren Affekten her, unterscheidet implizit Aggression und Destruktion und bindet die Schicksale der Aggression an die Triebchicksale der infantilen Sexualität, die Ichstruktur und die Objektbeziehungen. Seine «Hilfskonstruktion» verbleibt im konzeptuellen Rahmen der ersten Triebtheorie, und ich werde sogleich zeigen, dass das Sinn macht. Vorher aber noch ein paar Worte zum Verhältnis von Aktivität und Destruktivität und, noch einmal auf das *Jenseits des Lustprinzips* zurückgreifend, zur Bindung und zum Verhältnis von libidinöser und aggressiver Besetzung.

Das Verhältnis von Aggression und Destruktion

Die implizite oder explizite Gleichsetzung von Aggression und Destruktion hat eine psychoanalytische Bestimmung der Aggression massiv erschwert. Freud war vielleicht so gebannt von der destruktiven Aggressivität, die tödlich sein kann, dass er die aggressive, von der Libido zu unterscheidende Komponente des Bemächtigungstriebes, den er vor allem in Verbindung mit dem Sadismus so genannt hat, nicht als solche sehen wollte. Das ist nicht verwunderlich, imponiert doch die Aggression in erster Linie durch ihre destruktiven Wirkungen, die individuell und gesellschaftlich verheerend sein können und es auch sind.

Moser geht in seinem formalen Konzept explizit nicht von dieser Gleichsetzung aus und trifft sich darin mit Winnicott, der die Aggression von ihren Wurzeln her untersucht hat. Der Integration der Persönlichkeit oder der Konstituierung des Subjekts geht Aggression voraus, die ganz zu Beginn des Lebens, ich habe es bereits gesagt, psychisch noch nicht repräsentiert ist, sich aber von allem Anfang an, schon intrauterin, in der Motilität des Körpers äußert. «Das Baby stößt im Mutterleib mit den Füßen; man kann nicht annehmen, es versucht, sich den Weg hinauszubahnen. Ein Baby von ein paar Wochen schlägt mit den Armen um sich; man kann nicht sagen, es wolle schlagen. Das Baby kaut mit seinen zahnlosen Kiefern an der Brustwarze herum; man kann nicht annehmen, es wolle zerstören oder verletzen. Zu Anfang ist die Aggressivität fast das Gleiche wie Aktivität; ... Aggressivität ist Teil des primitiven Liebesimpulses.», Winnicott (1950, 89 ff., 107) spricht von «erbarmungsloser Liebe» und sieht in der Aggression ein Potenzial von Lebenskraft, die gestaltet und in Struktur integriert werden muss.

So verschieden die Ansätze Winnicotts und Mosers auch sind, sehen doch beide das Wesen der Aggression nicht in der Destruktivität, sondern in der Aktivität, einer «primären» Aktivität, die freilich noch ohne jede Absicht und ohne jedes Ziel ist, reine Aktivität, die sich erst zu formen und mit anderen psychischen Akten zu verbinden beginnt, wenn sie auf Widerstand stößt. Eine Aktivität auch, die «objektiv» durchaus «destruktive» Wirkung haben kann. Wenn das Baby an der Brustwarze kaut oder sie beißt, tut es der Mutter weh oder verletzt tatsächlich die Brustwarze. Es ist metapsychologisch entscheidend, subjektive von objektiver Aggression zu unterscheiden. Gegenstand der Psychoanalyse kann rechtens lediglich die subjektive Aggression sein.

Die Bestimmung der Aggression von der Aktivität her hat erst noch die Ethymologie auf ihrer Seite. Aggression kommt aus dem lateinischen *adgredi* oder *aggredi*, was in erster Linie herangehen, an-greifen im Sinne von anpacken, zupacken heißt und erst sekundär die Bedeutung von zerstören erhält. Wie Libido nicht einfach mit Liebe gleichzusetzen ist, bedeutet Aggression nicht zwangsläufig Hass und Destruktion. Ihre primäre Funktion liegt in der Bemächtigung des Objekts und im Aufbau, der Erhaltung und dem Schutz des Ichs und der Objektbeziehungen. Sie gibt einer libidinösen Besetzung ihr Aktivitätspotenzial. Das sich entwickelnde Ich nimmt sie in Gebrauch zur Regulierung der Intensität der Besetzungen, der Nähe und Distanz zum Objekt. Ja, sie kann gar in dem, was wir Triebverschiebung nennen, Stellvertreter der libidinösen Besetzung werden. Es ist für die meisten Analytiker zunächst eine verwirrende, dann aber erleichternde Erfahrung zu entdecken, dass der aggressive Hass einer negativen Übertragung ein tragfähiger Boden für analytische Arbeit sein kann.

Wenn ich nun ohne weitere Bedenken die Aggression an die Stelle der Selbsterhaltung- und Ichtriebe setze und den Dualismus von Libido und Aggression in die erste Triebtheorie eintrage, ist das, worum es beim Todestrieb gehen könnte, nicht

vom Tisch, sondern wieder offen. Vom Tisch ist, wenn man meiner Ableitung folgt, lediglich die Ableitung eines Aggressionstriebes aus dem Todestrieb. Und auch dies nur mit einer gewichtigen Ausnahme: Wenn die Libido ihre Funktion der Objektalisierung und das Ich seine Funktion der Bindung nicht wahrnehmen können oder sie unter der Last des Lebens zerbrechen, wird nackte Destruktivität frei, die für die Objekte und das Subjekt gleichermaßen tödlich ist.

Die Annahme eines Destruktionstriebes, der ein nach außen abgeleiteter Todestrieb ist, bliebe immer Ausflucht und Rationalisierung. Zu gerne würde der Mensch sein destruktives Potenzial der «animalischen Natur» zuweisen, einem «Erdenrest, zu tragen peinlich». Pech für den Menschen, so lehren uns die Ethologen überzeugend, gibt es aber gerade dort, im Tierreich, die mutwillige Destruktivität und die «intraspezifische Aggressivität» kaum bzw. gibt es sie als in der Regel ritualisierte Revier- und Rivalitätskämpfe. Mutwillige Aggression und Destruktion sind das «Vorrecht» des Menschen. Nur wenn wir anerkennen, dass die Aggression aus der animalischen Instinktregulation herausgefallen ist, kann die menschliche Destruktivität als das verstanden werden, was sie ist, eine Möglichkeit des Menschen. Der Mensch – und nur der Mensch – kann individuell und kollektiv eine Welt bauen und eine Welt zerstören. Er kann lieben und hassen – und morden. Psychoanalyse der Destruktivität ist Ichanalyse – im Sinne Freuds und Anna Freuds. Ichanalyse ist Analyse des Verhältnisses des Subjekts zu den Trieben, dem Überich, den verinnerlichten Objektbeziehungen und der «materiellen» Realität der belebten und unbelebten Objekte.

Die Aggression von der Aktivität und ihren Affekten her zu bestimmen, bringt auch ein Problem zum Verschwinden, das schon bei Freud (1923b, 268 ff.) auftaucht und an dem sich die Ichpsychologie (Hartmann 1955) die Zähne ausgebissen hat: das Problem der so genannten Neutralisierung aggressiver Energie. Die Frage ist nicht mehr, wie destruktive Energie «neutralisiert» werden kann, sondern wie das Ich Aggression für die Unterscheidung und den Aufbau einer triebbesetzten äußeren und inneren Welt in Gebrauch nehmen und nutzen kann, oder unter welchen Bedingungen Aggression destruktiv wird bzw. warum und wie es an der Aufgabe scheitert, Aggression psychisch zu binden und als Aktivität in Gebrauch zu nehmen.

Diesseits des Lustprinzips: Die Bindung

Die vielleicht etwas mühselige Auseinandersetzung mit dem *Entwurf* im vierten Kapitel, genauer mit Freuds Vorstellungen des psychischen Apparats und der Einführung des Ichs, der *Ichstruktur*, zahlt sich jetzt aus. Die folgenden Zeilen sind lediglich ein Nachtrag dazu.

Ich habe die enge und «dialektische» Beziehung von Primär- und Sekundärprozess beschrieben. Für die von außen wirkenden Reize verfügt der Organismus, zu dem auch die primären psychischen Funktionen wie die Wahrnehmung gehören, über einen organischen angeborenen Reizschutz. Nicht so für die von innen kommenden Reize. Deshalb ist anfänglich «der Reizschutz eine beinahe wichtigere Aufgabe als die Reizaufnahme» (Freud 1920g, 27). Die erste Funktion des sich bildenden Ichs ist es, Primärprozesse zu hemmen und Spuren zu legen, Bahnen zu schaffen, Strukturen aufzubauen, die erst die Erfahrung von Lust als Lust ermöglichen und die dem Wirken des Lustprinzips einen sicheren Rahmen geben. Am Anfang steht also keineswegs die Lust, sondern die Bindung. Kimmerle (1988, 133) spricht vom «Vorrang des Bindungsprinzips vor dem Lustprinzip».

Um eine Konfusion der Begriffe zu vermeiden, muss ich zunächst daran erinnern, dass der Begriff der Bindung in der Psychoanalyse mittlerweile zwei Bedeutungen angenommen hat, die zunächst nichts miteinander zu tun haben, vielleicht aber enger zusammengehören, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Die erste Bedeutung, der wir bereits bei der Entstehung des libidinösen Ichs im Zusammenhang mit Freuds *Entwurf einer Psychologie* begegnet sind, ist, auf den kürzesten Nenner gebracht, die Bindung von Erregung, kurz die Bildung von psychischer Struktur. Die andere, die wir aus dem ersten Kapitel bereits kennen, ist der Bindungsbegriff der so genannten Bindungstheorie und bedeutet die Bildung oder gar präexistierende enge emotionale Beziehung des Kindes zu seinen primären Objekten als ein universelles und primäres menschliches Bedürfnis. Im gegenwärtigen Zusammenhang geht es selbstredend um die Bindung als einem Begriff der Trieb- und Strukturtheorie, nicht um die Bindung der Objektbeziehungstheorie.

Ausgehend von den Träumen der so genannten Unfallneurotiker, die im Traum immer wieder und mit großer Angst die gewaltsame traumatisierende Situation wiederholen, macht sich Freud (1920g, 9 ff.) Gedanken zum Trauma, dem Einbrechen einer durch die bestehende Struktur nicht zu bewältigende Reizmenge, und zur Bewältigung des Traumas, die nur durch eine nachträgliche Einbindung und Integration in die psychische Struktur geschehen kann. Er beschäftigt sich aber kaum mit der fundamentalen Differenz zwischen einem gewaltsamen, nicht sexuellen, ja geradezu objektlosen «aggressiven Trauma» und dem «strukturellen sexuellen Trauma», das für die Bildung des Psychischen und der Neurose entwicklungsnotwendig ist.

Die so genannten Unfallträume und Träume, die das Trauma stets wiederholen, stehen zweifellos nicht unter der Herrschaft des Lustprinzips, und Freud sieht in ihnen auch die einzige Ausnahme seiner Theorie, dass der Traum eine Wunscherfüllung sei. Diese Träume stellen sich einer «anderen Aufgabe zur Verfügung», nämlich der «psychischen Bindung traumatischer Eindrücke» (1920g, 32 f.). Mit dem Konzept des Traumas und der Nachträglichkeit werde ich mich im nächsten Kapitel ausführlich auseinander setzen.

Doch Freud erkennt selbst, dass die so genannte traumatische Neurose, die wir heute wohl eher posttraumatische Reaktion nennen würden, kein geeignetes Beispiel ist, um etwas über die Kräfte und Fantasien zu erfassen, die das Lust- und Realitätsprinzip trennen und verbinden. Ein «traumatischer Eindruck», ja der ursprüngliche traumatische Eindruck, ist das Einbrechen der Sexualität in den psychischen Organismus – und ich gebrauche hier mit Bedacht diesen Begriff –, der dafür zwar «offen», aber nicht vorbereitet ist und deshalb der engen emotionalen Bindung gerade an die Person bedarf, die ihm mit der Muttermilch auch die Sexualität implantiert. Im Schutze dieser äußerlich haltenden Bindung können die Spuren, die jedes Befriedigungserlebnis hinterlässt, allmählich ein Netz von Bahnungen bilden, die unterschiedliche Erregungen in unterschiedlichen Strukturen binden und die Lust der infantilen Sexualität erst angstfrei als eigene Lust, als Lust auf mehr Lust erfahren lässt.

Unverhofft, vielleicht auch mit einem etwas gewagten Salto mortale landen wir wieder bei der überraschenden Feststellung, dass Sekundärprozesse den Primärprozessen vorangehen, ja diese psychisch erst ermöglichen oder erfahrbar machen. Ob ich mich auch zur Aussage versteigen soll, dass das Realitätsprinzip dem Lustprinzip vorangeht? Ganz so unsinnig wäre das nicht. Schließlich hat Freud auch ein Realich dem purifizierten Lustich vorangehen lassen (Freud 1915c, 228), und das Unlustprinzip, die imperative Vermeidung von Unlust, geht dem Lustprinzip voran. Aber ich will mich hüten, die Begriffe zu überdehnen. Ich schließe mich lieber Kimmerle (1988, 133) an, der, wie bereits erwähnt, Freuds Aussagen zu einem Prinzip, dem *Bindungsprinzip*, verdichtet, das tatsächlich ein Jenseits oder eben Diesseits des Lustprinzips bezeichnet.

Bindung meint dabei zumindest zweierlei: den Aufbau libidinöser Strukturen und die Bindung der Aggression an die Libido, was Freud von 1920 an Triebmischung genannt hat.

Triebmischung oder libidinöse und aggressive Besetzung

Nun ist aber Bindung ein energetischer Begriff und wird problematisch, wenn wir den ökonomischen Gesichtspunkt affekttheoretisch formulieren, was wohl ein Gebot einer zeitgemäßen Triebtheorie ist. Es lässt sich dann nicht mehr unbefangen von gebundener und ungebundener Energie sprechen, sondern wir müssen die Struktur, Dynamik und Ökonomie der libidinösen und aggressiven oder ganz allgemein der affektiven Besetzungen untersuchen. Strukturen sind, nach Heinz Hartmann, Besetzungen mit geringer Veränderungsrate. Natürlich ist auch Besetzung ursprünglich ein energetischer Begriff, dessen affekttheoretischer Gebrauch im Sinne von Affektbesetzung längst psychoanalytisches Allgemeingut geworden ist.

Da für Freud bis 1920 die Triebtheorie faktisch Libidotheorie war, war auch die Besetzung in erster Linie libidinöse Besetzung. Es ist doch bemerkenswert, dass Freud im Zusammenhang mit den Selbsterhaltungs- und Ichtrieben kaum von Besetzung und mit der Einführung des Todestriebes nicht mehr von Besetzung, sondern von Triebmischung und Triebentmischung spricht. Er hat auch keinen der Libido analogen Begriff geprägt, um die spezifische Energie bzw. die spezifische Affektdisposition des Todestriebes zu bezeichnen. Destrudo hat sich glücklicherweise nicht eingebürgert, auch der Begriff Lethe, den Schmidt-Hellerau (1995a) vorgeschlagen hat, wird sich kaum durchsetzen.

Um das Zusammen- oder Gegeneinanderwirken von Lebens- und Todestrieben zu bezeichnen, hat Freud einen neuen Begriff eingeführt: die Triebmischung. Todestriebe, sagt er, treten nie für sich allein auf, sie lassen sich nie lokalisieren oder gar isolieren, außer vielleicht in der Melancholie, wie Freud es (1923b, 283 f.) als Vermutung andeutet. Aber der Todestrieb wird in keinem Lebensvorgang vermisst (Freud 1933a, 114). «Aus dem Miteinander- und Gegeneinanderwirken der beiden gehen die Lebenserscheinungen hervor, ...» (1933a, 114), nur «dass die Todestriebe im Wesentlichen stumm sind und der Lärm des Lebens meist vom Eros ausgeht» (1923b, 275). Die Triebmischung, «dieses Mit- und Gegeneinanderwirken der beiden Grundtriebe ergibt die ganze Buntheit der Lebenserscheinungen» (Freud 1940a, 71). Ihre Entmischung machen die Konflikte des Lebens aus. «Veränderungen im Mischungsverhältnis der Triebe haben die greifbarsten Folgen. Ein stärkerer Zusatz zur sexuellen Aggression führt vom Liebhaber zum Lustmörder, eine starke Herabsetzung des aggressiven Faktors macht ihn scheu oder impotent» (Freud 1940a, 71). Nun, so einfach und linear ist die Sache nicht, und warum wohl betont Freud diese Selbstverständlichkeit? Kein Trieb kommt an und für sich und gar für sich allein, sondern lediglich in seinen Abkömmlingen zum Ausdruck. Der Todestrieb, wie Freud ihn spekulativ entwirft, stünde nicht bloß jenseits des Lustprinzips, er stünde auch jenseits des Unbewussten. Jedenfalls bleibt sein Verhältnis zur Verdrängung und zum Unbewussten ganz unbestimmt.

Triebmischung ist ein deskriptiver, kein metapsychologischer Begriff. Wie eine Triebmischung vorzustellen wäre, die Freud zweifellos als wirkliche Vermengung oder Legierung verstanden wissen will, hat er jedenfalls metapsychologisch nie präzisiert und systematisch von der Besetzung abgehoben. Eine Mischung oder Legierung wäre ein reiner Triebvorgang ohne Intervention des Ichs und des Objekts, und das ist ganz unvorstellbar und ist durch keine psychoanalytische Erfahrung gedeckt. Dann wären die Triebe wirklich mythischen Wesen vergleichbar, wenn sie ohne ein Objekt gedacht werden, durch das sie erst entstehen und an dem sie sich offenbaren.

Praktisch und theoretisch evident ist hingegen, dass in allen Lebenserscheinungen Libido und Aggression mitspielen und den Bezug des Ichs zu seinen Objekten prägen, den Objektbeziehungen und dem Narzissmus des Ichs ihre je spezifische Far-

be, Bedeutung und Intensität verleihen. Aber dieses Verhältnis lässt sich mit der Annahme libidinöser und aggressiver Besetzung angemessener darstellen als mit dem Postulat der Mischung von Trieben. Der Ort, an dem die Triebe, die Besetzungen aufeinander treffen, sind das Objekt – und das Ich. Erst am Objekt offenbaren sich die Triebe, und nur durch Vermittlung des Ichs gewinnt die Libido in ihrer Form als konstante Besetzung die Funktion, immer größere Einheiten zu schaffen, während die Aggression danach strebt, diese aufzulösen. Die konstante libidinöse Besetzung steht im Dienste der Verbindung und Nähe, die konstante aggressive Besetzung dagegen im Dienste der Trennung und Distanz. Spätestens seit den bahnbrechenden Arbeiten Margaret Mahlers und ihrer Mitarbeiter wissen wir, welche Bedeutung der Trennung und Separation im Aufbau der inneren und äußeren Objektbeziehungen zukommt. An der Bemächtigung des Objekts, von der schon Freud (1915c, 231; 1920g, 14) gelegentlich, aber nie systematisch gesprochen hat, haben libidinöse und aggressive Besetzungen ihren Anteil.

Anders als die Destruktivität des nach außen gewendeten Todestriebes ist die Aggression, die in der Motilität wurzelt, eine Lebensfunktion. Der «Eros» kommt nicht ohne Aktivität aus. «Operative Aggression» ist nötig, um das libidinöse Objekt vom Objekt der Selbsterhaltung zu trennen und sich dann von den primären Objekten zu lösen. Ja, ohne aggressive Besetzung wäre Trennung überhaupt nicht zu denken.

Fragmente einer Theorie der Liebe: Die Fähigkeit, Ambivalenz zu ertragen

Freud schließt seinen Text über *Triebe und Tribschicksale* mit einigen abgründigen Gedanken zum Verhältnis von Liebe und Hass. Ich möchte meine früheren Anmerkungen zu einer Theorie der Liebe auf dem Hintergrund dieses Textes mit einigen Anmerkungen zum Hass und zur Ambivalenz ergänzen. «Der Fall von Liebe und Hass erwirbt ein besonderes Interesse durch den Umstand, dass er der Einreihung in unsere Darstellung der Triebe widerstrebt» (1915c, 225 ff.) und die Triebtheorie zwingend transzendiert.

Vielleicht gehört es zum Schwierigsten der menschlichen Entwicklung, die Aggression und das so genannte Böse im eigenen Inneren anzuerkennen, und die damit verbundenen Gefühle von Neid, Wut, Abneigung, Hass, Schuld, Verlust und Trauer wahrzunehmen und zu verarbeiten. Projektion und Externalisierung unerträglicher Selbstanteile und ihr Deponieren im Anderen ist das große Thema des Klein'schen Verständnisses der Psychoanalyse: Die Bösen, das sind die Anderen! Das kann nicht gelingen, außer der Andere akzeptiert oder wünscht gar die ihm zugedachte «Opferrolle». Dann aber befinden wir uns mitten im Bereich der projektiven Identifikation und in einem destruktiven Teufelskreis.

Eine Theorie der Aggression, aber auch eine Theorie der Liebe kommt um eine Theorie des Hasses nicht herum. Hass ist das zentrale Gefühl der Anerkennung der eigenen Aggression. Wer fähig ist, den Anderen zu hassen, muss ihn nicht totschießen oder sonst wie fertig machen. Freud war in *Triebe und Triebchicksale* (1915c, 225 ff.) einer solchen Konzeption sehr nahe. Im dritten Teil entwirft er in einem atemberaubenden Text von wenigen Seiten einen Ansatz zu einer Affekttheorie, einer Aggressionstheorie und einer Theorie von Liebe und Hass.

Liest man den Text genau – und man muss ihn genau lesen –, stellt man verblüfft fest, dass sich im Laufe des Gedankengangs Freuds Prämissen entscheidend verschieben. Er macht sich auf, die Umsetzung von Liebe in Hass als das einzige Beispiel der «Verwandlung eines Triebes in sein (materielles) Gegenteil», das heißt des Triebchicksals der «Verkehrung ins Gegenteil» (ebd., 225) aufzuweisen, und findet am Ende «verschiedene Ursprünge» für Liebe und Hass, die sich uns zwar deskriptiv «als volle materielle Gegensätze vorstellen», aber nicht «aus der Spaltung eines Urgemeinsamen» hervorgehen, sondern «verschiedene Ursprünge» haben (ebd., 230). Warum wohl hat diese Aussage bei Freud selber und bei seinen Nachfahren kaum Nachhall gefunden? Haarscharf hat er hier die Möglichkeit verpasst, die Selbsterhaltungs- bzw. Ichtriebe durch einen Aggressionstrieb und seine Chicksale zu ersetzen. Dass er diesen Schritt nicht getan hat, hat wohl schon einiges mit seiner Abneigung gegen Adler und dessen Theorie der Aggression zu tun.

Fünfzehn Jahre später (1930a, 478 f.), also nach Einführung der Todestriebhypothese, hebt er erneut die Bedeutung der Ambivalenz hervor. In *Das Unbehagen in der Kultur* kritisiert er die Neigung, «alles, was an der Liebe gefährlich und feindselig gefunden wird (also die Ambivalenz jeder Liebe, H. M.-P.), lieber einer ursprünglichen Bipolarität ihres eigenen Wesens zuzuschreiben». Ich möchte mit Nachdruck unterstreichen: Freud spricht nicht von Feindseligkeit, die der Liebe gefährlich werden könnte, sondern von dem, «was an der Liebe gefährlich und feindselig» ist und schreibt damit die Ambivalenz wesensmäßig in die Liebe ein. Allerdings macht er sich der Neigung, die er kritisiert, selber schuldig, wenn er alles, was an der Liebe gefährlich und feindselig ist, einer «angeborene(n) Neigung des Menschen zum ›Bösen›, zur Aggression, Destruktion und damit auch zur Grausamkeit», also dem Todestrieb zuschreibt.

Dass ich Freuds Ableitung der Aggression aus dem Todestrieb skeptisch gegenüberstehe, ja sie für psychoanalytisch weder plausibel noch fruchtbar halte, habe ich zumindest in Ansätzen dargelegt. Tatsächlich legen die Zeilen von 1915 eine andere Herleitung nahe, die wiederbelebt zu werden verdient. Sein Gedankengang kreist um das Verhältnis des Ichs zur Außenwelt, der das Neugeborene ohne instinktive Regulierung ausgesetzt ist, und er beschreibt dieses Verhältnis in den Ausdrücken von Liebe und Hass bzw. versucht, aus den komplexen Gefühlen von Liebe und Hass, die sich als solche erst in der ödipalen Situation und ihrem Schwinden ausdifferenzieren beginnen, Schlussfolgerungen auf ihre Wurzeln herzuleiten.

Aus der Außenwelt kommt die Befriedigung der Bedürfnisse, und in Anlehnung daran werden dem werdenden Subjekt die ersten libidinösen Objekte zugeführt. Diese Linie brauche ich nicht einmal mehr aufzurollen. Aber mit der Geburt hat der Mensch den Schritt aus der absoluten Selbstgenügsamkeit der erhebenden Erhabenheit in die Welt der Triebe und Objekte getan, und er ist der «Not des Lebens» ausgesetzt. Über die Affekte des Neugeborenen in und nach der Geburt können wir rechtens keine positiven Aussagen machen. Die Annahme ist aber wohl nicht zu gewagt, dass der Akt der Geburt und des Eintritts in die Welt der Triebe und Objekte mit einem Ansturm von Affekten verbunden ist, die wir uns als unlustvoll vorstellen. Freud (1915c, 230) hält es jedenfalls für bemerkenswert – und ich möchte diese Stelle in extenso zitieren –, «dass im Gebrauche des Wortes *hassen* keine so innige Beziehung zur Sexuallust und Sexualfunktion zum Vorschein kommt, sondern die Unlustreaktion die einzig entscheidende scheint. Das Ich hasst, verabscheut, verfolgt mit Zerstörungsabsichten alle Objekte, die ihm zur Quelle von Unlustempfindungen werden, gleichgültig ob sie ihm eine Versagung sexueller Befriedigung oder der Befriedigung von Erhaltungsbedürfnissen bedeuten. Ja, man kann behaupten, dass die richtigen Vorbilder für die Hassrelation nicht aus dem Sexualleben, sondern aus dem Ringen des Ichs um seine Erhaltung und Behauptung stammen.» Objekt und Außenwelt bzw. die durch die Auslöschung der Instinkte erzwungene Bedeutung von Objekt und Außenwelt stiften Unruhe.

Das zu früh geborene Lebewesen Mensch ist auch bei der vollkommensten Bemutterung einem Reizansturm ausgesetzt, den zu bewältigen es nicht die angeborenen Mittel hat und zu dessen Regulierung es auf das Objekt der Bindung angewiesen ist, die aber im besten Falle «gut genug», nie vollkommen sein kann. Das Lust-Unlust-Prinzip beginnt zu spielen, die Lust- bzw. die Lust-und-Unlust-Komponente der primären Affekte offenbart sich am äußeren Objekt, das einmal befriedigt, ein andermal stört, und bahnt die Relation zum Objekt, bestimmt Nähe und Distanz, Anziehung und Abneigung, Erhaltung und Zerstörung, Libido und Aggression, letztlich Liebe und Hass. «Wenn das Objekt die Quelle von Lustempfindungen wird, so stellt sich eine motorische Tendenz heraus, welche dasselbe dem Ich annähern ... will; wir sprechen dann auch von der *Anziehung*» die das lustspendende Objekt ausübt, und sagen, dass wir das Objekt *lieben*. Umgekehrt, wenn das Objekt Quelle von Unlustempfindungen ist, bestrebt sich eine Tendenz, die *Distanz* zwischen ihm und dem Ich zu vergrößern... Wir empfinden die *Abstoßung* des Objekts und *hassen* es. Dieser Hass kann sich dann zur *Aggressionsneigung* gegen das Objekt, zur Absicht, es zu vernichten, steigern» (Freud 1915c, 229: Ausz. von H. M.-P.). Die Brücke, die von dieser grundlegenden Trennung ins Leben führt, ist die primäre Bindung, die, wie wir mittlerweile gut wissen, durchsetzt, ja geprägt ist vom Begehren des Erwachsenen, mit dem er aktiv auf die Hilflosigkeit und Bedürftigkeit des Kindes antwortet. Das Äußere, die so genannte Realität, ist zunächst das absolut Fremde. Es ist nicht abzuweisen, meint Freud (1915c, 228 f.), «dass ... der ursprüngliche Sinn des Hassens die Relation

gegen die fremde und reizzuführende Außenwelt bedeutet... Das Äußere, das Objekt, das Gehasste wären zu allem Anfang identisch... Das Ich hasst, verabscheut, verfolgt mit Zerstörungsabsichten alle Objekte, die ihm zur Quelle von Unlustempfindungen werden...».

Dann folgt die Schlussfolgerung, die zu so vielen Missverständnissen Anlass gibt, wenn man sie psychologisch und nicht metapsychologisch liest: «Der Hass ist als Relation zum Objekt älter als die Liebe, er entspringt der uranfänglichen Ablehnung der reizpendenden Außenwelt von Seiten des narzisstischen Ichs. Als Äußerung der durch Objekte hervorgerufenen Unlustreaktion bleibt er immer in inniger Beziehung zu den Trieben der Icherhaltung, so dass Ichtriebe und Sexualtriebe leicht in einen Gegensatz geraten können, der den von Hassen und Lieben wiederholt» (Freud 1915c, 231). Freud führt es zwar nicht aus, ja bemerkt es vielleicht nicht einmal, aber die «Triebe der Icherhaltung» nehmen hier unter der Hand eine psychoanalytische Bedeutung an, die der ursprüngliche biologisch verankerte Begriff der Selbsterhaltungs- bzw. Ichtriebe nicht hatte. Ich tue dem Text kaum Gewalt an, wenn ich hier ohne den Umweg über den Todestrieb den Dualismus von Libido und Aggression als die beiden Grundtriebe festmache.

Hass und Liebe in diesem Zusammenhang nicht – noch nicht – affekttheoretisch, sondern strukturell zu lesen, schließt auch das psychologische Missverständnis aus, dass Hass als Gefühl der Liebe vorausgehe. Freud gebraucht hier die Ausdrücke für die hochorganisierten Gefühle von Liebe und Hass, um deren Ursprung fassen zu können. Selbstverständlich sind Liebe und Hass komplexe Emotionen in der Gestaltung der zwischenmenschlichen Beziehungen und keine «Radikale», keine «primären Affekte». Es wäre entsprechend angemessener, den zuletzt zitierten Satz umzukehren: Der Gegensatz von Lieben und Hassen wiederholt den Gegensatz von Sexual- und Ichtrieben, von Libido und Aggression. Noch verständlicher wird Freuds ominöse Aussage, wenn wir sie im Rahmen des Aufbaus der Objektbeziehungen lesen: Die Loslösung aus der wie auch immer gedachten dualen Einheit mit der Mutter geht der Objektbeziehung voraus. Der Gegensatz von Liebe und Hass wiederholt den Gegensatz von Objektbeziehung und Trennung. Die von der Not des Lebens aufgezwungene Wahrnehmung der unabhängigen Existenz des Objekts weckt «Hass» oder das, woraus Hass entsteht, weil sie das Fantasma der Allmacht der erhebenden Erhabenheit dementiert oder gar nicht erst entstehen lässt.

Diese kostbare, im Werk Freuds einmalige, fast beiläufig hingeworfene Bemerkung über die innige Ursprungsbeziehung des Hasses zur Aggression und zum Ich kann in ihrer Bedeutung kaum überschätzt werden. Der Hass, oder das Urbild des späteren Hasses, als Unlustreaktion gegen die reizpendende Außenwelt, dient zunächst der Erhaltung des psychischen Organismus, der «Selbsterhaltung», ja der «Selbstkonstitution» angesichts einer reizüberflutenden, potenziell traumatischen Umwelt. Deshalb und in diesem mehr systematisch als linear zeitlichen

Sinn ist der Hass älter als die Liebe. Und so paradox es scheinen mag, dieser «primäre Hass», diese primäre Unlustreaktion allen fremden Reizen gegenüber ist ein Schutzfilter gegenüber dem Einbrechen der rätselhaften Botschaften und libidinösen Affekte, die grundsätzlich traumatisch sind, weil der Organismus dafür ganz und gar nicht vorbereitet ist, und die Strukturen, die notwendig wären, sie zu fassen, in ihrem archaischen Wirken erst geschaffen werden müssen.

Diese ursprünglichen Verhältnisse werden leicht überdeckt, weil der Hass später mehr und mehr zum Gegensatz der Liebe wird. Es ist uns aus dem Alltagsleben und der psychoanalytischen Situation vertraut, dass und wie Liebe in Hass umschlagen kann und der Hass zum Ausdruck einer aus welchen Gründen auch immer unmöglichen Liebe wird, der sich das gewünschte Objekt versagt. Aber die Psychoanalyse täte gut daran, gerade dort, wo sie gesellschaftliche Verhältnisse zu interpretieren versucht, sich die Ursprünge des Hasses erneut zu vergegenwärtigen. Der Hass ist dann nicht der Gegensatz einer «verschmähten» Liebe, sondern die «vorgängige Reaktion» auf eine reale oder fantasmatistische Bedrohung des Subjekts und seiner Identität, auf die Nicht-Anerkennung der Existenz des Subjekts als Subjekt.

Freud hat schon 1909 die Selbsterhaltungstrieb durch die Ichtriebe ergänzt und hier wohl ersetzt. So nah war Freud der Anerkennung der Aggression als Trieb nie: Er spricht von Aggressionsneigungen, vom Bemächtigungsdrang, vom «Ringens des Ichs um seine Erhaltung und Behauptung» (1915c, 230). So verwundert es kaum mehr, dass er zu dem Schluss kommt, dass der Hass einen anderen Ursprung hat als die Liebe, was, ich habe es dargelegt, nicht seine Ausgangsthese war. Einmal mehr begegnen wir verblüfft Freuds Verfertigung der Gedanken beim Schreiben.

Und noch etwas: Freud war hier auch einem integralen Konzept der Objektbeziehung so nahe wie nirgendwo sonst. Das, was man Freuds Biologismus nennt, hat wohl verhindert, dass er die Spur des Anderen im Befriedigungserlebnis weitergeführt und daher die Bedeutung des Anderen konstant unterschätzt hat. Freud hat den kühnen Gedankengang, den er in *Triebe und Triebchicksale* auf wenigen Seiten entwirft, weder in einen Zusammenhang mit den *Drei Abhandlungen* gebracht noch auf der eingeschlagenen Bahn weitergedacht. Dabei geht es um nicht mehr und nicht weniger als um die Wiege der Objektbeziehungen, den Übergang der zweiten Zeit des Autoerotismus zur dritten Zeit der Objektfindung, und um die Begründung der Ambivalenz der Objektbeziehung – und der Liebe.

Eine präambivalente oder nicht ambivalente Liebe gibt es nicht. Es gehört zum Wesen der Liebe, Ambivalenz, d. h. die libidinöse und aggressive Besetzung ein und derselben Objektimago, ertragen und fruchtbar machen zu können. Ich paraphasiere und präzisiere das frühere Zitat von Israël (2001, 127): Die nicht ambivalente Liebe, die jeden Hass ausschließt, existiert nur im Fantasma. Wenn Freud

(1923b, 370) die Ambivalenz zum Zeugen der Triebentmischung aufruft, geht er einen beträchtlichen Schritt hinter eine einmal erreichte Position zurück.

Von der Objektbeziehung zum Objektgebrauch: Die Fähigkeit zu hassen

Ich halte nach wie vor Winnicotts eigenwillige Konzeption menschlicher Aggression für die substanziellste und bedeutendste, welche die Psychoanalyse bisher hervorgebracht hat. Allerdings hat sich Winnicott, wie es halt seine Art war, nie die Mühe gemacht, sie integral darzustellen. Er ist mehr der Mann des theoretischen Fragments als der großen Entwürfe. So sind auch seine Gedanken zur Aggression in viele einzelne und sehr unterschiedliche Vorträge und Aufsätze aufgesplittert.

Ich habe in der *Einführung* (Müller-Pozzi 2002, 107 ff.) einige Gedanken der Aggressionstheorie Winnicotts aufgenommen, zentriert um den wesentlichen Gedanken, dass die Wurzeln menschlicher Aggressivität in der Fähigkeit zur Bewegung, der Motilität, liegen, der Motilität, *die auf Widerstand stößt*, stoßen muss, anders gäbe es keine (äußere) Realität und keine repräsentale Vorstellung einer äußeren Welt im Subjekt. Ich will meine früheren Ausführungen durch einen wesentlichen Gedanken ergänzen, der die strukturelle Funktion des Hasses, wie ich sie eben dargelegt habe, in unübertroffener Weise zum Ausdruck bringt.

Winnicott hat in seiner Theorie des Aufbaus der Objektbeziehungen einen «Marker» gesetzt, der nicht ganz leicht zu fassen ist, für die Psychoanalyse menschlicher Aggression und die Integration des Hasses aber eine kaum zu überschätzende Bedeutung hat: die Zeit des Übergangs von der *Beziehung* zum Objekt zum *Gebrauch* des Objekts, was in seiner Terminologie den Übergang vom subjektiven zum objektiven Objekt markiert.

Was meint er damit? Die Konstituierung des libidinösen Objekts ist eines, ein anderes seine Anerkennung als Subjekt, als Zentrum eigener Initiative, Wahrnehmung, Wünsche, Ansprüche und Ziele. Die Konstituierung des libidinösen Objekts, wie Winnicott, aber auch Spitz (1967) und Mahler (1978) sie begreifen, ist die Fähigkeit, das Objekt, das Befriedigung gewährt und versagt, auch affektiv als außen wahrzunehmen. Die Repräsentanz, das innere Bild oder die Imago dieses Objekts ist aber noch ganz und gar von den eigenen Wünschen und Ansprüchen bestimmt. Das Subjekt gesteht ihm noch kein Eigenleben zu. Es erfüllt sich in seiner Funktion als Objekt des Triebes. Das ist, auf den einfachsten Nenner gebracht, Winnicotts «subjektives Objekt». Die Fantasie der omnipotenten Kontrolle, wie die Psychoanalyse das formuliert, ist konstitutiver Bestandteil der Vorstellung des subjektiven Objekts. Das Subjekt «verleugnet» den objektiven, von seinen Wünschen unabhängigen Status des Anderen, d. h., das subjektive Objekt ist noch kein Anderer.

Die äußere Realität fordert jedoch zunehmend ihr Recht und zwingt das kleine Kind wahrzunehmen, dass das Objekt nicht der fantasierten Allmacht seiner Wünsche gehorcht, es eben ein Anderer, ein Fremder, ein unabhängiges Subjekt eigener Wahrnehmung, Initiative und Wünsche ist, die denen des Kindes oft zuwiderlaufen. Das Objekt, dem das Subjekt ebenfalls Subjektstatus zuerkennt, nennt Winnicott das «objektive Objekt».

Es ist eine paradox anmutende Bewegung, die es dem Kind ermöglicht, das «objektive Objekt» als Subjekt mit eigenen, von ihm, dem Kind, unabhängigen Wünschen anzuerkennen: Es zerstört das Objekt, um es zu gewinnen. Was heißt das? Das Kind zerstört das Objekt in der Fantasie und in destruktiven Verhaltensweisen, die nun tatsächlich im eigentlichen Sinne «intentional» destruktiv sind. Das ist zunächst bedrohlich. Außer – und das ist für das ganze weitere psychische und soziale Leben zentral – das Objekt bewährt sich in den wütenden Angriffen des Subjekts als Anderer, der sich durch den Angriff des Subjekts nicht zerstören lässt. Das bedeutet für das Kind die lebenswichtige Erfahrung, dass der Andere den Hass und die (subjektive) Zerstörung überlebt, ohne sich zu rächen; prägnanter noch, ohne Vergeltung zu üben und den Angriff mit einem Gegenangriff zu kontern. Diese Erfahrung machen oder nicht machen zu können, ist für die Dialektik und Ambivalenz der Liebe grundlegend.

Winnicott theoretisiert hier etwas, was aus der Kinderstube wohl bekannt ist, wenn zum Beispiel der Junge mit seiner Spielzeugpistole oder was sich immer dazu eignet, auf den Vater schießt – «Peng, jetzt bist du tot!» –, der Vater getroffen umfällt, um nach angemessener Frist wieder aufzustehen. Ein Spiel, das man mehr oder weniger lustig finden kann. Wenn das Kind dann in der darauf folgenden Nacht aus einem Albtraum erwacht, Trost braucht, nach dem Papa ruft, ihn vielleicht unbedingt sehen muss, um dann mehr oder weniger beruhigt wieder einzuschlafen, werden die Eltern das kaum mit der Begebenheit am Vortag in Verbindung bringen, und das ist auch nicht nötig. Es kann uns aber ein Hinweis darauf sein, dass ein solches Spiel im Erleben des Kindes viel weitere Kreise zieht, als es von außen scheint. Das Kind hat in der Fantasie den Vater wirklich zerstört, im – unbewussten – Vertrauen darauf, dass er die Zerstörung überlebt, oder besser noch, nicht hinnimmt, sich nicht zerstören lässt. Dann hat es eine entscheidende Erfahrung gemacht, die viele unserer Patienten nicht hinlänglich haben machen können, die Erfahrung nämlich, dass man Menschen, die man liebt und von denen man geliebt wird, hassen kann, ohne sie zu zerstören; und sie «zerstören», d. h. zum Verschwinden bringen, sich von ihnen abwenden kann, ohne sie zu hassen. Winnicotts Konzept des Objektgebrauchs ist ein wesentlicher Beitrag zur Psychoanalyse der Liebe und des Hasses oder, anders gesagt, der wesensmäßigen Ambivalenz der Liebe.

Zwei Dinge will ich besonders hervorheben: Einmal, dass Zerstörung nicht Vernichtung bedeutet, nicht bedeuten kann, dazu hat das Kind die psychischen und

physischen Mittel nicht, während umgekehrt die Vergeltung des Objekts durchaus vernichtend sein kann. Zum anderen ist es wichtig, beide Seiten der Medaille zu sehen: Das Subjekt zerstört zwar das Objekt, weil es sich seiner omnipotenten Kontrolle entzieht, aber erst dadurch stellt es auch das Objekt «in den Bereich außerhalb der omnipotenten Kontrolle des Subjekts» (Winnicott 1973, 105). Um das scheinbare Paradox auf die Spitze zu treiben: Erst indem das Subjekt das Objekt zerstört, wird es zu etwas Äußerem, und erst jetzt kann das Subjekt das Objekt als Anderen, Winnicott sagt als unabhängiges Wesen mit eigenem Recht, anerkennen.

Damit gewinnt das Subjekt unermesslich viel für seine Fähigkeit zu lieben und zu hassen. Nur wenn und weil «das Objekt überlebt, kann das Subjekt ein Leben in der Objektwelt beginnen» (Winnicott 1973, 105). Das Subjekt wird Subjekt in der Anerkennung des Objekts als Anderen. Gleichzeitig anerkennt es damit seine eigenen ambivalenten Gefühle dem Objekt gegenüber, und erst mit der Fähigkeit, Ambivalenz zu ertragen, kann das Leben lustig werden. Winnicotts Text bringt das mimetisch und voller Humor zum Ausdruck. «Das Subjekt sagt gewissermaßen zum Objekt: <Ich habe dich zerstört>, und das Objekt nimmt diese Aussage an. Von nun an sagt das Subjekt: <Hallo, Objekt! Ich habe dich zerstört! Ich liebe dich! Du bist für mich wertvoll, weil du überlebt hast, obwohl ich dich zerstört habe! Obwohl ich dich liebe, zerstöre ich dich in meiner (unbewussten) Phantasie.>» Oder: Obwohl/weil ich dich liebe, hasse ich dich, und weil ich dich hassen kann und du dich nicht rächst, liebe ich dich.

Winnicott beschreibt hier die Bedeutung der Aggression im Dienste der Trennung und des Aufbaus der Objektbeziehungen. Erst die Aggression schafft «das Äußere in seinem Wesen» (Winnicott 1973, 109).

Ob ich deutlich machen konnte, welche Bedeutung der Aggression und dem Objektgebrauch in der Genese der Liebe zukommt? Dass es die «vollkommene», unambivalente Liebe nicht gibt, nicht geben kann, dass diese nur im Fantasma existiert, erhält damit eine präzise psychoanalytische Begründung. Eine nicht ambivalente Liebe schliesse jeden Dritten aus, wäre eine hochexplosive «Verschmelzung» und das wäre Psychose. Der Hass ist nicht das Gegenteil, sondern das andere der Liebe. In dem Maße, in dem der Mensch hassen, das heißt in der Fantasie zerstören kann, muss er seine Aggression nicht verdrängen, abspalten und projizieren, muss er nicht in Realität zerstören. Erst das objektive Objekt, das seinerseits hassen kann, das manchmal ärgerlich und wütend ist und Gehorsam fordert, aber auf seine Zerstörung nicht mit Vergeltung reagiert, kann dem Subjekt einerseits den Freiraum, die «fördernde Umwelt» (Winnicott 1974) und andererseits die Sicherheit und den Schutz gewähren, die der Mensch auf seinem abenteuerlichen Weg braucht, der voller Fallgruben ist.

Wenn umgekehrt der Übergang von der Objektbeziehung zum Objektgebrauch nicht gelingt, das angegriffene Objekt sich rächt und mit Liebesverlust reagiert,

wird der Weg in die Welt der Triebe und Objekte, wenn er denn überhaupt gelingt, ein dornenvoller und gefährlicher sein. Im Extrem steht dem Subjekt nicht einmal mehr der Weg in die Neurose offen.

Was bei Winnicott offensichtlich fehlt oder nur marginal zum Ausdruck kommt, ist die Bedeutung des Dritten, oder, in der Terminologie Lacans, des «Namens-des-Vaters». Der Zerstörung durch das Subjekt können aber nur Objekte ohne Vergeltung standhalten, die sich als Subjekte der symbolischen Ordnung unterstellt wissen und die Sprache bewohnen. Das bedeutet die Anerkennung der symbolischen Kastration bzw. bereitet den Weg zu ihrer Anerkennung. Es wäre zu bedenken, ob das Misslingen des Übergangs zum Objektgebrauch nicht das Paradigma des Mechanismus der Verwerfung ist, einer Abwehr, in der «das Ich die unerträgliche Vorstellung mitsamt ihrem Affekt verwirft und sich so benimmt, als ob die Vorstellung nie an das Ich herangetreten wäre». Und es ist nicht etwa erst Lacan, sondern schon der frühe Freud (1894a, 72), der das sagt. Verwerfung aber ist für Freud wie für Lacan Psychose. Ein Objekt, das sich zerstören lässt bzw. seine Zerstörung mit Vergeltung ahnden muss, hat einen unsicheren Subjektstatus, mit allem, was dazugehört, und fühlt sich deshalb durch die Angriffe des sich subjektivierenden Kindes bedroht. Dann sind Liebe und Hass, Aggression und Libido zu gefährlich.

Ich muss hier abbrechen, gerade an der Stelle, wo es gälte, die Probleme der Aggression, der Destruktion und Zerstörung, der Liebe, des Hasses und der Vergeltung weiterzudenken. Aber das ist eine andere Geschichte. Zu einfach, bequem und leichtfertig ist die Floskel vom blinden Hass, der individuell und kollektiv zu Zerstörung und Mord führt. Michael Kolhaas hat nicht aus Hass geraubt, geplündert, gebrandschatzt und gemordet. Und die narzisstische Wut, die man hier gern bemüht, ist doch eine zu harmlose und nichts sagende Deutung. Das Wesen des Hasses auf der einen, der Rache und Vergeltung auf der anderen Seite und das Verhältnis beider Phänomene sind psychoanalytisch neu zu bedenken. Die emotionale Wurzel reiner intentionaler Zerstörung liegt nicht im Hass, sondern im Misslingen des Hasses, in der Unfähigkeit zu hassen. Dann bleiben bloß Rache und Vergeltung. Das ist wohl nicht ganz selbstverständlich und einfach in einer Zeit, in der der Vergeltungsschlag eine politisch korrekte Reaktion auf einen Angriff ist. Und wenn an meinen erst tastenden Gedanken etwas dran sein sollte, so weiß ich doch nicht, ob eine derartige Konfiguration der Analyse zugänglich wäre, gerade weil sie sich, meist ideologisch gestützt, rationalisiert, hauptsächlich kollektiv manifestiert und realisiert. Die soziale Integration der Aggression würde eine Kultur des Hassens voraussetzen, die es vielleicht nie geben wird. Wir müssen uns eingestehen: Die Psychoanalyse hat es in der Analyse der Aggression, der Destruktion und Zerstörung, des Hasses, von Angriff, Rache und Vergeltung bis heute nicht sehr weit gebracht.

Nachlese

Mindestens zwei gewichtige Beiträge zur Psychoanalyse der Aggression fehlen in meinem Versuch, mich einem metapsychologischen Konzept der Aggression anzunähern. Ich möchte sie zumindest nennen und begründen, warum ich sie außer Acht gelassen habe.

Da sind in erster Linie Melanie Klein und ihre Schule. Es ist wenig reflektierter psychoanalytischer Common Sense, Melanie Klein habe die Todestrieb-Hypothese Freuds voll übernommen. Was so nicht stimmt. Sie hat wohl das Wort übernommen und bezeichnet damit eine archaische Destruktivität, die ihrer Ansicht nach von allem Anfang an wirkt. Die Ableitung von einem Todestrieb kommt dabei nicht zur Geltung, und eine Auseinandersetzung mit dem *Jenseits des Lustprinzips* fehlt, soweit ich sehe, bei Melanie Klein und ihren Nachfolgern. Es ist deren Verdienst, der Destruktivität im Konflikt volle Aufmerksamkeit zu widmen. Nur sind Kleins Ansichten mehr klinisch, um nicht zu sagen «essenzialistisch», geradezu ontologisch. Melanie Klein und ihre Schule gehen von angeborenen Objektbeziehungen und Fantasien aus, die von allem Anfang an psychisch wirksam sind. Ein primärer Sadismus oder eine primäre Destruktivität nimmt in ihrem Denken und in ihren Arbeiten viel mehr Platz ein als die infantile Sexualität, der sie niemals die konstitutive Bedeutung in der Entstehung der psychischen Wirklichkeit einräumen, wie ich es in meiner Abhandlung, Freud und Laplanche folgend, tue. Die Gleichsetzung von Aggression und Destruktivität verdunkelt die Funktion der Aggression im Aufbau der verinnerlichten Objektbeziehungen. Die kleinianische Psychoanalyse kennt keine Triebtheorie im metapsychologischen Sinne des Wortes. Sie ist mit dem strukturalen Ansatz, der die Psychoanalyse vom Primat des Anderen her denkt, kaum kompatibel. Ihre Stärke liegt in der klinischen Theorie, und ihre klinische Arbeit, gerade im Bereich der so genannten frühen Störungen, bei denen narzisstische Strukturen und aggressive Abwehrformen vorherrschen, ist beeindruckend.

Zum anderen fehlt in meinem Durchgang die groß angelegte Studie *Lebenstrieb & Todestrieb, Libido & Lethe. Ein formalisiertes konsistentes Modell der psychoanalytischen Trieb- und Strukturtheorie* von Cordelia Schmidt-Hellerau (1995a). Sie trennt die Aggression vom Todestrieb, wie ich das auch getan habe, setzt dem «nach außen» zielenden Sexualtrieb den «nach innen» zielenden Selbsterhaltungstrieb, der «von einer bestimmten extremen Ausdehnung an mit Freud weiterhin als Todestrieb bezeichnet werden soll», entgegen und schlägt dafür einen neuen Energiebegriff, Lethe, vor. So bleibt dann «als basaler Triebantagonismus der für die klinische Arbeit relevante Gegensatz von Sexual- und Selbsterhaltungstrieb bestehen, der aus allgemeinerer, übergreifender Sicht als ein Dualismus von Lebens- und Todestrieben bezeichnet werden kann». Die Aggression sieht sie «nicht mehr als Primärtrieb und Gegenspieler des Sexualtriebes». Sie zieht es vor, «von Aggression im Sinn einer Aktion beziehungsweise einer Affekthandlung

(zum Beispiel Destruktion) oder eines Affekts (zum Beispiel Hass) zu sprechen» und bezieht sie als motorisches Moment und Affektausdruck auf beide Triebe. So charakterisiert Schmidt-Hellerau (2003, 295 f.) selber ihre Konzeption.

Es ist leicht ersichtlich: Mit ihrer Loslösung der Aggression vom Todestrieb und deren Bestimmung von der Aktivität her stimme ich überein. Alles andere ist so ziemlich anders. Ich habe zu zeigen versucht, dass dem Selbsterhaltungstrieb nie, auch nicht in Freuds erster Triebtheorie, die systematische Bedeutung zukommt, die Schmidt-Hellerau ihm zubilligt. Zum anderen schwebt mir eine Metapsychologie vor, die aus guten Gründen ohne den Energiebegriff auskommt, und deshalb kommt mir die Einführung eines neuen Energiebegriffs nicht gelegen. Zum Dritten gelingt es mir nicht, die Verlängerung des Selbsterhaltungstriebes in den Todestrieb zu verstehen.

Möglicherweise hilft hier ein Gedanke Michel de M'Uzans (2006, 191 f.) weiter. In seiner tiefgründigen Arbeit *Die Analysestunde – eine erogene Zone?* bezeichnet er die Loslösung der Sexualität von der Anlehnung an die Selbsterhaltung als Gründungsakt und Urkonflikt, «der nach der autoerotischen Ära die sexuellen Triebe und die *Ich-Triebe*, die Erben der Selbsterhaltung, in Opposition zueinander bringt». Er fügt hinzu, dass man zögert, «diesen Kräften die Qualität eines Triebes im strikten Sinne des Wortes zuzuerkennen».

Es ist verhängnisvoll, wenn sich die libidinösen Affekte nicht von den Affekten der Selbsterhaltung trennen können. Es besteht dann die Gefahr, «dass die vitalen Selbsterhaltungskräfte, die ihren sexuellen Gegenpart verloren haben, in mörderischer Geschwindigkeit auf *operationelle* Weise davonrasen, wie es von den Psychosomatikern beschrieben worden ist, so dass dann diese vitalen Selbsterhaltungskräfte nur noch vom Trägheitsprinzip beherrscht werden. Man wird die theoretischen Implikationen einer solchen Situation begreifen, da so der Tod oder besser noch das programmierte Ende der Aktivität des Lebendigen zum letzten Ausdruck der Selbsterhaltung wird» (de M'Uzan 2006, 191 f.).

Das bringt mich noch einmal auf die Frage des Todestriebes oder, besser noch, auf die Frage zurück, was geschieht, wenn der Trieb ein Trieb zum Tode wird?

Todestrieb oder Tod des Triebes?

Den Todestrieb als taugliches theoretisches Instrument und Grundlage eines klinischen Konzepts der Aggression in Frage zu stellen ist eines, ein anderes ist es, die Intuition von *Jenseits des Lustprinzips* nach- und weiterzudenken. Niemand kann diesen Text leichtfertig abtun. Man kann ihn ignorieren. Das ja. Man kann ihn nach flüchtiger Lektüre beiseite legen, zufrieden damit, dass es jetzt endlich einen Destruktionstrieb gibt und der Dualismus der Triebtheorie gerettet ist.

184 8. Die Aggression und der Todestrieb

Wer sich aber einmal auf den Text eingelassen hat, den wird er nicht mehr loslassen.

Ich habe oben André Greens Hypothese der Objektalisierungsfunktion des Eros bzw. der Libido aufgenommen, ohne schon ihr Pendant, die Desobjektalisierung, zu nennen. Desobjektalisierung ist Abzug der libidinösen und aggressiven Besetzung von den Objekten und vom Ich. Dies natürlich nicht in der geläufigen Weise der fluktuierenden Besetzung von Objekt- und Selbstrepräsentanzen, die ja gerade die psychische Lebendigkeit, die Dynamik und Ökonomie des Psychischen ausmacht. Nein, Desobjektalisierung heißt Entbindung, und zwar Entbindung dessen, was nicht entbunden werden darf, heißt Auflösung von Struktur und Verlust der Symbolisierungsfähigkeit. Alles wird bedeutungslos. Desobjektalisierung setzt nicht nur das Lust- und Realitätsprinzip außer Kraft, es greift die Bindung selber an. Sie ist das Negativ des Bindungsprinzips. Die Strukturen werden brüchig und das Begehren erlischt, ja die Bedingung der Möglichkeit zu begehren wird destruiert. Desobjektalisierung ist gleichermaßen und zwingend auch Desobjektivierung. Wenn das Individuum seinen Status als Subjekt verliert, aus der Welt des Symbolischen und damit aus der Beziehung zu seinen Anderen herausfällt, wird es zum Objekt im Sinne einer Sache. Was Green Desobjektalisierung nennt, nennt Lacan *passage à l'acte*, die er als «Flucht des Subjekts vor dem Anderen in die Dimension des Realen» versteht. Ein Zustand, der der Analyse grundsätzlich nicht zugänglich ist.

Der totale Rückzug der libidinösen Besetzung von den Objekten, den Affekten und vom Ich kann in der Tat ein unermessliches Potenzial an Angst und kalter, emotionsloser Destruktivität frei machen. André Green sieht in der Desobjektalisierung die Funktion des Todestriebes und spricht vom Todesnarzissmus (*Narcissisme de mort*). Nur geht es dabei nicht um den physischen, sondern den psychischen Tod, der wohl nicht selten – oder gar zwingend? – den physischen Tod nach sich zieht. Es ist eine Frage der Konzeptualisierung, ob man, weil die Objektalisierung zweifellos eine Funktion der libidinösen Triebe ist, die Desobjektalisierung einem gegenläufigen Trieb zuschreiben will. Der Todes«trieb» ist recht eigentlich der Antitrieb, der «Antisexualtrieb» (Green 2004, 54). Man könnte darin auch einen ultimativen Masochismus des Ichs sehen, wenn alle Versuche scheitern, das Leben zu besetzen und mit Bedeutung auszustatten. Ob Todestrieb, Antitrieb, Todesnarzissmus oder Masochismus zum Tod – die Bedingungen und Gründe für ein solchermaßen tödliches psychisches Geschehen sind nicht leicht oder gar nicht anzugeben. Sie entziehen sich per se der Analyse. Es liegt darin die ultimative negative therapeutische Reaktion und – vielleicht – der ultimative Triumph dessen, was Freud den primären Krankheitsgewinn genannt hat.

Freuds abgründige Betrachtungen im *Jenseits* und seine Metapher des Todestriebes können ihre Bedeutung erst gewinnen, wenn sie davon befreit sind, ein Modell für die allgemeine menschliche Aggression abgeben zu müssen.

9. Die Nachträglichkeit und der verinnerlichte Konflikt

Zeit und psychische Dynamik

Man nennt die Psychoanalyse gern eine Konfliktpsychologie. Ich habe eben de M'Uzan (2006, 191 f.) zitiert, der in der radikalen Trennung von Selbsterhaltung und Sexualität den Gründungsakt und Urkonflikt des Menschen und der Psychoanalyse sieht, einen Gründungsakt, der den Anderen fordert. In der Tat vollzieht sich die Konstituierung des libidinösen Subjekts und Objekts entlang der grundlegenden Differenz zum Anderen im dauernden Konfligieren der Generationen und der Geschlechter, ihrer Wünsche und Ansprüche. So können wir auch den Aufbau der Vorstellungswelt, der inneren Welt der Triebe und Objekte, nicht anders denn konflikthaft vorstellen. Die Psychoanalyse in all ihren unterschiedlichen Spielarten bemüht sich um «eine *dynamische Auffassung* der seelischen Erscheinungen», begreift sie «als Anzeichen eines Kräftespiels in der Seele ..., als Äußerung von zielstrebigem Tendenzen, die zusammen oder gegeneinander arbeiten» (Freud 1916–17a, 62). Dass diese Kräfte nicht einfach aufeinander prallen, sondern das, was wir Ich nennen, buchstäblich herausfordern, ist recht eigentlich das Thema meiner Studie. Das Ich, wie ich es im vierten und fünften Kapitel hergeleitet habe, ist die libidinöse Konfliktstätte oder die Stätte des libidinösen Konflikts. Schon in den *Studien über Hysterie* spricht Freud vom Konflikt zwischen einer unverträglichen sexuellen Vorstellung und der Abwehr des Ichs, eine Formel, der das Modell der Übersetzung/Verdrängung der rätselhaften Botschaften verblüffend nahe steht.

Die Dynamik des Konflikts ist aber nicht nur strukturell und ökonomisch zu fassen, sie ist gleichermaßen eine Dynamik in der Zeit, besser noch der Zeiten: «der Hysterische leide größtenteils an Reminiszenzen» (Freud 1895d, 86). Reminiszenz ist ein anderer Ausdruck für das, was Freud in seinem ersten Modell des psychischen Apparats und der Verdrängung «Überlebsel» genannt hat. Später (1915d, 250) spricht er von Fixierung, wenn einer «Repräsentanz des Triebes die Übernahme ins Bewusste versagt wird». Heute gebrauchen wir dafür in der Regel die Begriffe des Fantasma oder der unbewussten Fantasie. Die Zeitdimension des verinnerlichten Konflikts ist nicht die lineare Zeit einer präformierten Entwicklung, sondern die strukturelle Zeit oder die Zeit als Struktur. Das ist die Zeit der

Verinnerlichung, der Übersetzungen, der Umschriften, kurz: die Zeit der Nachträglichkeit. Was ich bisher immer bloß angedeutet habe, will ich jetzt ausführen.

Die rätselhafte Botschaft, die beim Subjekt die Bewegung von Übersetzung und Verdrängung in Gang setzt, implantiert mit der Sexualität und dem Unbewussten auch den Konflikt, den Widerstreit, die grundlegende Konflikthaftigkeit der menschlichen Seele – in ihrer «Entstehung» und ihrem Funktionieren. Der Grund des Konflikts, ich resümiere kurz, ist die Konfrontation des Subjekts mit dem Sexuellen in den rätselhaften Botschaften des Anderen, die es am Ort und zur Zeit ihres Vorkommens und ihrer Implantierung grundsätzlich nicht unmittelbar übersetzen und integrieren, auch nicht verdrängen kann. Das Unbewusste ist nicht, es wird. Die Verdrängung bildet sich erst im Prozess der Umschriften. Es braucht ein zweites Ereignis, eine zweite Botschaft, die in einer assoziativen Verbindung mit der ersten ihre sexuelle Bedeutung erst nachträglich gewinnt. So ist es, um das augenfälligste und gröbste Beispiel zu nennen, der prägenitalen Psyche aus inneren, emotionalen und kognitiven Gründen grundsätzlich nicht möglich, die genitale Sexualität des Erwachsenen zu verstehen.

Der Prototyp der zweiten Zeit ist natürlich die Pubertät, der Übergang von der prägenitalen zur genitalen Sexualität. Wenn auch die markanteste, so ist sie aber keineswegs die einzige Zeitschwelle. Das Kind übersetzt von allem Anfang an die rätselhaften Botschaften mit den Möglichkeiten, die es jeweils zur Verfügung hat. Ich erinnere daran, «dass die aufeinander folgenden Niederschriften die psychische Leistung von sukzessiven Lebensepochen darstellen» (Freud 1985c, 218). Freud hat später noch diesem Gedanken mit der Einführung der prägenitalen Sexualorganisationen Rechnung getragen. Jede neue Erfahrung ermöglicht es, frühere *nachträglich* zu *verstehen*, umzuschreiben und zu integrieren – oder, was nicht übersetzt werden kann, zu verdrängen.

Laplanche und Pontalis (1972, 312) definieren die Nachträglichkeit so: «Erfahrungen, Eindrücke, Erinnerungsspuren werden später aufgrund neuer Erfahrungen und mit dem Erreichen einer anderen Entwicklungsstufe umgearbeitet. Sie erhalten somit gleichzeitig einen neuen Sinn und eine neue psychische Wirksamkeit.»

Freud hat das Konzept der Nachträglichkeit im *Entwurf* eingeführt, zehn Jahre vor der Entdeckung der infantilen Sexualität. In Freuds Konzept der Nachträglichkeit nachträglich die vorzeitige infantile Sexualität einzutragen bzw. das Konzept der Nachträglichkeit des *Entwurfs* von 1895 mit dem Konzept der infantilen Sexualität aus den *Drei Abhandlungen* von 1905 zusammen zu lesen, ist unumgänglich für eine Triebtheorie, die von der radikalen These ausgeht, dass die infantile Sexualität nicht «endogen», kein primärer organischer Trieb ist, sondern vom Anderen kommt.

Das wird nicht ganz einfach sein. Zunächst von Lacan und Laplanche in ihrer fundamentalen Bedeutung für die Arbeit des Psychischen wiederentdeckt, findet das Konzept der Nachträglichkeit, das lange Zeit zusammen mit der frühen Verführungstheorie in der Latenz verschwunden war, mehr und mehr wieder Beachtung. Aber wirklich in die Triebtheorie integriert ist es bisher nicht. Mehr anekdotisch als systematisch wird es von manchen Autorinnen und Autoren vor allem im Zusammenhang mit der Gedächtnis- und Erinnerungstheorie Freuds aufgenommen (Gekle 1989; 1997; Kerz-Rühling 1993; Kettner 1999; Quindeau 2004). Ich möchte mich hier, was allerdings von Gedächtnis und Erinnerung alles andere als unabhängig ist, mit der Nachträglichkeit einzig unter dem Gesichtspunkt des verinnerlichten Konflikts beschäftigen.

Derrida (1976, 312), ein ganz spezieller Theoretiker der Psychoanalyse, ruft den Psychoanalytikern in Erinnerung, «dass die Begriffe der ›Nachträglichkeit‹ und der ›Verspätung‹, *jene leitenden Begriffe des ganzen Freud'schen Denkens* (Ausz. von H. M.-P.)H, die die bestimmenden Begriffe aller anderen sind, im *Entwurf* schon vorhanden sind». Ich lese das als Aufforderung, das Konzept der Nachträglichkeit, diese heikelste Frage der ganzen analytischen Lehre (Kerz-Rühling 1993, 918), an seinem Ursprung zu fassen, wo es den Status einer Theorie hatte, mit dem Ziel, ihm diesen Status im Rahmen der Triebtheorie zurückzugeben.

Freud führt die Nachträglichkeit im zweiten Teil des *Entwurfs* ein. Ganz entgegen meiner sonstigen Gewohnheit, keine längeren Textstellen zu zitieren, will ich diesen neu zu entdeckenden Text (Freud 1895/1950c, 438 ff.) hier integral einfügen – einfügen, nicht zitieren. Er ist nicht mehr und nicht weniger, als die konzise und überzeugende theoretische Begründung der Verdrängung, ihrer Topik und ihrer psychischen und zeitlichen Dynamik und Ökonomie, sowie der zunächst verwirrenden Tatsache, dass lediglich sexuelle Vorstellungen der Verdrängung fähig sind. Ja, es wird sich zeigen, dass die Verdrängung nur mit der Nachträglichkeit theoretisch zu begründen ist.

Nach der *Anlehnung*, dem *Verführungserlebnis* und dem *Befriedigungserlebnis* ist die *Nachträglichkeit* der vierte und letzte Baustein einer Triebtheorie des Subjekts, die den Trieb vom Anderen her denkt.

Dass ich den Text Freuds integral einfüge, muss ich dahingehend einschränken, als ich mir einige Freiheiten herausnehme, ihn leicht verdichte und verschiebe, daher wiederum auf Anführungs-, Schluss- und Auslassungszeichen verzichte, die Gegenüberstellung von «normaler» und «pathologischer» Abwehr und Freuds Zwischentitel auslasse und den Text im Lichte meiner Theoretisierung intermittierend kommentiere. Den Vergleich meiner Textgestaltung mit dem Original (Freud 1895/1950c, 438–448) überlasse ich der Leserin und dem Leser.

Der hysterische Zwang und die pathologische Abwehr oder Symptom und Verdrängung

Zunächst ein paar Worte zur Terminologie. Der psychoanalytische Begriffsapparat, wie er noch heute unser Denken leitet, hat sich im Denken und Werk Freuds erst nach und nach ausgebildet. In seinen frühen Schriften, und das gilt auch für den folgenden Text, begegnen wir noch Begriffen, die die Psychoanalyse nicht mehr verwendet, die aber wohl unmittelbar verständlich sind. So sind uns Ausdrücke wie überstarke Vorstellung, hysterischer Zwang, «normale» und «pathologische» Abwehr fremd geworden. Der Begriff des Symbols hat mehr und mehr, vollends in der strukturalen Lesart der Psychoanalyse, eine ganz andere Bedeutung gewonnen. Wo Freud in den frühen Schriften vom Symbol spricht, sprechen wir heute vom Symptom. Das Erinnerungssymbol heißt heute Fantasma oder unbewusste Fantasie. Auch oder gerade das Konzept der Verdrängung bahnt sich erst an und findet gleichzeitig seinen Höhepunkt, bevor sich der Begriff, der nur allzu oft mehr deskriptiv als systematisch gebraucht wird, eingebürgert hat. Nichtsdestotrotz beeindruckt der folgende Text durch seine theoretische Schärfe und Präzision, die heutige Darstellungen nur allzu oft vermissen lassen.

Jedem Beobachter der Hy(sterie) fällt zunächst auf, daß die Hy(steriker) einem *Zwang* unterliegen, der von *überstarken* Vorstellungen ausgeübt wird. Es taucht etwa eine Vorstellung besonders häufig im Bewusstsein auf, ohne dass der Ablauf es rechtfertigen würde; oder es ist die Erweckung dieser V(orstellung) von psychischen Folgen begleitet, die sich nicht verstehen lassen ..., die einerseits nicht zu unterdrücken, andererseits nicht zu verstehen sind.

Der *hysterische Zwang* ist also 1. *unverständlich*, 2. *durch Denkarbeit unlöslich*, 3. in seinem Gefüge *inkongruent*.

Nun ergeben unsere Analysen, dass der hysterische Zwang sofort *gelöst* ist, wenn er *aufgeklärt* (verständlich gemacht) ist... Bei der Analyse erfährt man auch den Vorgang, durch welchen der Anschein von Absurdität und *Inkongruenz* zustande gekommen ist. Das Resultat der Analyse ist allgemein ausgedrückt Folgendes:

Vor der Analyse ist *A* eine überstarke Vorstellung, die sich zu oft ins Bewusstsein drängt, jedes Mal Weinen hervorruft. Das Individuum weiß nicht, warum es bei *A* weint, findet es absurd, kann es aber nicht hindern.

Nach der Analyse hat sich gefunden, dass es eine Vorstellung *B* gibt, die mit Recht Weinen hervorruft, die mit Recht sich oft wiederholt, solange nicht eine gewisse *komplizierte* psychische Leistung gegen sie vom Individuum vollbracht ist. Die Wirkung von *B* ist nicht absurd, ist dem Individuum verständlich, kann selbst von ihm bekämpft werden.

B steht zu *A* in einem bestimmten Verhältnis.

Es hat nämlich ein Erlebnis gegeben, welches aus $B + A$ bestand. *A* war ein Nebenumstand, *B* war geeignet, jene bleibende Wirkung zu tun. Die Reproduktion dieses Ereignisses in der Erinnerung hat sich nun so gestaltet, als ob *A* an die Stelle von *B* getreten wäre. *A* ist das Substitut, das *Symbol* für *B* geworden. Daher die Inkongruenz, *A* ist von Folgen begleitet, deren es nicht würdig scheint, die nicht zu ihm passen.

A ist etwas zugelegt worden, was dem *B* entzogen wurde. Der pathologische Vorgang ist der einer *Verschiebung*, wie wir sie im Traume kennen gelernt haben, also ein Primärvorgang. Das

Symbolisierte hat seine Besetzung, das ganze Quantum des von ihm hervorgerufenen Affekts in das «entleert», was sein Symbol ist.

Man kann den Sachverhalt zusammenfassen, *A* ist zwangsartig, *B* ist verdrängt.

Die Analyse hat das überraschende Resultat ergeben, dass jedem *Zwang* eine *Verdrängung* entspricht, jedem übermäßigen Eindringen ins Bewusstsein eine Amnesie.

Nun entstehen mehrere inhaltvolle Fragen: Unter welchen Bedingungen kommt es zu einer solchen pathologischen Symbolbildung, (andererseits) Verdrängung? Welches ist die bewegende Kraft dabei? In welchem Zustand befinden sich die Neurone (Repräsentanzen, H. M.-P.) der überstarken und die der verdrängten Vorstellung?

Es wäre da nichts zu erraten und nichts weiterzubauen, wenn nicht die klinische Erfahrung zwei Tatsachen lehrte. Erstens: die Verdrängung betrifft durchwegs Vorstellungen, die dem *Ich* einen peinlichen Affekt (Unlust) erwecken, zweitens: Vorstellungen aus dem sexuellen Leben.

Forscht man nach dem Zustand, in dem sich die verdrängte (Vorstellung) *B* befindet, so entdeckt man, dass diese leicht aufzufinden und ins Bewusstsein zu bringen ist. ... *B* ist ein Erinnerungsbild wie ein anderes, ist nicht verlöscht, aber wenn, wie gewöhnlich, *B* ein Besetzungskomplex ist, so erhebt sich ein ungemein großer, schwer zu besiegender *Widerstand* gegen die Denkarbeit mit *B*. Man darf ohne weiteres in diesem Widerstand gegen *B* das Maß des *Zwanges* sehen, den *A* ausübt, und darf glauben, dass man die Kraft, welche seinerzeit *B* verdrängt hat, hier neuerdings bei der Arbeit sieht. Gleichzeitig erfährt man etwas anderes. Man hat ja nur gewusst, dass *B* nicht *bewusst* werden kann, über das Verhalten von *B* zur Denkbesetzung war nichts bekannt. Nun lernt man, dass der Widerstand sich gegen jede Denkbeschäftigung mit *B* kehrt, wenn es auch schon teilweise bewusst gemacht ist. Man darf also anstatt vom Bewusstsein ausgeschlossen, einsetzen: vom *Denkvorgang ausgeschlossen*.

So vollmundig würde heute kein Analytiker mehr zu behaupten wagen, dass der «hysterische Zwang» *sofort* gelöst ist, wenn er *aufgeklärt* ist. Die verdrängte Vorstellung mag zwar in der Tat oft leicht aufzufinden oder zu erraten sein. Nur, das lehrt die tägliche analytische Erfahrung, das allein bringt nicht viel. Man mag das Aufgefundene oder Erratene dem Analysanden mitteilen, eine Deutung ist das noch nicht. Der Analysand erhält dann vom Analytiker das Wissen, das er ihm eh unterstellt. Etwas zu wissen heißt aber längst nicht, dass eine verdrängte Vorstellung wieder in den *Denkvorgang* aufgenommen worden ist. Wir müssen uns vergegenwärtigen, dass Freud diesen Text zehn Jahre vor der Entdeckung der Übertragung als Agens und Widerstand der Analyse und zwanzig Jahre vor den technischen Schriften verfasst hat. Sein leitendes Interesse war es zunächst, die «ursprüngliche», unverträgliche, weil nicht übersetzbare sexuelle Vorstellung aufzuweisen, die durch das Symptom, die «überstarke Vorstellung» gedeckt wird. Zwar nicht mehr der Hypnose verhaftet, aber noch weit von der späteren Technik des freien Assoziierens und des Durcharbeitens der Abwehr entfernt, war ihm auch «ein scharfes Verhör» oder «ein eingehendes Examen» (1894a, 69 f.) recht, um zu diesem Ziel zu gelangen. Die therapeutischen Effekte sollen nach seinen eigenen Angaben nicht ausgeblieben sein. Sein Erkenntnisinteresse war jedoch immer größer als ein wie auch immer geartetes therapeutisches Anliegen.

Was die «pathologische» von der «normalen Abwehr» unterscheidet, ist nun gerade die Symbol-, besser die Symptombildung, was die Erweckung der Erinnerung und das Einschließen in den *Denkvorgang* verhindert. Überstarke Vorstel-

lungen, an die man sich nur mit Unlust – Scham, Angst, Reue, Abscheu, Schuldgefühl usw. – erinnert, gibt es auch im so genannten normalen Leben auf nicht sexuellem Gebiet genug. Und es ist ganz natürlich, dass wir eine solche Vorstellung möglichst isoliert halten und «es vermeiden, an das zu denken, was nur Unlust erweckt, wir tun dies, indem wir die Gedanken auf anderes richten» – das «bewusste» Pendant der Gegenbesetzung. Aber wir können die Vorstellung doch nicht so weit vergessen, aus dem Denkvorgang ausschließen, dass «wir nicht durch neue Wahrnehmung daran erinnert werden könnten». Nun kann auch die Hysterie eine Reaktivierung durch eine entsprechende Wahrnehmung nicht verhindern. Der markante Unterschied besteht jedoch darin, dass dann anstelle der Erinnerung an das ursprüngliche Ereignis sich das Symptom als «Erinnerungssymbol» aufdrängt. Es ist die Symptombildung, «welche über die normale Abwehr hinausgeht» (Freud 1895/1950c, 443).

Schon hier gibt Freud eine erste Bestimmung der Verdrängung und gebraucht eine Formel, die das topische Modell von Unbewusst – Vorbewusst bzw. Bewusstsein leider weitgehend verdrängt hat: Ausschluss aus dem Denkvorgang, d. h. Ausschluss aus dem sekundärprozesshaften symbolisierenden Denken. Diese Formel wäre es wert, rehabilitiert zu werden. Sie besagt mehr als die topische Unterscheidung zweier Systeme, die Freud (1915e, 291; 1923b, 239) später auf dem Weg zum Strukturmodell selber entschieden relativiert hat. Sie legt den Schwerpunkt nicht auf die Bewusstheit, ja nicht einmal auf das Wahrnehmungsbewusstsein, sondern auf die spezifische psychische Arbeit, mit der «Denkbewusstsein» und «Urteilsfunktion» erst einhergehen. Bewusstsein zu haben ist eines, das Wissen, ein Bewusstsein zu haben und denken zu können, zur so genannten Metakognition fähig zu sein und eine Theory of Mind aufbauen zu können, ist ein anderes. Die Verdrängung hält das Denken, das dann zum Zwang werden kann, in einem «falschen Bewusstsein» gefangen, aus dem es keinen Weg heraus findet.

Weiter im Text: Eine rein ökonomische Erklärung der Tatsache, dass allein sexuelle Vorstellungen diesem Ausschluss aus dem Denkvorgang zum Opfer fallen, eine Erklärung, die mit der besonderen Intensität der sexuellen Vorstellungen operieren würde, lässt Freud nicht gelten:

Es ist ganz unmöglich anzunehmen, dass peinliche sexuelle Affekte an Intensität allen andern Unlustaffekten so sehr überlegen sei(e)n. Es muss ein anderer Charakter der sexuellen Vorstellung sein, welcher erklären kann, dass einzig sexuelle Vorstellungen der Verdrängung unterliegen.

Noch einen weiteren Einwand schiebt Freud beiseite, um die Verdrängung pur in den Brennpunkt der Aufmerksamkeit zu rücken. In der Hysterie geht die Verdrängung mit Verschiebung und Symptombildung einher. Es wäre aber ein Kurzschluss, in der Verschiebung das Wesen der Verdrängung zu sehen. Verschiebung allein ist noch nicht Verdrängung. Zur Begründung dieser Annahme verweist er auf die Zwangsneurose, in der die Verdrängung zunächst *ohne* Symptombildung

stattfindet, die Verdrängung und die Substitution des Verdrängten durch das Symptom zeitlich auseinander fallen. Daher hat das zwangsneurotische Symptom einen ganz anderen strukturellen, dynamischen und ökonomischen Stellenwert. «Somit bleibt der Vorgang der *Verdrängung* als Kern des Rätsels bestehen» (444).

Nun formuliert Freud eine klinisch und theoretisch konzise Herleitung des Vorgangs der Verdrängung, die dem strukturellen, dynamischen, ökonomischen und genetischen Gesichtspunkt noch heute standhält. Eine treffendere und überzeugendere ist nicht zu haben und wurde auch nie gegeben. Freud erinnert daran, dass auch im Ich Primärvorgänge walten, wie er später (1915e, 289) darauf stoßen wird, dass es auch im Unbewussten hochorganisierte Gebilde, die unbewussten Fantasien, gibt, die «allen Erwerb des Systems *Bw*» verwerten, aber vom Bewusstsein abgehalten werden. Dass das Ich nicht mit dem Bewusstsein zusammenfällt, ist eine geläufige psychoanalytische Binsenweisheit. Das ist bereits in der Einführung des Ichs, wie ich sie im vierten Kapitel nachgezeichnet habe, klar hervorgetreten. Es macht ganz wesentlich den Unterschied der «normalen» und der «pathologischen» Abwehr aus, dass Letztere ein Primärvorgang, also grundsätzlich unbewusst ist. Dass Freud an dieser Stelle noch nicht gesehen hat, dass diese Abwehr nicht primär pathologisch ist, sondern der Vorgang, in dem sich das Subjekt des Unbewussten überhaupt erst konstituiert, wollen wir ihm nicht vorwerfen.

Wir brauchen eine Erklärung dafür, dass bei einem *Ichvorgang* sich Folgen einstellen, die wir nur bei Primärvorgängen gewohnt sind. Es sind da besondere psychische Bedingungen zu erwarten. Von klinischer Seite wissen wir, dass sich dies alles nur auf *sexuellem* Gebiet ereignet; vielleicht haben wir also die besondere psychische Bedingung aus natürlichen Charakteren der Sexualität zu erklären.

Nun macht er sich daran, die «psychische Konstellation» der Nachträglichkeit, des «Traumas in zwei Zeiten» zu erörtern und wird darin nicht bloß den Mechanismus der neurotischen Symptombildung, sondern auch und vor allem den Vorgang der Verdrängung finden. Er rollt es vom Klinischen her auf.

Emma steht heute unter dem Zwange, dass sie nicht *allein* in einen Kaufladen gehen kann. Zur Begründung desselben eine Erinnerung, als sie zwölf Jahre alt war (kurz nach der Pubertät). Sie ging in einen Laden etwas einkaufen, sah die beiden Kommis, von denen ihr einer in Erinnerung ist, miteinander lachen und lief in irgendwelchem *Schreckaffekt* davon. Dazu lassen sich Gedanken erwecken, dass die beiden über ihr Kleid gelacht und dass ihr einer sexuell gefallen habe.

Sowohl die Beziehung dieser Teilstücke als auch die Wirkung des Erlebnisses sind unverständlich. Wenn sie Unlust empfunden hat, wegen ihres Kleides ausgelacht zu werden, so hätte sich das längst korrigieren müssen, seitdem sie als Dame gekleidet ist; auch ändert es nichts an ihrer Kleidung, ob sie allein in den Laden geht oder begleitet. Dass sie nicht direkten Schutz braucht, geht daraus hervor, dass wie bei Agoraphobie schon die Begleitung eines kleinen Kindes ihr Sicherheit bringt. Ganz unvereinbar steht da, dass ihr der eine gefallen hat; auch daran würde Begleitung nichts ändern. Die erweckten Erinnerungen erklären also weder den Zwang noch die Determinierung des Symptoms.

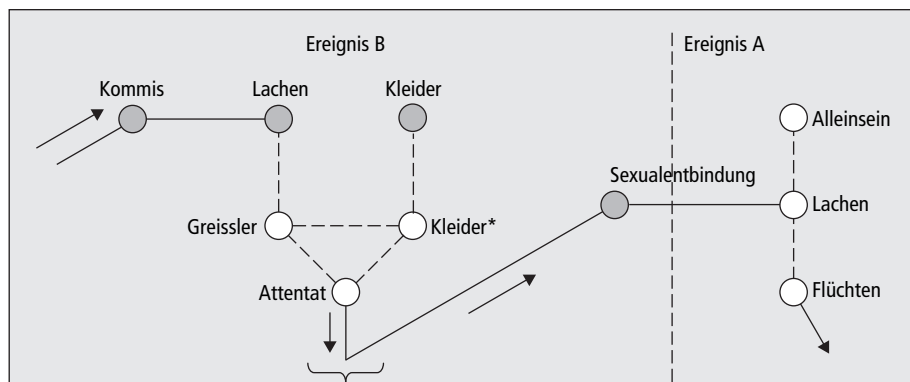
Weiteres Forschen deckt nun eine zweite Erinnerung auf, die im Moment der Szene I gehabt zu haben sie bestreitet. Es ist auch durch nichts erwiesen. Als Kind von acht Jahren ging sie zweimal in den Laden eines Greißlers allein, um Näschereien einzukaufen. Der Edle kniff sie dabei durch die Kleider in die Genitalien. Trotz der ersten Erfahrung ging sie ein zweites Mal hin. Nach dem zweiten blieb sie aus. Sie macht sich nun Vorwürfe, dass sie zum zweiten Mal hingegangen, als ob sie damit das Attentat provozieren hätte wollen. Tatsächlich ist ein Zustand des «drückenden bösen Gewissens» auf dies Erlebnis zurückzuführen.

Wir verstehen nun Szene I (Kommis), wenn wir Szene II (Gleißler) dazunehmen. Wir brauchen nur eine assoziative Verbindung zwischen beiden. Sie gibt selbst an, diese sei durch das *Lachen* gegeben. Das Lachen der Kommis habe sie an das Grinsen erinnert, mit dem der Greißler sein Attentat begleitet (hatte). Nun lässt sich der Vorgang wie folgt rekonstruieren: Im Laden *lachen* die beiden Kommis, dies Lachen ruft (unbewusst) die Erinnerung an den Greißler wach. Die Situation hat ja noch eine Ähnlichkeit, sie ist wieder im Laden allein. Mit dem Greißler wird der Kniff durch die Kleider erinnert, sie ist aber seitdem pubes geworden. Die Erinnerung erweckt, was sie damals gewiss nicht konnte, eine *sexuelle Entbindung*, die sich in Angst umsetzt. Mit dieser Angst fürchtet sie, die Kommis könnten das Attentat wiederholen, und läuft davon.

Freud hat hier das Modell der Umschrift des psychischen Materials «nach neuen Beziehungen» und als «psychische Leistung verschiedener Lebensepochen» noch nicht zur Verfügung. Aber er hält es für «ganz sichergestellt», dass hier zwei Arten psychischer Vorgänge – aber auch zwei Zeiten – durcheinander gehen oder ineinander greifen, dass die Erinnerung an die Szene im Laden «in einem andern Zustand geschah als das andere». Was meint er wohl mit «das andere»? Ich liege kaum ganz falsch, wenn ich das bereits mit dem Schichtenmodell vom 15. Dezember 1896 (1895/1985c, 218) interpretiere, das ich im dritten Kapitel nachgezeichnet habe. Die Erinnerung an die Szene im Laden, die Emma verdrängt bzw. in ein Symptom umgearbeitet hat, ist eine spätere Umschrift einer ersten Niederschrift im Modus des Wahrnehmungszeichens. Die erste Niederschrift und die spätere Umschrift oder die späteren Umschriften geschehen, es ist fast banal, es zu sagen, in einem je anderen psychischen Organisationszustand. Oder umgekehrt, das Symptom ist nicht – eben gerade nicht – eine direkte Folge der erlebten Szene, sondern der Kompromiss der Übersetzung und Verdrängung, d. h. der psychischen Bearbeitung einer Vorstellung, in der die erlebte Szene in ihrer sexuellen Bedeutung hätte verstanden werden können, ja «verstanden» und abgewehrt wurde. Wie viele Umschriften zwischen den beiden Polen liegen mögen, wissen wir nicht, da wir den analytischen Prozess nicht kennen. Auch wenn es sich bei Emma um Emma Ekstein handeln sollte, über die wir ja aus der Korrespondenz mit Fliess allerhand Unerfreuliches wissen und die den Urtraum der Psychoanalyse, den Traum von Irmas Injektion (1900a, 111 ff.) geliefert hat. So leicht und glatt erschließt sich die Verbindung der beiden Zeiten in aller Regel nicht. Aber das ist für die klinische und theoretische Relevanz der Nachträglichkeit unerheblich. Freud stellt den Hergang im Falle Emmas in einem Schema dar.

Etwas zögernd und auf die Gefahr hin, damit mehr zu verdunkeln als zu erhellen, füge ich es hier ein. Es mag immerhin die Zeiten der Nachträglichkeit und das Verhältnis der Szene I der zweiten Zeit zur Szene II der ersten Zeit bildlich ver-

anschaulichen. Dass kein Schema psychische Vorgänge auch nur einigermaßen angemessen abbilden kann, versteht sich von selbst. Dazu kommt die Schwierigkeit, dass nicht alle von Freud flüchtig hingekritzeltten Wörter zu entziffern sind. Eine Transskription des Schemas konnte ich nicht aufreiben. Das mit * versehene Wort habe ich aus dem Text erschlossen.



Statt der biologischen «Sexualentbindung» müsste natürlich in meiner strukturalen Lesart eine zweite Botschaft stehen, die in sich wieder rätselhaft sein mag, aber ein Element zur Verfügung stellt, das ein Element der ersten als sexuell «verstehen» lässt, übersetzt oder verdrängt.

Die ausgefüllten Punkte sind Vorstellungen,

die auch erinnert werden. Dass die Sexualentbindung auch zum Bewusstsein kam, beweist die sonst unverständliche Idee, der lachende Kommis habe ihr gefallen. Der Schluss, nicht allein im Laden zu bleiben wegen Attentatsgefahr, ist ganz korrekt gebildet mit Rücksicht auf alle Stücke des Assoziationsvorganges. Allein von dem (unten dargestellten) Vorgang (die drei leeren Punkte, die das «Attentat» bezeichnen, H. M.-P.) ist nichts zum Bewusstsein gekommen als das Stück «Kleider», und das mit *Bewusstsein* arbeitende Denken hat aus dem vorhandenen Material (Kommis, Lachen, Kleider, Sexualempfindung) zwei falsche Verknüpfungen gestaltet, dass sie wegen ihrer Kleider ausgelacht worden und dass der eine Kommis ihr sexuelles Gefallen erregt hat.

Der ganze Komplex (des «Attentats», H. M.-P.) ist im Bewusstsein vertreten durch die eine Vorstellung: Kleider, offenbar die harmloseste... (Es ist) bemerkenswert, dass nicht jenes Glied ins Bewusstsein tritt, welches ein Interesse weckt (Attentat), sondern ein anderes als Symbol (Kleider). Fragt man sich, was die Ursache dieses eingeschobenen ... Vorgangs sein mag, so ergibt sich nur eine einzige, die *Sexualentbindung*, die auch im Bewusstsein bezeugt ist. Diese ist an die Attentatserinnerung geknüpft, allein es ist höchst bemerkenswert, dass sie an das Attentat, als es erlebt wurde, nicht geknüpft war. Es liegt hier der Fall vor, dass eine Erinnerung einen Affekt erweckt, den sie als Erlebnis nicht erweckt hatte, weil unterdes die Veränderung der Pubertät ein anderes Verständnis des Erinnerungten ermöglicht hat.

Das Schema macht hoffentlich im Großen und Ganzen die «Topik» und die Zeit der Verdrängung deutlich. Nicht das objektiv sexuelle Ereignis der «ersten Zeit» im Modus des Wahrnehmungszeichens wird verdrängt. Das ist die entscheidende Bedingung der Verdrängung und der Konstellierung des verinnerlichten Konflikts und dessen Ausdruck im Symptom. Verdrängt wird erst die Vorstellung oder Erinnerung an das Ereignis oder die Botschaft in einer «zweiten Lebens Epoche», wenn sie durch ein «zweites Ereignis», «eine zweite Botschaft» subjektiv als sexuell verstanden werden könnte. Wie der Autoerotismus eine «zweite Zeit» in der Entstehung der Sexualität darstellt, ist die Urverdrängung eine «zweite Zeit» in der Konfrontation mit der rätselhaften Botschaft des Anderen. Sie ist wie der Autoerotismus strukturell, nicht linear zeitlich, «uranfänglich», weil erst hier das sexuelle Subjekt, das Subjekt, das ein Unbewusstes haben wird, in Erscheinung zu treten beginnt. Einmal mehr erweist sich die Annahme eines primären Unbewussten als «einer psychischen Urbevölkerung» (Freud 1915e, 294) als klinisch und theoretisch wenig hilfreich. Am Anfang ist Verdrängung – und Übersetzung.

Übersetzung und Verdrängung sind eine psychische Aktion des sich konstituierenden Subjekts, um mit der «nichtsnutzigen» Lust, die im Befriedigungserlebnis «abfällt», und mit der befremdenden und verstörenden Erfahrung des Überschusses an Erregung und Affekt und den «erregten Fantasmen», dem zunächst unübersetzbaren Sexuellen der rätselhaften Botschaft, zurande zu kommen. Was Freud 1895 noch «pathologische Abwehr» nennt, ist eine Reaktion auf eine vorzeitige sexuelle Erfahrung, deren sexueller Gehalt das Subjekt noch nicht als sexuell «erkennen» und psychisch integrieren kann (Freud 1895/1950c, 440; Laplanche u. Pontalis 1972, 60). In der Terminologie Laplanches: Die ursprüngliche Szene hat das Subjekt als rätselhafte sexuelle Botschaft berührt, die es (noch) nicht hinlänglich übersetzen, aber auch nicht verdrängen kann.

Das Kind erfährt einen Überschuss an Erregung, die organisch «nutzlos», ja dysfunktional ist, und es wird mit unbewussten Fantasien des Anderen konfrontiert, die jenseits des Bindungsdialoges liegen, denen es weder eine angemessene Repräsentanz in der Vorstellungs- und Affektwelt zuteilen, noch in die Realität der Objekte «abführen», noch durch Fantasietätigkeit ausarbeiten kann. Verdrängt werden Erfahrungen, die in der Beziehung, zu denen sie gehören, ja aus denen sie stammen, nicht verhandelbar sind, weil sie an die Verdrängung des Anderen stoßen, diesem unbewusst sind. Freud (1895d, 81 ff.) schreibt schon in seiner *Vorläufigen Mitteilung* von 1893 *Über den psychischen Mechanismus hysterischer Phänomene*, dass pathogen gewordene Vorstellungen zum psychischen Trauma werden, wenn sie nicht durch eine adäquate Reaktion und assoziative Denkarbeit erledigt werden können. Es kommt das zustande, was Freud im Brief an Fliess vom 6. Dezember 1896 Überlebsel, in den *Studien über Hysterie* «Reminiszenz» oder inneren Fremdkörper, später Fixierung und unbewusste Fantasie, und was Laplanche Quellobjekt des Triebes nennt. Es ist wohl durchaus angemessen, hier von Spaltung zu sprechen.

Der Zustand nach dem Ereignis *B* imponiert aber, ich wiederhole es, weil es für das psychoanalytische Denken schlechthin entscheidend ist, noch nicht als Neurose. Ein solcher Fremdkörper kann unter Umständen lange Zeit mehr oder weniger unbemerkt, oder besser unerkannt, und scheinbar wirkungslos bleiben, allenfalls sich als unspezifische «Entwicklungsstörung» bemerkbar machen. Endet die Geschichte an diesem Punkt, ist keine nachträgliche Übersetzung möglich und kann sich ein verinnerlichter Konflikt, der weiterbearbeitet werden könnte, nicht konstellieren. Vielleicht ist die Spaltung die Urverdrängung, die als Urverdrängung endet und nicht im Prozess der Wiederkehr des Verdrängten und der neuerlichen Übersetzung/Verdrängung – Nachdrängen, wie Freud die «eigentliche Verdrängung» nennt – wieder aufgenommen werden kann. Das Objekt und der Trieb werden «verworfen». Wir befinden uns im Bannkreis der Psychose und der so genannten Grenzfälle.

Erst wenn ein «zweites», späteres Ereignis *A* das Ereignis *B* reaktiviert, entfaltet es nachträglich die beunruhigenden, erregenden und verstörenden spezifischen Wirkungen und führt im guten Fall zur Ausarbeitung und Integration der Szene *B* oder, im Falle der Neurose, zur «pathologischen Abwehr» und der Übersetzung ins «Symptom». Was dann im Bewusstsein aufscheint und sich unwiderstehlich ausbreitet, ist nicht die Erinnerung an die Ur-sache, die Ur-szene, sondern ist eben die überstarke, weil überbesetzte Vorstellung, die das eigentliche und wirkungsvolle Ereignis vertritt und allenfalls erst in der Analyse mit den traumatischen Erfahrungen früherer Szenen und ihrem psychischen Schicksal verbunden werden kann.

Das Wesen des Triebkonflikts

Gebrauchen wir also das Schema, um das Wesen des Triebkonflikts und seine Genese in zwei Zeiten zu begreifen. Die erste Zeit seiner Entstehung ist die der ursprünglichen, frühkindlichen, vorzeitigen «traumatischen» Erfahrung mit der «objektiv» sexuellen Bedeutung, die subjektiv als solche nicht verstanden werden kann, aber als Stachel im Fleisch seine beunruhigenden Erregungen entfaltet. Sie erfährt eine erste Niederschrift im Modus des Wahrnehmungszeichens und wartet auf den Prinzen, der das Rätsel löst.

Emma, das kleine Mädchen, war zur Zeit der sexuellen Attacke psychisch nicht in der Lage, den sexuellen Übergriff als solchen zu begreifen und in angemessener Weise dem psychischen Leben einzuordnen und zu verarbeiten und schon gar nicht in angemessener Weise darauf zu reagieren. Den Versuch hat sie zwar unternommen. Sie ging ein zweites Mal hin und blieb einsam zurück mit bewussten Schuldgefühlen und unbewussten archaischen sexuell destruktiven Fantasmen, die sie nicht, z. B. ihren Eltern, mitzuteilen wagte und die in – unbewussten – Fantasien zu verarbeiten erst nachträglich in der Neurose möglich werden wird. Aber wenn nicht eine Ahnung sie getrieben hätte, wäre sie kaum ein zweites Mal hin-

gegangen. Ein erster, selbst induzierter Akt der Nachträglichkeit. Die dunkle sexuelle Neugier und der Wunsch, die entstandene Erregung zu binden, sind wohl ein und dasselbe.

Die zweite auslösende Szene muss per se in keiner Weise sexueller Natur und kann objektiv ganz unscheinbar sein. Sie «erinnert» aber an «an sich scheinbar gleichgültige Nebenumstände» (Freud 1895d, 84) der ursprünglichen Szene und ist daher geeignet, die frühere Szene zu reaktivieren und ihr die sexuelle Bedeutung zu verleihen, die ihr zukommt. Wird die Szene oder ein Abkömmling bewusst, kann sie, vielleicht nur zum Teil, verarbeitet und dem psychischen Leben integriert werden. Ansonsten wird sie bzw. der nicht übersetzbare Rest verdrängt. Erst in der zweiten Zeit konstituieren sich die Verdrängung und das Unbewusste. Zwischen den Zeiten – ich bleibe fürs Erste bei der markanten Zeitschwelle der Pubertät und beim Beispiel Emmas – hat sich, mit der Entwicklung der genitalen Sexualität, der Objektbeziehungen, der inneren Welt und des Denkens die Möglichkeit einer sexuellen Reaktion aufgetan. Der verinnerlichte sexuelle Konflikt ist geboren. Die beiden Szenen sind durch die Zeit voneinander getrennt, strukturell und dynamisch aber durch ein assoziatives Netz verbunden. In der zweiten Zeit hätte Emma die Vorstellungen bereit, die sexuelle Botschaft des Übergriffs zu entschlüsseln. Aber jetzt steht die Erinnerung an die effektive sexuelle Attacke nicht mehr zur Verfügung. Durch die inzwischen funktionierende genitale Sexualität kann die erste Szene «einen neuen Sinn und eine neue psychische Wirksamkeit erhalten», wie es Laplanche und Pontalis (1972, 313) in ihrer Definition der Nachträglichkeit sagen. Die erste Szene wird *in der Ätiologie der Neurose* erst in Verbindung mit der zweiten «traumatisch». Diese zweipolige Zeitstruktur, das «Trauma in zwei Zeiten», ist das Organisationsprinzip des verinnerlichten Konflikts, ja der psychischen Arbeit und des Aufbaus einer mentalen Innenwelt überhaupt – und die Bedingung der psychoanalytischen Arbeit am Konflikt. Analyse geschieht immer in der Nachträglichkeit. Die Nachträglichkeit erklärt auch die Wirkweise der beiden basalen Prozesse des psychoanalytischen Arbeitens, der freien Assoziation und der Übertragung.

Was aber hinterlässt die erste Szene? Eine erste Niederschrift, das Wahrnehmungszeichen. Das habe ich im dritten Kapitel dargelegt. Das mag je nach Charakter der Botschaft und Intensität der Szene geringe oder verheerende Folgen haben, hinterlässt aber sicher noch nicht einen organisierten psychischen Konflikt. Sie ist die «Ur-Sache» des späteren, verinnerlichten Konflikts, aber nicht einfach und linear seine Ursache. Es bedarf zweier psychischer Niederschriften, zweier distinkter Botschaften zu verschiedenen Zeiten, damit sich ein dynamischer Konflikt konstellieren kann. Erst nachträglich, wenn aufgrund neuer dynamischer, struktureller, affektiver und kognitiver Möglichkeiten der sexuelle Charakter des ersten Ereignisses verstanden werden könnte, kommt es zum Konflikt, der dann *ausgearbeitet* werden kann oder *verdrängt* wird. Nachträglichkeit

ist das zeitliche Strukturmoment, das die gelungene wie die neurotische Konfliktlösung bestimmt.

Das eindrucklichste Beispiel einer Ausarbeitung ist vielleicht die Geschichte vom «kleinen Hans». Freud (1909b) nennt sie zwar *Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben* und die Darstellung zählt zu den fünf großen Krankengeschichten Freuds. Man nimmt sie auch gern als erste Kinderanalyse wie als erste Supervision in Anspruch. Aber das Geschehen war so ganz und gar in die Lebenswirklichkeit des kleinen Hans eingebunden – der «Analytiker» war der Vater, der sich von Freud beraten ließ –, so dass wir das heute kaum eine Analyse nennen würden, was den Wert und die psychoanalytische Bedeutung von Freuds Geschichte für die Entwicklung der Psychoanalyse in keiner Weise schmälert.

Bei Emma führt die Reaktivierung des ersten Ereignisses durch ein «objektiv» nicht sexuelles, banales Ereignis in der zweiten Zeit, hier nach der Pubertät, anstelle der Erinnerung zum «Erinnerungssymbol», dem Symptom der phobischen Angst, allein in Kaufläden zu gehen. Das erste Ereignis ist, wenn auch um den Preis eines verinnerlichten neurotischen Konflikts und einer empfindlichen Einengung des Lebens, in den Strom der psychischen Vorgänge aufgenommen worden. Es kann zwar nicht ohne weiteres im Leben und in der Fantasie weiter ausgearbeitet, aber psychoanalytisch bearbeitet werden.

Nochmals vergleicht Freud (1895/1950c, 447) die «normale» mit der «pathologischen» Abwehr:

Man könnte sagen, es sei ganz gewöhnlich, dass eine Assoziation durch unbewusste Mittelglieder durchgeht, bis sie auf ein bewusstes kommt, wie es hier geschieht. Wahrscheinlich tritt dann jenes Glied ins Bewusstsein, welches ein besonderes Interesse erweckt. In unserem Beispiel ist aber gerade das bemerkenswert, dass nicht jenes Glied ins Bewusstsein tritt, welches sein Interesse weckt (Attentat), sondern ein anderes als Symbol (Kleider). Fragt man sich, was die Ursache dieses eingeschobenen pathologischen Vorganges sein mag, so ergibt sich nur eine einzige, die *Sexualentbindung*, die auch im Bewusstsein bezeugt ist. Diese ist an die Attentatserinnerung geknüpft, allein es ist höchst bemerkenswert, dass sie an das Attentat, als es erlebt wurde, nicht geknüpft war. Es liegt hier der Fall vor, dass eine Erinnerung einen Affekt erweckt, den sie als Erlebnis nicht erweckt hatte, weil unterdes die Veränderung der Pubertät ein anderes Verständnis des Erinnernten ermöglicht hat.

Damit hat er die Grundstruktur der Neurose als verinnerlichten sexuellen Konflikt in einmaliger Präzision formuliert. «Überall findet sich, dass eine Erinnerung verdrängt wird, die nur *nachträglich* zum (psychischen, H. M.-P.) Trauma geworden ist», und «dass sich dies alles nur auf *sexuellem* Gebiet ereignet», «dass einzig sexuelle Vorstellungen der Verdrängung unterliegen» (1895/1985c, 448; 444), die Unlust hervorrufen würden. Nicht irgendeine indifferente Unlust, sondern Unlust, die aus potenzieller Lust entsteht, für die aber der Organismus und/oder der psychische Apparat nicht bereit sind. Die «vorzeitige» genital-sexuelle Erfahrung ist vom Begehren, Lacan würde sagen vom Genießen, des Anderen durch-

drungen, ohne Rücksicht auf das Begehren des Subjekts. Die notwendige struktural-genetische Bedingung dieses Sachverhalts ist «die Verspätung der Pubertät gegenüber der sonstigen Entwicklung des Individuums», allgemeiner formuliert: die Verspätung des sexuellen *Verständnisses* gegenüber dem sexuellen *Vorfall*, der *rätselhaften Botschaft*. In diesem Umstand hat die Ausarbeitung der psychoanalytischen Trieb- bzw. Sexualtheorie und der Neurose als sexuellem Konflikt ihren theoretischen Ausgangspunkt.

Muss es noch extra gesagt sein? Wie Laplanche die spezifische Verführungstheorie, die eine Theorie der Pathogenese der Neurose war, zu einer allgemeinen Verführungstheorie erweitert hat, ist auch die Nachträglichkeit nicht eine spezifische Theorie der Ätiologie der Neurose. Sie ist das wesentliche Strukturmoment im Aufbau der inneren Wirklichkeit und des sexuellen Subjekts. Meine Interpretation der Trieblehre im Anschluss an Jean Laplanche sollte das hinlänglich zum Ausdruck gebracht haben. Von allem Anfang an ist die psychoanalytische Konstruktion des psychischen Apparats geprägt von einer Zeitstruktur, die die Kontinuität der linear gerichteten Zeit unterbricht oder skandiert. Deshalb spielt das Konzept der Nachträglichkeit für eine psychoanalytische Gedächtnistheorie eine entscheidende Rolle.

Auch wenn die Stringenz des Konzepts der Nachträglichkeit lange Zeit latent geblieben ist, so blieb die Zweizeitigkeit, welche die psychische Entwicklung in mancherlei Hinsicht prägt und in jede Entwicklungspsychologie kontinuierlich aufeinander folgender Phasen ein Moment der Diskontinuität einführt, doch erhalten. Der Begriff der Latenz gewinnt dabei strukturelle Bedeutung: erstes Ereignis – Latenz – zweites Ereignis und Umschreibung des ersten; infantile Sexualität – Latenz – Pubertät; infantile Neurose – Latenz – Psychoneurose; infantiles Erleben – Verdrängung – Wiederkehr des Verdrängten.

Nachträglichkeit und der zweizeitige Ansatz in der Entwicklung der Sexualität

Nun ist es aber an der Zeit, worauf ich bis anhin ab und zu kurz verwiesen habe, die Bedeutung der Pubertät ins rechte Licht zu rücken. Folgte man fundamentalistisch Freuds Schema, schiene die Pubertät das alles bestimmende Moment der Nachträglichkeit zu sein. Das würde heißen, dass Verdrängung erst mit den Veränderungen der Pubertät auftritt, was natürlich jeder Erwartung und jeder Erfahrung widerspräche.

Sicher, der «zweizeitige Ansatz» der Sexualentwicklung des Menschen – infantile Sexualität, Latenz und genitale Sexualität – ist und bleibt die leitende Figur der psychoanalytischen Sexual-, Trieb- und Konflikttheorie. Mit den Veränderungen der Pubertät erscheint nicht nur die genitale Sexualität, sie stellen das Subjekt

auch vor die Aufgabe, die infantile und genitale Sexualität zu integrieren. Was Freud (1905d, 135) erst vorsichtig tastend formuliert hat, ist uns heute Gewissheit: Der zweizeitige Ansatz der Sexualentwicklung beim Menschen «scheint eine der Bedingungen für die Eignung des Menschen zur Entwicklung einer höheren Kultur, aber auch für seine Neigung zur Neurose zu enthalten» (Freud 1905d, 135). Nur ist das nicht allein die Eignung zur Entwicklung einer höheren Kultur, sondern deren Notwendigkeit. Dass manifest neurotische Entwicklungen häufig in der Adoleszenz oder im frühen Erwachsenenalter einsetzen, ist eine wohl bekannte Tatsache, die niemanden sonderlich verwundert. Es gehört zum Wesen der Neurose, und das Phänomen der Nachträglichkeit macht es verständlich, dass sie Elemente der infantilen Sexualität mit der genitalen Sexualität kontaminiert. Es war Freuds klinische Erfahrung und ist noch heute die unsere, dass jede Neurose auch eine teilweise Fixierung an eine prägenitale Sexualorganisation und ein Stück unausgearbeitete Adoleszenz ist. Die Neurose, sagt Freud, ist das Infantile.

Dass Freud das zentrale Moment der Nachträglichkeit sozusagen makroskopisch zwischen den Zeiten der infantilen Sexualität und der Zeit der Pubertät, des Auftauchens der genitalen Sexualität, entdeckt hat, darf uns nicht verleiten, in der Pubertät das Wesen der Nachträglichkeit zu sehen. Natürlich ist die Pubertät, d. h. der Übergang von der prägenitalen zur genitalen Sexualität in der Genese des Subjekts und des verinnerlichten Konflikts, die wichtigste Zeitschwelle, aber nicht die erste und nicht die einzige. Freud hatte, ich wiederhole es, die Theorie der infantilen Sexualität und vor allem der prägenitalen Sexualorganisationen noch nicht zur Verfügung, als er das Konzept der Nachträglichkeit ausarbeitete. Deshalb sah er zunächst die Pubertät als *die* Zeitschwelle an. Heute können wir sie grundlegender und umfassender als Modell für die Schwellen der prägenitalen Sexualorganisationen ansehen, ja in die kleinste Differenz zweier rätselhafter Botschaften verlegen, die immer auch neue Übersetzungen früherer Botschaften ermöglichen oder eben nicht. Laplanche geht gar so weit, von einer Nachträglichkeit in der Simultaneität zu sprechen.

Lange vor der Pubertät sind die ödipale Krise und ihre Ausarbeitung im Übergang zur so genannten Latenz ein wahrhaft differenzielles Moment der Nachträglichkeit. Die Anerkennung der Urszene und damit der Differenz der Geschlechter und Generationen ist eine ebenso nachträgliche wie in die Zukunft weisende Übersetzung und Aneignung der infantilen Sexualität. Die infantile Sexualneugier und Sexuallforschung des Kindes in diesem Alter mögen als prominentestes und offensichtliches Beispiel dienen. Ja, die ganze Latenz kann man als eine nachträgliche Bearbeitung der frühen Erfahrungen sehen, die den nächsten großen Schritt zur Genitalität vorbereitet.

Latenz als strukturelles Moment der Nachträglichkeit und als Entwicklungsphase

Ich habe bereits auf die strukturelle Bedeutung des Begriffs der Latenz hingewiesen. Dazu noch einige Anmerkungen. Es ist entscheidend, Latenz als strukturelles Moment und Latenz als Entwicklungsphase auseinander zu halten. Strukturell ist Latenz ein metapsychologischer Ausdruck für die notwendige struktural-genetische Bedingung, welche die beiden Zeiten und Szenen der psychischen Repräsentation und Bedeutung einer psychischen Erfahrung trennt. Im psychischen Leben und in der analytischen Arbeit ist dieses Moment natürlich alles andere als abstrakt und leer. Ein großer Teil des Ausarbeitens und des Durcharbeitens bewegt sich in diesem «Zwischen». Und mehr als die direkte Beobachtung könnte die Kinderanalyse hier wertvolle Erkenntnisse zur psychoanalytischen Theorie beisteuern. Mehr noch: Im Rahmen einer Triebtheorie, wie ich sie hier zu entwerfen versuche, könnte die einstmals hitzig geführte Debatte über das rekonstruierte und das beobachtete Kind neue Relevanz gewinnen, ohne das eine gegen das andere ausspielen zu müssen. Die Fantasmen des Kindes und ihre Geschichte können nicht beobachtet, nur erschlossen und rekonstruiert werden. Die Psychoanalyse sollte nicht beanspruchen, eine allgemeine Entwicklungspsychologie zu sein, und umgekehrt ist die allgemeine Entwicklungspsychologie keine Trieb- und Konflikttheorie und keine Theorie der Einschreibung und Veränderung der Fantasmen.

Das Denken in Stufen und Phasen und die damit verbundene Objektivierung und Vereinheitlichung des Individuums wollen die nicht lineare und nie eindeutige Subjektivität des Menschen in ein lineares Muster zwingen. Man spricht dann je nach Theorierahmen von der oralen, analen oder phallischen Phase, von der symbiotischen Phase, der Phase der Trennung und Individuation, der ödipalen Phase, von verschiedenen aufeinander folgenden Phasen der Mentalisierung usw. Entsprechend hat auch Freud den Begriff Latenz als Bezeichnung der «Phase» zwischen dem Untergang der ödipalen Situation und der einsetzenden Pubertät gewählt, und die Psychoanalyse ist ihm darin weitgehend gefolgt. Psychoanalytiker sprechen oft generalisierend-deskriptiv vom Latenzkind, und es herrscht wohl Übereinstimmung darüber, was damit gemeint ist. Freud hat sie, wie ich bereits früher angedeutet habe, als eine Zeit sexuellen Desinteresses und sexueller Ruhe deklariert. Man begreift heute nur schwer, wie ein Vater von sechs Kindern zu dieser Einschätzung kommen konnte.

Sicher hat die Latenz, die Zeit zwischen der Hochblüte der infantilen Sexualität auf der ödipalen Stufe und den «Umwandlungen der Pubertät», ihr ganz eigenes Gepräge. Sie ist aber keinesfalls eine Zeit sexueller Ruhe. Es ist vielmehr die Zeit der intensiven Sexualneugier und der infantilen Sexualforschung, die Zeit, in der die Fantasmen der frühen und frühesten Kindheit zu den so genannten infantilen Sexualtheorien ausgearbeitet und diese Fantasien gespielt und inszeniert werden. Es ist die Zeit des Überschreitens des familiären Rahmens (Müller-Pozzi 2002),

der kindlichen Verliebtheit und Onanie, der Verinnerlichung, der Umschreibung und Neuübersetzung früherer Erfahrungen im Lichte und mit den Möglichkeiten der frühgenitalen Phase.

Es ist aber auch die Zeit des Lernens, die Zeit, in der Hänschen klein sich in die große Welt hinauswagt. Sie ist nicht bloß von sexueller Neugier, sondern von Neugier überhaupt geprägt, einer Neugier, die andere Menschen gleichermaßen wie Dinge betrifft. Nur gibt es diese Neugier ohne ihre Erotisierung nicht. Die Latenz ist eine Zeit der «Sublimierung» und der Objektalisierung im Sinne Greens. In der gelungenen Latenz findet eine explosionsartige Ausweitung der libidinös besetzbaren und besetzten Welt statt, die den Raum für die Umwandlungen der Pubertät vorbereitet.

Trauma und infantile Neurose

Ein breites Thema, das ich bisher lediglich deskriptiv und intermittierend gestreift habe, will ich nicht gänzlich übergehen, auch wenn ich es nicht so weit ausarbeiten kann, wie es die Sache gebieten würde: das psychische Trauma. Der Begriff des Traumas wird heute inflationär und in verschiedenen Diskursen, auch innerhalb der Psychoanalyse, recht unterschiedlich verwendet. Inzwischen hat sich das eigenständige Gebiet der Psychotraumatologie entwickelt (Fischer u. Riedesser 1990). Es gilt, den psychotraumatologischen und psychoanalytischen Gebrauch des Traumbegriffs sorgfältig zu unterscheiden.

Es ist wohl nicht ganz willkürlich, die verschiedenen Auffassungen zwischen zwei Polen anzusiedeln: Vom triebtheoretischen und metapsychologischen Begriff des Traumas in zwei Zeiten lässt sich eine «lineare» psychologische Auffassung des Traumas unterscheiden. Diese Auffassung sieht das Trauma als beschädigendes Ereignis und die so genannte posttraumatische Reaktion als dessen direkte Folge. Fischer und Riedesser (1990, 351) definieren in ihrem *Lehrbuch der Psychotraumatologie* die psychische Traumatisierung klinisch und in ihrem Theorierahmen «als vitales Diskrepanzerlebnis zwischen bedrohlichen Situationsfaktoren und den individuellen Bewältigungsmöglichkeiten, das mit Gefühlen von Hilflosigkeit und schutzloser Preisgabe einhergeht und so eine dauernde Erschütterung von Selbst- und Weltverständnis bewirkt» und, in welchem Maß auch immer, die weitere Entwicklung kausal bestimmt. Das Trauma ist hier ein destruktives Ereignis, das grundsätzlich die psychischen Verarbeitungsmöglichkeiten übersteigt, den Prozess der Verdrängung und Übersetzung in der Nachträglichkeit gerade nicht zulässt.

Auch diese lineare Auffassung des Traumas und der posttraumatischen Reaktion kann sich auf Freud berufen, und sie trat bei ihm in dem Maß in den Vordergrund, in dem die Nachträglichkeit in der Latenz verschwand. Auch in manchen

psychoanalytischen Diskursen ist dieses Traumaverständnis leitend (Holderegger 1993). Wie so oft bei Freud überlagern und durchdringen sich zwei Konzepte, die vordergründig im Widerspruch zueinander zu stehen scheinen, die aber, wenn man sie dialektisch aufeinander bezieht, beide ihre Gültigkeit haben.

Der kleinste gemeinsame Nenner beider Auffassungen, des «linearen Traumas» und des «Traumas in zwei Zeiten», ist die Affizierung des psychischen Apparats oder des Organismus durch äußere Einwirkung. Das Trauma ist zunächst und immer etwas, was von außen, vom Anderen kommt und Konsequenzen für das Subjekt hat. So hat Freud den Begriff aus der Medizin in die Psychoanalyse übernommen, spricht aber bereits in den *Studien* (1895d) vom «psychischen Trauma».

Nachdem Freud den *Entwurf* «aufgegeben» hatte, wusste er die Nachträglichkeit in den frühen klinischen und theoretischen Arbeiten zur Hysterie nicht so recht zu integrieren. Der Begriff kommt in den *Studien über Hysterie* (1895d) denn auch nicht vor. Es wäre aber leicht aufzuzeigen, wie er in den bereits 1893 verfassten Überlegungen *Über den psychischen Mechanismus hysterischer Phänomene* vorbereitet wird. Dass die Nachträglichkeit klinisch gleichwohl eine herausragende Rolle spielte, spiegelt sich zumindest in den beiden Krankengeschichten von *Katharina* und *Elisabeth v. R.* (Freud 1895d, 184 ff.) wider.

Im *Wolfsmann* (1918b) dann ist die Nachträglichkeit die leitende Figur. Nur droht da ihre dialektische Dynamik als wesentliches Moment im Aufbau der neurotischen Struktur hinter Freuds Suche nach dem verstörenden historisch ersten Ereignis zu verschwinden. Seine Hypothese war, dass der Patient als ganz kleines Kind Zeuge eines Geschlechtsverkehrs a tergo der Eltern geworden war, die Erinnerung daran im Alter von vier Jahren und dann wieder während der Analyse neu bearbeitet habe. Immerhin, und das ist nicht ohne Belang und ich werde noch einmal darauf zurückkommen, berichtet Freud aus der Geschichte einer *infantilen* Neurose.

Aber wie immer wir das Trauma auffassen, das Konzept muss die Reaktion, die psychische Arbeit des Subjekts mit umfassen. Die so genannte posttraumatische Reaktion ist nicht einfach keine Verarbeitung, sondern eine «traumatische Verarbeitung», die eben anders nicht möglich ist, weil die in der Abfolge der Verarbeitung verinnerlichter Konflikte erworbenen Strukturen und Abwehr- bzw. Konfliktverarbeitungsmöglichkeiten nicht dafür geschaffen sind, katastrophische Ereignisse zu bewältigen und zu subjektivieren. Dies vor allem dann, wenn der «hilfreiche Andere» nicht zur Verfügung steht, selber traumatisiert ist, oder, wie besonders im sexuellen Missbrauch, in das traumatische Geschehen verwickelt, ja dessen Agent ist.

Im psychotraumatologischen Sinn ist das Trauma ein äußerst heftiges, verstörendes und überwältigendes Ereignis *und* seine spezifische «Verarbeitungsform», die

dadurch gekennzeichnet ist, dass die subjektive Bedeutung des Ereignisses nicht imaginiert und theoretisiert, nicht mentalisiert und symbolisiert und in den Fluss des bewussten und unbewussten psychischen Lebens und der eigenen Geschichte integriert werden kann. Das Ereignis und seine Folgen werden nicht Teil des Subjekts, bzw. das Subjekt kann ihm nicht auf Grund späterer Erfahrungen Bedeutung zuschreiben, es bleibt buchstäblich unübersetzt, bildet einen inneren Fremdkörper, der in Träumen, in Flashbacks oder auch in der Therapie als Reales unverändert wiederkehrt, begleitet von automatischer Angst. Das Ereignis «wird zum Realen, das sich gegen jede weitere Einfügung querstellt. Trauma ist das, was zum Trauma geworden ist. Erst die Zukunft wird zeigen, ob ein Ereignis oder eine Situation zum Trauma geworden ist», so Borens (2001, 260) in seinen luziden *Randbemerkungen zum Trauma*. Was ein Ereignis, eine Botschaft, eine Objektbeziehung zum Trauma macht, ist die psychische Unmöglichkeit, das Trauma nachträglich zu bearbeiten, dem Prozess von Übersetzung/Verdrängung auszusetzen. Allerdings spielt auch in der «traumatischen Verarbeitung» die präexistierende und erworbene Struktur, vielleicht gar ein konstitutionelles Moment, eine beträchtliche Rolle. Verschiedene Subjekte reagieren auf dieselbe «traumatische» Situation sehr verschieden, und deshalb ist es auch ebenso wichtig wie schwierig, im Einzelfall dem Verhältnis von «Psychopathologie» und «Posttraumatischer Belastungsstörung» klinisch und theoretisch gerecht zu werden.

Das gilt noch dezidiert für das, was man «Entwicklungs-trauma» nennt. Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker sprechen gern vom «frühen Trauma», meinen damit aber in der Regel frühe und massive Störungen der primären Objektbeziehungen und klammern den spezifischen Verarbeitungsmodus aus dem Traumakonzept aus. Diese Traumatheorien sind dann, wie Freuds frühe Verführungs- oder eben Traumatheorie, lediglich eine Theorie einer spezifischen Pathologie, der keine allgemeine Bedeutung in einer Theorie des Subjekts zukommt.

Aber gibt es denn ein «normales», ja gar ein das Subjekt konstituierendes Trauma? Soll man den Begriff des Traumas für etwas beibehalten, was zur so genannten normalen und neurotischen Entwicklung gehört, ja für die Konstituierung des Subjekts unvermeidlich und notwendig ist? Rechtfertigt es sich in irgendeiner Weise, dass Laplanche von der «traumatischen Natur der Sexualität» spricht? Sicher nicht in einem linearen, im Vorhinein katastrophischen Traumaverständnis. Schließlich ist im guten Fall die Entstehung der menschlichen Sexualität in die Bindung eingebunden.

Für eine nicht biologische Triebtheorie, deren anthropologische Voraussetzung die vorzeitige Geburt des Menschen ist, und die den Trieb im Feld des Anderen ansetzt und das Subjekt dezentriert, kann da kein Zweifel bestehen. Wie sicher auch immer die primäre Bindung ist, die vorzeitige Geburt und das Einbrechen der rätselhaften Botschaften des sexuellen Anderen sind im dynamischen, ökonomischen und strukturellen Sinn ein *Trauma* für den *Organismus*. Es ist das

Urtrauma des Menschen, das allen weiteren einschneidenden «traumatischen Ereignissen» im Werden des Subjekts zugrunde liegt. Deshalb bleiben grundsätzlich keinem menschlichen Individuum traumatische Erfahrungen erspart, «keines wird der durch sie angeregten Verdrängungen enthoben» (Freud 1940a, 111), weil sonst der Prozess von Verdrängung, Wiederkehr des Verdrängten und Neuübersetzung und neue Verdrängung, der Prozess, der das Subjekt konstituiert, gar nicht in Gang käme. Mieli (2000, 54 f.) hat das gültig zusammengefasst: «Für Freud ist der Trauma-Begriff strukturell verbunden mit der Vorzeitigkeit der menschlichen Geburt, mit der Natur der Libido, mit der Zweizeitigkeit der menschlichen Sexualität, mit der Geschlechtsdifferenz, mit der Annahme des ödipalen Verbots und mit der Urverdrängung als eines konstitutiven Mechanismus psychischer Struktur.» Dem wäre noch, denken wir an die «anthropologische Grundsituation» der Beziehung des Erwachsenen zum kleinen Kind, die Differenz der Generationen beizufügen.

Das traumatische Moment in der *Ätiologie der Neurose* und in der *Ätiologie der Posttraumatischen Belastungsstörung* ist dynamisch und strukturell klar zu unterscheiden. In der psychoanalytischen Trieb- und Konflikttheorie als einer Theorie der Konstituierung des Subjekts ist nicht ein sexueller Übergriff und ist nicht ein kontingentes katastrophales Ereignis das Traumatische. Notwendig «traumatisch» ist das Einbrechen der Sexualität in den Organismus, bevor er dafür bereit ist. Das ist das «Urtraumatische» der menschlichen Existenz. Traumatisch im grundsätzlichen Sinne sind der sexuelle Andere, seine rätselhaften Botschaften, die nicht in einem sich auf natürliche Weise selbst regulierenden System aufgehen. Das und nur das ist gemeint, wenn die Psychoanalyse von der Sexualität als traumatisch spricht. Die Entwicklung der Sexualität ist immer nachträglich, immer «zweizeitig» – und daher, von einer primären organischen Lebensordnung her gesehen, «traumatisch».

Aber der Andere der rätselhaften Botschaft ist im guten Fall auch der Andere der Bindung, der «spezifischen Aktion», ist der «hilfreiche Nebenmensch», der sich der «Not des Lebens» des Neugeborenen intentional und aktiv zuwendet. Er ist zum Wächter und Agenten in einem intersubjektiven und subjektiven System der Regulation von Affekten, Bedürfnissen, Ansprüchen und Wünschen bestellt. Das konstitutive und potenzielle Trauma fördert die psychische Entwicklung oder wird im deskriptiven Sinne traumatisch in dem Maße, in dem es dem Anderen gelingt oder misslingt, seine Rolle im intersubjektiven Spiel dessen, was Freud Befriedigungserlebnis genannt hat, zu spielen. Das «konstitutive» Trauma wird zum «pathogenen», «eigentlichen» Trauma, wenn die Sprache der Leidenschaft nicht eingebettet ist in die Sprache der Zärtlichkeit und wenn das Objekt, das Subjekt der rätselhaften Botschaft ist, dem Kind keine Übersetzungs- und Symbolisierungshilfen anbietet, die es ihm ermöglichen würden, das Ereignis zu benennen und in einen Bedeutungshorizont einzuordnen.

Aber wie steht es um die extremen traumatischen Erfahrungen wie Missbrauch, Krieg, Folter, von den Objektbeziehungen unabhängige Katastrophen usw.? Ein metapsychologisches ist noch kein klinisches und schon gar nicht ein sozialpsychologisches Konzept. Und so kann das metapsychologische Konzept des Traumas in zwei Zeiten, das für die neurotische und die so genannte normale Entwicklung Gültigkeit hat, das nicht fassen, was die Psychotraumatologie Extremtraumatisierung nennt. Extremtraumatisierungen sind derart destruktive, vernichtende Ereignisse, psychische Verletzungen und Erschütterungen, die der psychische Apparat und der menschliche Organismus grundsätzlich nicht bewältigen können, die unaufhebbare Spuren hinterlassen, die insistieren, das psychische Funktionieren lahm legen oder gar zur Vernichtung des Subjekts führen. Borens (2001, 267) meint, es wäre sinnvoll, «in diesen Fällen nicht mehr von Trauma, sondern von destruierenden, vernichtenden Begegnungen zu sprechen».

Was die Psychotraumatologie posttraumatische Reaktion nennt, ist also gerade keine Neurose, auch keine andere mehr oder weniger strukturierte psychopathologische Organisation. Die so genannten posttraumatischen Reaktionen sind, psychoanalytisch ausgedrückt, Notfallmechanismen, die meist dem nackten physischen und/oder psychischen Überleben dienen. Sexueller Missbrauch, physische und psychische Gewalt bis zur Folter sind die dafür typischen Formen. Die traumatischen «Diskrepanzerlebnisse» (Fischer und Riedesser 1990, 351) sind Erlebnisse, für die es eine Nachträglichkeit per se nicht gibt. Es gibt psychisches Geschehen, das mit den gängigen psychoanalytischen Kategorien theoretisch und praktisch nur schwer oder nicht zu fassen ist.

Oder doch? Einen viel beachteten Versuch dazu legt Hans Holderegger vor. Im Kontrast zur Auffassung des dezentrierten Subjekts und des Primats des Anderen, postuliert er diesseits und unabhängig von der infantilen Sexualität eine primäre Lebensordnung, eine ursprünglich autonome Form der psychischen Organisation und affektiven Regulierung, auf die das Subjekt in der traumatischen Situation als «möglicherweise letzter Sicherung gegen den psychischen Tod» zurückgreift (1993, 116). Er entwirft also ein zur Nachträglichkeit geradezu konträres Konzept und entsprechend sieht er in der Inszenierung und Verarbeitung des Traumas in der «traumatisierenden Übertragung» die Chance der psychoanalytischen Arbeit. Allerdings rechtfertigen die klinischen und literarischen Beispiele, die er anführt, kaum den Rekurs auf eine primäre Lebensordnung diesseits oder jenseits des Triebes, sind sie doch weitgehend im Register der neurotischen Struktur zu verstehen.

In der Auseinandersetzung mit der Psychotraumatologie sollte die Psychoanalyse die Konzepte der *infantilen Neurose*, der *Aktualneurose* und der *traumatischen Neurose* neu überprüfen. Diese Neurosenformen sind weitgehend aus dem psychoanalytischen Diskurs herausgefallen, gerade weil sie keine Psychogenese aufweisen. Könnte es sein, dass sie Reaktionen auf eine rätselhafte Botschaft und eine sexuelle oder präsexuelle Erregung sind, die gerade nicht nachträglich zu einer

sexuellen werden und in die libidinöse Struktur und Dynamik von Trieb und Objekt, Übersetzung und Verdrängung aufgenommen werden kann?

Ein erstes Ereignis, das nicht im Lichte einer zweiten Erfahrung nachträglich übersetzt werden kann, ein innerer Fremdkörper bleibt, bewirkt selbstverständlich nicht nichts, wie manche Theoretiker der Nachträglichkeit kurzschlüssig annehmen. Ein innerer Fremdkörper ist alles andere als nichts. Auch er tut seine Wirkung. Diese Erregung kann sich in einer gedrückten Gesamtstimmung äußern, die deskriptiv als Depression imponiert. Sie kann die Aufmerksamkeit, das Denken, die Neugier des Kindes, und das heißt seine gesamte Entwicklung, massiv beeinträchtigen und sich in einem auffälligen impulsiven Verhalten bis hin zur Hyperaktivität und Destruktivität ausdrücken. Wiederum sind hier die Kinderanalytikerinnen und Kinderanalytiker als Theoretiker gefragt.

Das Konzept der Nachträglichkeit in der Latenz

Die Frage drängt sich auf, warum die Nachträglichkeit dem psychoanalytischen Denken so radikal entschwinden ist. Freud selbst hat sie nicht vergessen. Sie ist, ich sagte es bereits, die leitende Figur der Analyse des *Wolfsmannes*, und sie erscheint auch später immer wieder einmal, meistens in Fußnoten. Aber er hat sie nie systematisch ins Verhältnis zur Entwicklung der infantilen Sexualität gesetzt, wie es die *Drei Abhandlung* geradezu aufdrängen. Der Psychoanalyse nach Freud ging sie wohl ganz und gar verloren. Erst als Lacan und Laplanche sie auf je verschiedene Weise wiederentdeckt haben, hat sie vor allem oder ausschließlich in der französischen Psychoanalyse wieder Fuß gefasst.

Die Frage lässt sich leicht beantworten. Nachdem Freud die «Verführungstheorie» preisgegeben hat, hat er dem Faktor einer hereditären Disposition in der Ätiologie der Neurose einen Machtbereich wieder zugestanden, den auszuschließen er sich zur Aufgabe gemacht hatte (Freud 1985c, 284). Entsprechend fasste er die Sexualität als primären angeborenen organischen Trieb, der sich nach inneren Gesetzmäßigkeiten entwickelt. Damit hat er sich den Weg zunächst verbaut, die Bedeutung des Anderen als konstitutiv für Trieb und Subjekt in den Blick zu bekommen. «Es ist selbstverständlich, dass es der Verführung nicht bedarf, um das Sexualleben des Kindes zu wecken, dass solche Erweckung auch spontan aus inneren Ursachen vor sich gehen kann» (1905d, 91). Nein, das ist ganz und gar nicht selbstverständlich. In den *Vorlesungen* (1916–17a, 385) nimmt er Bezug auf die Verführung, die er nun zu den so genannten Urfantasien zählt, und meint, «dass solche Kinderbegebenheiten irgendwie notwendig verlangt werden, zum eisernen Bestand der Neurose gehören. Sind sie in der Realität enthalten, dann ist es gut; hat sie die Realität verweigert, so werden sie aus Andeutungen hergestellt und durch die Phantasie ergänzt.» So etwas wie die Kategorie der rätselhaften Botschaft, die vom Anderen kommt und die Sexualität und das Unbewusste in

die Bindung einbringt, gibt es da nicht. Das ist der Psychoanalyse so in Fleisch und Blut übergegangen, dass die Herausgeberinnen des Nachtragsbandes (Freud 1895/1950c, 448) noch 1987 kurzerhand und guten Glaubens sagen konnten: «Dem gesamten Konzept (der Nachträglichkeit, H. M.-P.) wurde ein bis zwei Jahre später durch die Entdeckung der infantilen Sexualität und die Erkenntnis der Fortwirkung unbewusster Triebimpulse der Boden entzogen.» Sie räumen dann ein: «Nichtsdestotrotz verlor der Begriff der ‹Nachträglichkeit› eines Traumas seine Gültigkeit nicht gänzlich, wie eine Anmerkung zur Fallgeschichte des ‹Wolfsmannes› (1918b, 72) zeigt.» Nur zeigt sich das nicht bloß in einer Fußnote, vielmehr ist die Nachträglichkeit die leitende Figur der *Geschichte einer infantilen Neurose*.

Ich hoffe, hinlänglich gezeigt zu haben, dass eine andere Interpretation der infantilen Sexualität, die sie nicht nur mit dem Anderen verbindet, sondern vom Anderen her denkt, ein Konzept wie die Nachträglichkeit geradezu fordert.

Freuds Entdeckung der infantilen Sexualität 1905 bzw. die Weise, in der ich sie, Laplanche folgend, interpretiere, gibt seiner Theorie der Nachträglichkeit von 1895 erst ihre materielle Begründung und beantwortet die Frage, warum nur die Sexualität, genauer die infantile Sexualität, der Verdrängung und der Neubearbeitung im verinnerlichten Konflikt fähig ist. Die rätselhaften Botschaften sind sexuelle. Nur die Sexualität als infantile, als Psychosexualität, ist dazu geeignet, «dass sich jene Aktion in zwei Phasen mit ihr abspielt, die auch eine nachträgliche Aktion ist. Dort und nur dort stoßen wir auf jenes komplexe und unaufhörlich wiederholte Spiel, im Laufe einer zeitlichen Folge nämlich von verpassten Gelegenheiten, die immer ‹zu früh› oder ‹zu spät› eintreffen. Im Grunde handelt es sich um die Beziehung zwischen der ‹Zivilisierung› des Menschen und seiner ‹biologischen› Sexualität... Das ‹Zu spät› hängt mit den Reifungsetappen der biologischen Sexualität und besonders mit der Pubertät zusammen; diese organische Sexualität tritt zu spät auf, sie liefert dem Kind (das der Hauptgegenstand der ‹Drei Abhandlungen› ist) keine ‹affektiven› und ‹vorstellungsmäßigen› Entsprechungen, die genügen würden, die sexuelle Szene zu integrieren und sie zu ‹verstehen›. Doch ebenso gilt, dass die Sexualität als zwischenmenschliche Beziehung zu früh auftritt; sie kommt wie von außen, scheint aus der Welt der Erwachsenen zu stammen» (Laplanche 1974, 67 f.).

Nun ist es ja gesichertes psychoanalytisches Wissen, dass das Latente dynamisch wirksam bleibt und es der Analyse bedarf, um es dem Ich wieder zugänglich zu machen. So etwas mag mutatis mutandis auch für die Theorie gelten. Dass es französische Analytiker sind, welche die Nachträglichkeit wiederentdeckt haben, liegt wohl nicht zuletzt daran, dass sie den Strukturalismus «durchquert» haben, was unter anderem einen besonderen Umgang mit Texten im Allgemeinen und mit Freuds Texten im Besonderen bedeutet. «Faire travailler Freud» ist die inzwischen zum bon mot mutierte Devise von Laplanches Freud-Lektüre und -Exegese.

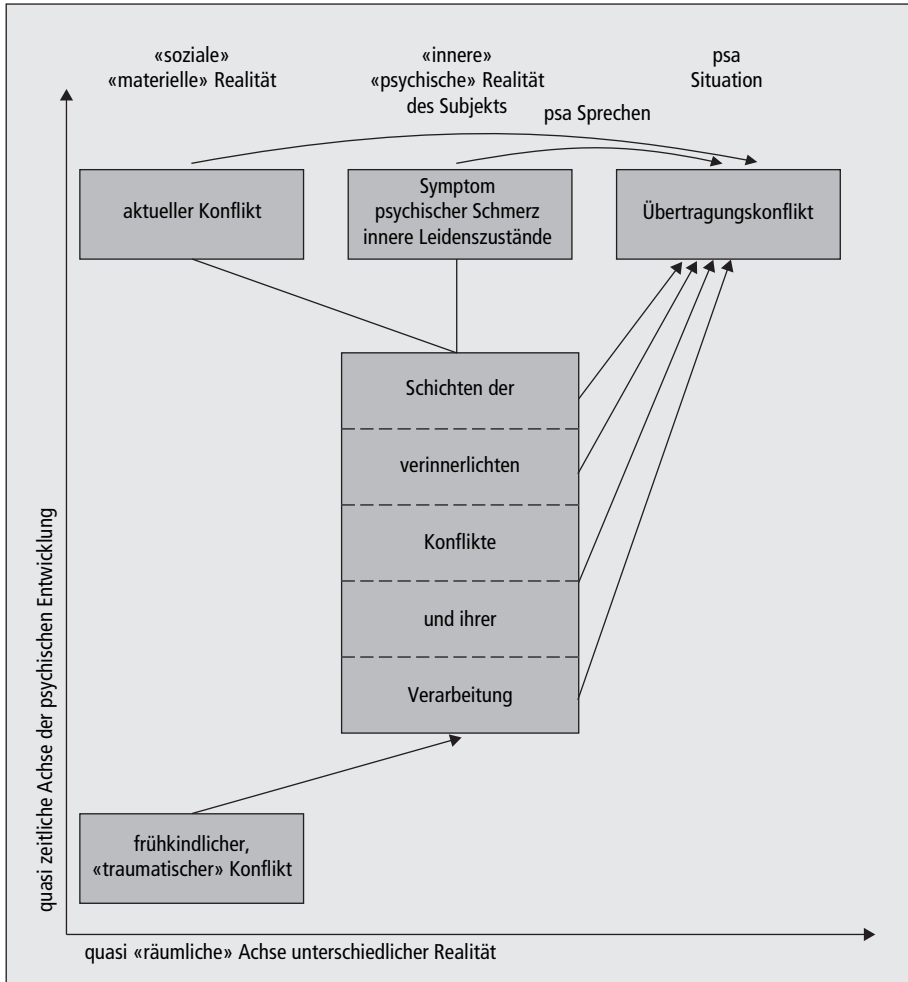
Bei der Bedeutung, die ich der Nachträglichkeit einräume, könnte man meinen, ohne dieses Konzept gebe es keine Psychoanalyse. Es gilt aber die Sache und das Konzept zu unterscheiden. Wie bei Freud die Sache mit dem Konzept nicht einfach verloren ging, ist auch die Psychoanalyse nach Freud ohne ein ausdrückliches Konzept der Nachträglichkeit in der Regel nicht zu einer linearen Entwicklungspsychologie verflacht. Immerhin blieb im Begriff der Latenz ein, wenn auch schwacher, Nachklang der Nachträglichkeit erhalten. Es wäre eine interessante Geschichte, die ich aber hier nicht aufnehmen will, wie zum Beispiel in der anglo-amerikanischen und kleinianischen Tradition, in der die Nachträglichkeit explizit kaum oder gar nicht vorkommt, sie dennoch implizit wirkt und aufscheint. Man lese einmal nach, wie der eingefleischte Ichpsychologe David Rapaport (1959, 47 ff.) den genetischen Gesichtspunkt definiert. Man denke auch an das epigenetische Prinzip von Erik H. Erikson, einem unorthodoxen Ichpsychologen. Oder Hans W. Loewald (1986), der das Konzept der Nachträglichkeit nicht zu kennen scheint, ringt in seinen Aufsätzen unablässig mit der Bedeutung der Diskontinuität des Zeitlichen im Aufbau der psychischen Struktur und in der psychoanalytischen Erfahrung. Seine Arbeiten *Überich und Zeit* und *Das Zeiterleben* legen davon beredtes Zeugnis ab. Und Nancy J. Chodorov (2001), die sich Loewald sehr verpflichtet fühlt, aber wie dieser das Konzept der Nachträglichkeit nicht kennt, kämpft in ihren *Reflexionen über die Vergangenheit* um ein angemessenes Verhältnis des *Dort und Damals* und des *Hier und Jetzt*. In der Tradition Melanie Kleins ist in diesem wie in manch anderem Sinne Winfried Bion eine markante Figur. Seine Bücher *Lernen durch Erfahrung* (1990) und *Transformationen* (1997), in denen das Konzept der Nachträglichkeit nicht vorkommt, handeln auf ihre Weise von der Sache der Nachträglichkeit. Diese willkürliche Aufzählung ließe sich verlängern und vertiefen.

Und last but not least: Immer und überall haben Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker in und mit der Übertragung gearbeitet, und das ist stets eine nachträgliche Neubearbeitung verinnerlichter Konflikte. Das Konzept der Übertragung verbindet die Metapsychologie und die Theorie der Technik. Im letzten Kapitel werde ich dazu einige wenige Anmerkungen machen.

Ein psychoanalytisches Konfliktmodell

Zum Schluss will ich versuchen, das komplexe Netz des psychischen Konfliktgeschehens, seine verschiedenen Momente, Zeiten und Ebenen in einem einfachen Schema zusammenzufassen. Nach so vielen komplexen Erörterungen mag man mir die kleine Flucht in die Vereinfachung verzeihen.

Das Schema soll überblicksartig den psychischen Konflikt in seiner Dialektik von «außen» und «innen», von rätselhafter Botschaft und Übersetzung/Verdrängung vergegenwärtigen, seine intersubjektive und subjektive Dimension und den struk-



turellen und genetischen Gesichtspunkt in Beziehung setzen. Im Schema stelle ich die intersubjektive Dimension als quasi räumliche, die subjektive, strukturell-genetische Dimension als quasi zeitliche Achse dar.

Ich unterscheide im psychoanalytischen Denken des Konflikts mithin fünf Zeiten, Gesichtspunkte, Aspekte oder Momente und setze sie zueinander in ein systematisches Verhältnis:

- den frühkindlichen, «traumatischen» Konflikt, verstanden als «erste Zeit» und rätselhafte Botschaft,
- den verinnerlichten Konflikt, verstanden als die Bewegung der nachträglichen Übersetzung/Verdrängung in der Zeit,

- das «Symptom» als körperlich und psychisch erfahrbaren Ausdruck des Konflikts,
- den aktuellen Konflikt im Leben,
- den Übertragungskonflikt in der psychoanalytischen Situation.

Dass ich den psychischen Konflikt in diese fünf Dimensionen oder Aspekte zu fassen versuche, sollte nun nicht mehr ganz fremd anmuten. Die bisherigen Thematiken,

- das Wirken der rätselhaften Botschaft und die Entstehung der
- infantilen Sexualität, die die organische Funktion transzendiert,
- korrelativ dazu das libidinöse Ich als Protagonist – nicht einfach Antagonist – des Triebes,
- die Bedeutung der Identifikation im Untergang der ödipalen Situation,
- der Narzissmus als libidinöse Besetzung des Ichs,
- die Sexuierung des Subjekts und die symbolische Kastration,
- die grundlegende Bedeutung der Aggression als Aktivitätspotenzial,
- das Trauma in zwei Zeiten, die Nachträglichkeit,

sind in der psychoanalytischen Betrachtung die Grundzüge des Menschen als Konfliktwesen. Es mag daher genügen, wenn ich das Schema mit wenigen Worten kommentiere:

1. In seiner nackten Abstraktion könnte dieses Schema auch das einer kognitiven Psychologie sein. Erst die Einfügung der unbewussten Arbeit der Verdrängung/Übersetzung, die im Schema nicht dargestellt werden kann, aber immer mitgedacht werden muss, macht es zu einem psychoanalytischen.
2. Was ich im Schema etwas kurzschlüssig frühkindlichen oder «traumatischen» Konflikt nenne, ist die intersubjektive Situation, zentriert um die rätselhafte Botschaft des Anderen, um die frühen Wünsche des Subjekts und die bewussten oder unbewussten Ansprüche des Anderen, die nicht oder nicht hinlänglich in der ihnen zugehörigen Beziehung gehalten und ausgehandelt werden können. Das hat immer einen grundsätzlichen, für das Wesen des Menschen als zu früh geborener Organismus grundlegenden und einen von den unbewussten Ansprüchen des Anderen bedingten kontingenten Anteil.
3. Mit der lapidaren Bezeichnung «*Schichten* des verinnerlichten Konflikts und seiner *Verarbeitungen*» und die durch gestrichelte Linien angedeutete Durchlässigkeit der Umschriften trage ich auf simple Weise die Nachträglichkeit und nicht lineare Zeitlichkeit im Aufbau der inneren Welt ins Schema ein. Ich wähle

das Wort Schicht in Anlehnung an Freuds Brief an Fliess vom 6. Dezember 1896, wo er von Umschichtung, Umordnung und Umschrift spricht. Der verinnerlichte Konflikt und seine Ausarbeitungen sind, ich wiederhole es, Effekte der Wünsche und Ansprüche, die in der Beziehung, zu der sie gehören, nicht ausgehandelt werden konnten, und darum dem Prozess der Verdrängung/ Übersetzung ausgesetzt sind. Der verinnerlichte Konflikt ist das Zentrum der Psychoanalyse und ist auch visuell Kern meines Schemas. Verinnerlichung und Introjektion sind aus dem dritten Kapitel vertraut. Der Konflikt zwischen Begehren und Anspruch bleibt in der inneren Welt als teilweise unlösbarer Widerspruch im Subjekt aber auch als stete «Arbeitsanforderung», als Quell-Objekt des Triebes virulent, das den dynamischen Prozess der Neuübersetzung/ Verdrängung in der Nachträglichkeit in Gang hält, eine Arbeit, die nie ohne Rest gelingen kann und nie an ein Ende kommt, außer im psychischen und physischen Tod.

Die Figur der Nachträglichkeit, die den genetischen und strukturellen Gesichtspunkt verknüpft, will erfassen, was so schwer zu denken ist, dass im Synchronen des psychischen Lebens die Diachronie immer wirksam ist. Freud (1901a, 680) hat das schon für den Traum und seine sekundäre Bearbeitung postuliert und damit, ohne es so zu nennen, das Prinzip der Nachträglichkeit in die Synchronizität des Traumes eingetragen. Zwischen der zentralen Fantasie des Traumes und den sekundären Fantasien, die ihm in der Form des manifesten Traumes erst den Zutritt zum Bewussten erlauben, gibt es Beziehungen, die deutbar sind. Sonst würden freie Assoziation und Übertragung nicht funktionieren. Die Struktur oder das Szenario des Traumes ist Bestandteil der Traumfantasie. Im Unbewussten gibt es die Kategorie der Zeit nicht. So ordnet auch der Traum alle Momente auf derselben Ebene an. Bei der Deutung «gut komponierter», d. h. stark sekundär bearbeiteter Träume, die oft besonders schwer zu deuten sind, würde man in die Irre gehen, sähe man in den «Traumfassaden» lediglich willkürliche Bearbeitungen des Traum inhalts.

4. Symptom meint hier im weitesten Sinne jede körperlich oder subjektiv oder gar intersubjektiv erfahrbare Manifestation des verinnerlichten Konflikts. Nur ist Symptom dabei nicht lediglich im psychiatrischen indexikalischen Sinne das sichtbare Zeichen einer so genannten psychischen Störung, sondern Teil des dynamischen Prozesses der Konfliktverarbeitung. Depressive Verstimmungen, Wahnvorstellungen, so genannte psychosomatische Symptome, Beeinträchtigung des Liebeslebens usw. zählen ebenso dazu wie die klassischen neurotischen Symptombildungen. Die Symptome sind ein Kompromiss zwischen Wunsch und Abwehr, bringen beides gleichermaßen zum Ausdruck. Sie sind «Ersatzbildungen», die, verschleiert durch die unbewusste Arbeit der Verdichtung und Verschiebung, die «Geschichte» des Konflikts, seine «Ur-sache» und seine Verarbeitungsversuche darstellen. Ob diese Ersatzbildungen nach außen als Verrücktheit, Neurose oder kreative Leistung mit künstlerischem «Wert» imponieren – immer sind sie eine kreative Schöpfung, eine Kreation des Sub-

jekts. Welcher «Wert» ihr «intersubjektiv», d. h. gesellschaftlich zukommen mag, ist notwendigerweise ein anderer Gesichtspunkt – außerhalb der Kompetenz der Psychoanalyse.

Nur sollte dieses umfassende Verständnis von Symptom die grundlegenden strukturellen und dynamisch-ökonomischen Unterschiede nicht verwischen. Ein psychotischer Wahn ist etwas anderes als ein psychosomatisches Phänomen, und eine Perversion ist etwas anderes als ein neurotisches Symptom.

5. Der verinnerlichte Konflikt manifestiert sich jedoch nicht lediglich in den so genannten Symptomen, sondern auch und nicht zuletzt im sozialen Verhalten, d. h. in der Gestaltung der Objektbeziehungen und deren Schicksalen. Ich nenne das im Schema den aktuellen Konflikt. Wiederholungszwang hat Freud (1914g; 1920g) die eigentümliche Tendenz des Psychischen genannt, die Muster verdrängter, aber dennoch dynamisch wirksamer, früher bestimmender und konflikthafter verinnerlichter Objektbeziehungen in aktuellen Beziehungen stets neu zu realisieren und so in ewigem Wechsel den ewig gleichen Konflikt neu in Szene zu setzen.
6. Aus der eigentümlichen Tendenz des Psychischen, verinnerlichte Objektbeziehungen und Konflikte in realen zwischenmenschlichen Beziehungen zu wiederholen, schmiedet die Psychoanalyse ihr einzigartiges Instrument, die Übertragung, genauer den bearbeitbaren Übertragungskonflikt.
7. Eine terminologische Konvention: Natürlich ist auch der Übertragungskonflikt ein aktueller Konflikt und der aktuelle Konflikt ein Übertragungskonflikt. Nicht das Phänomen der Übertragung, sondern der Gebrauch, den sie davon macht, ist spezifisch für die Psychoanalyse. Da es sich durchgehend eingebürgert hat, die Tatsache der Übertragung nur im Hinblick auf die psychoanalytische Situation Übertragung zu nennen, will ich auch den Begriff des Übertragungskonflikts für die Darstellung des verinnerlichten Konflikts im Raum der psychoanalytischen Situation reservieren, wie aktuell er immer sein mag, und umgekehrt den aktuellen Konflikt für den Konflikt im Leben, wie latent er auch immer sein mag.

Konflikt ist Seelenarbeit. Was das Subjekt bewusst als störendes, besser würde man sagen verstörendes Leiden erlebt, und was nach außen als sozial störendes Symptom oder störende Verhaltensweise imponiert, ist Ausdruck der Versuche des Subjekts, mit den Zwistigkeiten, Ungereimtheiten und Widersprüchen im eigenen Inneren zurechtzukommen und psychischen Schmerz in Grenzen zu halten. Jeder so genannten psychischen Störung liegen ein verinnerlichter Konflikt *und* die Geschichte seiner mehr oder weniger gescheiterten Verarbeitungsversuche zugrunde. Oder im Extrem eben gerade die strukturelle Unmöglichkeit, affizierende, beschädigende Erfahrungen als verinnerlichten Konflikt organisieren zu können. So oder so, die Psychoanalyse sieht in dem, was uns deskriptiv als so genannte psychische Störung imponiert und auch eine Störung des Lebens, Liebens, Arbeitens und Genießens ist, nicht primär die «Störung», sondern die Ver-

suche ihrer Verarbeitung, wie unzulänglich, gestört eben, sie uns auch immer scheinen mögen. Balint hat einmal die Neurose als die Bedingungen definiert, unter denen ein Mensch lieben und hassen kann. Was im Erleben und Verhalten als «psychische Störung» imponiert, spiegelt die bestmögliche Organisationsform wider, die bestmögliche Verarbeitung, die ein Mensch unter den äußeren und inneren Bedingungen seines Lebens für seine «traumatischen Erfahrungen» hat finden können, wie unzulänglich diese Verarbeitung erscheinen mag und wie starr und ungemütlich sie in der Tat auch ist. Ein Mensch beansprucht Psychoanalyse, wenn er sich damit nicht mehr zufrieden gibt, wenn er realisiert, dass das, woran er leidet, nicht eine Frage, sondern eine Antwort ist, die «dekonstruiert» werden muss, damit anderes und mehr möglich wird. Die psychoanalytische Situation ist eine Möglichkeit, die erstarrten verinnerlichten Konflikte zu verflüssigen und neu zu bearbeiten oder die Fragen zu suchen, deren Antwort die Neurose ist.

10. Konflikt und Übertragung: Die psychoanalytische Situation

Metapsychologie und die Theorie der psychoanalytischen Praxis

«Metapsychologie ist die kompaktste und abstrakteste Theorie der Erfahrung in der psychoanalytischen Kur» (Flournoy 1985, 1365), habe ich im ersten Kapitel gesagt. Damit ist sie eine aus der Erfahrung in der Kur abgeleitete Theorie des libidinösen Funktionierens der menschlichen Psyche und eine Theorie des Subjekts. Theorie und Praxis der Psychoanalyse sind dialektisch verschränkt. Zum Schluss will ich die Verbindung der Theorie, die ich entworfen habe, zur psychoanalytischen Situation wenigstens andeuten. Der Angelpunkt dieser Verbindung ist die Übertragung.

Längst bevor Freud die Bedeutung der Übertragung erkannte und zum zentralen psychoanalytischen Konzept ausarbeitete, ja von allem Anfang an, war sie der Angelpunkt und das Agens der analytischen Kur. Freud hat sie nicht in der Analyse Doras in die Psychoanalyse eingeführt, sondern in der Reflexion seiner psychoanalytischen Arbeit mit Dora entdeckt. Ihre Spuren lassen sich nachträglich leicht schon in den *Studien über Hysterie* ausmachen und am Ende des Aufsatzes *Zur Psychotherapie der Hysterie* (1895d, 310) fällt auch erstmals das Wort. Verwunderlich ist das nicht, war doch von allem Anfang an das intersubjektive Feld von Arzt und Patient das Tätigkeitsfeld der Psychoanalyse, nichts sonst. Es war wohl ein weiter Weg von den Anfängen der Psychoanalyse, der Hypnose und der kathartischen Methode, bis zu einer konzisen Theorie der psychoanalytischen Situation und ihrer Praxis als Bearbeitung von Übertragungskonflikten. Aber sie war von Anfang an eine «begrenzte und ganz besondere <Situation>, ohne andere technische Vermittlung als die der <Gegenwart> zweier Protagonisten» (Neyraut 1976, 131).

Nur, was hat die Übertragung mit der Metapsychologie zu tun, oder die Metapsychologie mit der Übertragung? Sicher, eine vertiefte und umfassende Diskussion der Übertragung und ihrer Stellung in der Kur gehört naturgemäß in die Theorie der Technik, präziser, in die Theorie der psychoanalytischen Situation und Praxis (Etchegoyen, 1991; Mertens 1990 u. 1991; Neyraut 1976; Silvestre 1998; Thomä u.

Kächele 1985). Aber Übertragung ist nicht bloß ein Begriff unter anderen, sondern der Begriff, auf den sich letztlich alle psychoanalytischen Begriffe beziehen lassen müssen. Eine Metapsychologie, die sich tatsächlich als abstrakteste Theorie der Erfahrung in der analytischen Kur verstanden wissen will, muss ihren Bezug zur Übertragung klar formulieren können, egal ob sie die Psychoanalyse als Konjunkturalwissenschaft (Lacan 1953; Vassalli 2005), als Tiefenhermeneutik (Lorenzer 1976), als Diskursanalyse (Borens 1996; Lacan 1953) oder dezidiert als Antihermeneutik (Laplanche 1998) verstanden wissen will.

Freud hat das nicht, zumindest nicht explizit, getan. Er hat zwar die frühen technischen und metapsychologischen Schriften im selben Zeitraum, also parallel, geschrieben, aber sie kaum aufeinander bezogen. Er hat allerdings die Metapsychologie nicht als Beschreibung der psychoanalytischen Situation, sondern als Konstruktion des psychischen Apparats verstanden, was ihm ja den sattsam bekannten Vorwurf eingetragen hat, seine Theorie sei eine «Ein-Personen-Psychologie» und daher zu verwerfen. Nur verwirft man dann gedankenlos die Grundannahme der Psychoanalyse, dass psychische und psychoanalytische Arbeit homolog sind.

Die Trennung von Vorstellung und Affekt: Verschiebung und Übertragung

Wenn Freud klinisch dachte, dachte er auch immer theoretisch und umgekehrt. Das macht nicht wenig von der Nachhaltigkeit und Unerschöpflichkeit seines Werkes aus. Bevor er das Konzept der Übertragung ausgearbeitet hat, hat er eine theoretische Grundlegung der Übertragung formuliert: In der psychoanalytischen Arbeit erfährt man, «dass die unbewusste Vorstellung als solche überhaupt unfähig ist, ins Vorbewusste einzutreten, und dass sie dort nur eine Wirkung zu äußern vermag, indem sie sich mit einer harmlosen, dem Vorbewussten bereits angehörigen Vorstellung in Verbindung setzt, auf sie ihre Intensität überträgt und sich durch sie decken lässt. Es ist dies die Tatsache der *Übertragung*, welche für so viele auffällige Vorfälle im Seelenleben der Neurotiker die Aufklärung enthält» (Freud 1900a, 568 f.). Das Wort *Übertragung* kommt in der *Traumdeutung* nur dieses eine Mal vor und taucht dann erst 1905 im Zusammenhang mit der Analyse *Doras* wieder auf. Es ist offensichtlich, Freud bezeichnet hier die für die Arbeit des Unbewussten charakteristischen Vorgänge, *Verschiebung* und *Verdichtung*, als Übertragung und nennt sie eine Tatsache. Bereits deutet er die für die Libidotheorie fundamentale radikale Trennung von libidinösem Affekt und Vorstellung an. Erst die Verschiebbarkeit der libidinösen Affekte macht Übertragung möglich, die vom Subjektiven ins Intersubjektive ausgreift, den Anderen, den Analytiker mit einbegreift. «Die Strecke der Übertragung ist die eines Affekts, der ausgehend von einer Vorstellung auf eine Wahrnehmung fällt» (Neyraut 1976, 174). In der Übertragung geschieht das, was Freud bisweilen eine topische Regression nennt.

Die meisten Lehrbücher zur Theorie der Technik übergehen diese mehr beiläufige als systematische Bemerkung Freuds. Sie enthält aber implizit und in nuce eine ganze Theorie. Freud selbst hat sie vielleicht auch vergessen, als er 1905 und später in der Auseinandersetzung mit dem Misserfolg der Analyse Doras die Übertragung in der psychoanalytischen Situation erstmals theoretisch zu erfassen versuchte. In neuerer Zeit wird dieser frühe Ansatz mehr und mehr in seiner Bedeutung erkannt. Silvestre (1998, 107), ein Analytiker aus der Schule Lacans, hat sein Verständnis der Übertragung ganz auf der Grundlage dieser ersten «Definition» entfaltet. Christopher Bollas (2006, 933) hob kürzlich mit Nachdruck diese primäre Bedeutung von Übertragung hervor und behauptet gar, die Psychoanalyse sollte zu dieser Freud'schen Sichtweise zurückkehren, «um deren Weisheit wieder zu entdecken». Pointiert und provokativ unterscheidet er das herkömmliche Verständnis von «Übertragung» (in Anführungszeichen) von der Freud'schen Übertragung (ohne Anführungszeichen).

Wir sollten in der Tat nicht das Kind mit dem Bade ausschütten und ob der neuen Begeisterung für die Intersubjektivität die subjektiven Vorgänge vernachlässigen. Schon 1914 hat Freud klar zwei Ordnungen psychischer Vorgänge unterschieden, die «intersubjektiven» – Freud hat sie natürlich nicht so genannt –: «Eindrücke, Szenen, Erlebnisse», und die «subjektiven»: «Phantasien, Beziehungsvorgänge, Gefühlsvorgänge, (intrapsychische, H. M.-P.) Zusammenhänge» (1914g, 127f.). Und es gilt nach wie vor und ließe sich leicht subjekttheoretisch formulieren, «... dass die analytische Arbeit aus zwei ganz verschiedenen Stücken besteht, dass sie sich auf zwei gesonderten Schauplätzen vollzieht, an zwei Personen vor sich geht, von denen jedem eine andere Aufgabe zugewiesen ist» (Freud 1937d, 44 f.). Diese Aussage kann man allerdings ganz verschieden interpretieren und tut es auch. Ein diskurstheoretisches Verständnis, das die beiden Stücke intersubjektiv verzahnt, wird eine andere Auffassung des psychoanalytischen Prozesses hervorbringen als das «gegenübertragungstheoretische» der Schule Melanie Kleins, welche die Dynamik von Übertragung und Gegenübertragung ganz von der so genannten projektiven Identifikation beherrscht sieht.

Jede psychoanalytische Theorie muss die subjektiven Vorgänge abbilden können, die sich als Verarbeitung der intersubjektiven Erfahrungen in der mentalen Innenwelt niederschlagen. Sie muss dem spezifischen psychischen Determinismus, der Besonderheit unbewusster Vorstellungen, die ihrer Bedeutung beraubt sind, der Verschiebung und damit der radikalen Trennung von Vorstellung und Affekt Rechnung tragen können. Sonst würde die Übertragung nicht funktionieren. Das bedingt, dass der ökonomische Gesichtspunkt als Affekttheorie und nicht als Energetik oder Hydraulik formuliert wird. Die Übertragung in der psychoanalytischen Situation ist das Zwischenreich zwischen dem Subjektiven und Intersubjektiven, dem verinnerlichten Konflikt und dem Leben, dem Introjekt und dem Objekt. Analyse ist also immer Übertragungsanalyse, aber nicht Analyse

der Übertragung, wie es Gill (1985) verlangt, sondern *in der* Übertragung, wie es Borens (1988) beschreibt.

Nachträglichkeit und Übertragung

Mehr noch. Die Übertragung in der psychoanalytischen Situation ist die reine Nachträglichkeit und umgekehrt, die Art und Weise, wie die psychoanalytische Kur die Nachträglichkeit in Gebrauch nimmt, gibt der Übertragung in der psychoanalytischen Situation erst ihren vollen Sinn. Die psychoanalytische Arbeit findet per definitionem in der Nachträglichkeit statt. Sie ist eine Fortsetzung der psychischen Arbeit mit anderen Mitteln unter den spezifischen Bedingungen der psychoanalytischen Situation, geprägt von der Reaktivierung der verinnerlichten Konflikte, ihrer «Traumen», den «ersten Szenen», und ihrer Übersetzungsversuche, und dem, was dabei als unübersetzbar abfiel und verdrängt wurde. Sie setzt die Konfliktgeschichte, den Prozess von Übersetzung und Verdrängung, von Wiederkehr des Verdrängten und anderer Übersetzung auf besondere Weise in Gang und hält ihn in besonderer Weise und für lange Zeit aufrecht. Durcharbeiten nennen wir das und geben damit einer nachträglichen Übersetzung eine neue Chance.

Die Verbindung der Nachträglichkeit mit der Übertragung ist die Nabelschnur zwischen Theorie und Praxis der Psychoanalyse. Im Konzept der Übertragung hat die Nachträglichkeit überlebt. Oft verborgen und unerkannt, mit einseitiger Betonung ihres quasi automatischen Wiederholungscharakters und unter Vernachlässigung der Tendenz jeder Wiederholung zur Symbolisierung, nämlich «Fueros», «Überlebsel» neu zum Leben zu bringen. Der bearbeitbare Übertragungskonflikt bietet die Möglichkeit, Verdrängtes in den psychischen Aufbauprozess von Übersetzung/Verdrängung zu integrieren und zu symbolisieren. Übertragung, so sagt Greenson (1973, 163) «ist ein Anachronismus, ein Irrtum in der Zeit». Nur ist der Irrtum kein Irrtum, sondern ein Aussetzen der chronologischen Zeit zugunsten der Zeitlosigkeit des Unbewussten, welche die nicht lineare Zeit der Nachträglichkeit ist. Wenn die Theoretiker der Technik, allen voran Greenson, die verzerrte Wahrnehmung des Objekts der Übertragung betonen, kann das allein heißen, dass der Andere, der Analytiker oder die Analytikerin, nicht als anderes Subjekt, sondern als Übertragungsobjekt im Spiel der verdrängten Wünsche und unbewussten Konflikte wahrgenommen wird – und dass das seine Richtigkeit hat.

Im Übertragungskonflikt nimmt der Analysand oder die Analysandin den Analytiker oder die Analytikerin zunächst als den Anderen der «ersten Szene» wahr bzw. macht ihn zum Anderen der ersten Szene, an die er oder sie sich per definitionem nicht erinnern kann; und er spielt mit ihm alle die «zweiten Szenen» und Übersetzungsversuche durch, die er im Laufe seines Lebens für die traumatischen rätselhaften Botschaften gefunden oder, besser noch, geschaffen hat. In dieser Hinsicht ist der Analytiker die Puppe, mit der die Analysandin oder der Ana-

lysand spielt, wie das Kind mit seinem Übergangsobjekt, und er muss sich dabei gar manches gefallen lassen – ohne einerseits mitzuspielen und sein Begehren als Analytiker aufzugeben. Er ist aber auch der, der eine neue Botschaft bringt, auch sie zunächst rätselhaft, nicht selten auch für den Analytiker selbst, der den Code auch nicht kennt; oft unerwünscht, weil es eine vielleicht sehr prekäre, aber bis anhin lebensnotwendige Übersetzung zunächst in Frage stellt, dekonstruiert. Wie immer der Analytiker oder die Analytikerin die «Neutralität» der psychoanalytischen Haltung versteht und handhabt, ist er oder sie ein Subjekt mit seinen oder ihren Eigenheiten, die dem Analysanden, der dafür ein sicheres Gespür hat, nicht entgehen und an die er seine Übertragungsreaktionen knüpft. Was Freud (1916–17a, 385) über die Notwendigkeit entwicklungsbedingter Traumata sagt, gilt gut und gerne auch für die realen Ansatzpunkte der Übertragung: Sind sie in der Realität enthalten, dann ist es gut; verweigert sie die Realität, so werden sie aus Andeutungen hergestellt und durch projektive Fantasie ergänzt. Die so genannte Abstinenz der Analytikerin, des Analytikers muss dynamisch und darf nicht regelhaft sein.

So viel zur so genannten Neutralität des Analytikers, die immer eine relative, eine bezogene ist. Im Übrigen spricht Freud nicht von Neutralität, auch nicht von einer Abstinenzregel, hingegen wohl vom «Grundsatz der Abstinenz», der, weit davon entfernt, lediglich eine technische Regel zu sein, theoretisch begründet und praktisch gefordert ist (Freud 1915a). Der Grundsatz der Abstinenz besagt nicht mehr und nicht weniger, als dass der Triebwunsch als für die psychoanalytische Arbeit und Veränderung notwendige Kraft aufrechterhalten und dass Übertragungsbefriedigung versagt werden muss, um am Widerstand den verinnerlichten Konflikt sichtbar zu machen, um sich in ihn vertiefen zu können und um Übertragungskonflikte und ihre Bearbeitung zu ermöglichen. Nur so kann es gelingen, für die verdrängten Teile rätselhafter Botschaften einen neuen Code der Übersetzung zu finden und den Analysanden zu befähigen, *im Leben* Triebkonflikte zu meistern und Befriedigung seiner Wünsche zu finden. So könnte in etwa eine übersetzte Paraphrase der Sätze lauten, mit denen Freud (1915a, 313) in den *Bemerkungen über die Übertragungsliebe* den Grundsatz der Abstinenz einführt.

Aber der Analytiker bleibt nicht in der Position des Anderen der ersten Szene. Seine besondere doppelte Position im psychoanalytischen Prozess als Objekt der Übertragung und Subjekt seines deutenden Sprechens skandiert und deutet die Rede des Analysanden. Damit durchbricht er den Zwang der Wiederholung und nutzt ihr Potenzial, das zur Symbolisierung drängt. Der Analytiker wird zum «Verwandlungsobjekt» (Bollas 1997, 25 ff.) und die psychoanalytische Situation verwandelt sich in Richtung der «zweiten Szene» der Nachträglichkeit, die den Prozess der Übersetzung/Verdrängung in Gang setzt und in Gang hält.

Die psychoanalytische Situation reiht sich in die Reihe der nachträglichen Übersetzungen ein. Sie ist Nachträglichkeit der Nachträglichkeit und setzt die Konflikt-

geschichte unter den Bedingungen des Widerstands in der Kur neu in Bewegung. Der psychoanalytische Diskurs schafft, wenn denn alles gut geht, einen neuen Code der Übersetzung. Dann geht es nicht um eine objektive Richtigkeit der Deutung, sondern um ihre subjektive Wahrheit. Das Schwergewicht verlagert sich von der Deutung des Analytikers auf das Deuten der Deutung durch den Analysanden oder die Analysandin. Das letzte Wort hat nicht der Analytiker, sondern der Analysand. Oder angemessener ausgedrückt: Erst wenn das deutende Sprechen der beiden so unterschiedlich beteiligten Subjekte ineinander greift und sich aneinander reibt, können wir rechtens von Diskurs sprechen – und dann gibt es keine autoritative Deutung, kein letztes Wort.

Die Übertragung und ihr Gebrauch im psychoanalytischen Diskurs

Erst in Verbindung mit einer allgemeinen psychoanalytischen Theorie lässt sich die Übertragung in ihrer ganzen Tragweite erfassen. Das *Phänomen* der Übertragung als solches ist keine Besonderheit der psychoanalytischen Situation. Spezifisch aber ist der Gebrauch, den die Psychoanalyse von der Übertragung macht. Jeder Mensch, so Freud (1912b, 364 f.) hat «während seiner Kinderjahre eine bestimmte Eigenart erworben ..., wie er das Liebesleben ausübt, also welche Triebe er dabei befriedigt, und welche Ziele er sich setzt. Das ergibt sozusagen ein Klischee (oder auch mehrere), welches im Laufe des Lebens regelmäßig wiederholt, neu abgedruckt wird». Eindringlich schildert er den Wiederholungszwang und die Übertragung im Leben in *Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten* (1914g, 130). Die Übertragung ist ubiquitär und Teil jeder Beziehung, insofern jede Beziehung aus unbewussten fantasmatischen Quellen gespeist wird *und* eine potenzielle neue Erfahrung ist, die im Sinne der Nachträglichkeit neue Übersetzungen verdrängter rätselhafter Botschaften ermöglicht. Übertragung ist nicht ein Störfall, sondern gehört zum Wesen und zum Aufbau der Objektbeziehung. Jede lebendige Beziehung konkretisiert sich im Wechselspiel von Neuerfahrung und Übertragung, von neuer Übersetzung und erneuter Verdrängung des Nicht-Übersetzbaren. Sie wird – im Leben – zum Störfall, wenn die Übertragung die Neuerfahrung überwiegt oder erstickt. Dieser Störfall jedoch wird zum Kernstück der psychoanalytischen Kur, wenn denn jemand in dieser Situation zu einer Analytikerin oder einem Analytiker findet.

Im Leben bewegen sich die Übertragungsbeziehungen zwischen zwei Polen: Entweder spielt der Andere im Übertragungsspiel unbewusst mit, übernimmt die Rolle, die ihm das Subjekt der Übertragung zuweist, nämlich dann, wenn seine Übertragungsneigungen zu den Übertragungstendenzen des Anderen passen wie der sprichwörtliche Schlüssel zum Schloss. Dann sprechen wir von einer neurotischen Beziehung. Solche Beziehungen können recht dauerhaft und scheinbar stabil sein – solange sich nichts verändert. In Tat und Wahrheit bleibt das Gleichge-

wicht stets labil, prekär und gefährdet. – Oder der Andere, der Objekt einer Übertragung wird, übernimmt die ihm zugedachte Rolle im neurotischen Spiel nicht, eine Beziehung kommt nicht zustande.

Die Psychoanalyse geht einen dritten Weg. Der Grundsatz der Abstinenz heiß in allererster Linie, die Übertragung weder zurückzuweisen noch in ihr mitzuspielen, sondern den Übertragungskonflikt zu «halten». Die Psychoanalyse schafft aus der Wiederholung in der Übertragung, die immer eine «regressive» und «progressive», eine fantasmatistische und symbolische Seite hat, ihr Hauptinstrument: den *bearbeitbaren* Übertragungskonflikt. Freud hat es so ausgedrückt: «Wir eröffnen ihm (dem Wiederholungszwang, H. M.-P.) die Übertragung als den Tummelplatz, auf dem ihm gestattet wird, sich in fast völliger Freiheit zu entfalten, und auferlegt ist, uns alles vorzuführen, was sich an pathogenen Trieben im Seelenleben des Analysierten verborgen hat. Wenn der Patient nur so viel Entgegenkommen zeigt, dass er die Existenzbedingungen der Behandlung respektiert, gelingt es uns regelmäßig, allen Symptomen der Krankheit eine neue Übertragungsbedeutung zu geben, seine gemeine Neurose durch eine Übertragungsneurose zu ersetzen, von der er durch die therapeutische Arbeit geheilt werden kann» (1914g, 134 f.).

In der Übertragung der psychoanalytischen Situation werden die erstarrten verinnerlichten Konflikte wieder zu effektiven, intersubjektiv geteilten, lebendigen Konflikten. Der verinnerlichte Konflikt wird in einen zwischenmenschlichen übersetzt, der bearbeitet werden kann. Was wir psychoanalytische Ausbildung nennen, dient in erster Linie dazu, die Analytikerin und den Analytiker auf diese Situation und ihre Handhabung vorzubereiten. Sie oder er muss, damit eine bearbeitbare Übertragung zustande kommen und aufrechterhalten werden kann, der Analysandin oder dem Analysanden bzw. deren verinnerlichten Konflikten das Feld überlassen können, ohne sich darin zu verlieren. Nochmals: «Die Kur muss in der Abstinenz durchgeführt werden» (Freud 1915a, 313). Das so genannte Setting – das muss nicht zwingend die Couch sein –, freie Assoziation, gleichschwebende Aufmerksamkeit und psychoanalytische Haltung sind die Eckpfeiler der Kur, die dann immer mehr zur Kür wird. Sie fordert vom Analytiker nicht zuletzt die Suspendierung des vermeintlichen Wissens, damit das «unbewusste Wissen» des Analysanden nicht oder – realistischer – so wenig wie möglich durch sein Lehrwissen kontaminiert wird. Nie kann er wissen, was ihn erwartet, nie weiß er die Wahrheit des Anderen. Im Gebrauch der Übertragung liegt der fundamentale Unterschied zwischen dem psychiatrischen oder psychotherapeutischen und dem psychoanalytischen Zugang. Natürlich wird der Analysand unter dem Diktat des Widerstands alles versuchen, das Wissen seines Analytikers oder seiner Analytikerin herauszufordern, ihn oder sie zum psychiatrischen oder therapeutischen Experten zu machen, um der Übertragung zu entgehen. Übertragungswiderstand heiß das in der Terminologie der Theorie der Technik. Der Analytiker ist der, dem Wissen unterstellt wird, sagt Lacan. Diese Rolle zu übernehmen, heiß, das Übertragungsspiel mitzuspielen. Sie aufzunehmen und zu

suspendieren provoziert und hält erst eine *bearbeitbare* Übertragung. Die Arbeit in der Übertragung folgt der Spur vom Bild zum Wort, von der imaginären, durch Fantasmen geprägten Darstellung des immer Gleichen, zur symbolischen Ebene des Wortes im Diskurs. Die psychoanalytische Arbeit ist sukzessive Symbolisierung oder, wie es Fink (2005, 123) prägnant sagt, «das Überschreiben des Imaginären durch das Symbolische».

Die psychoanalytische Situation ist entschieden mehr als ein raffiniertes oder, wie viele meinen, antiquiertes psychotherapeutisches Arrangement. Sie ist oder schafft die Situation *par excellence*, in der so genannte Störungen als Konflikte wahrgenommen und bearbeitet werden können. Der Analysand oder die Analysandin ist in diesem «Spiel» Objekt seiner Introjekte und wird mehr und mehr zum Subjekt seiner Einsicht, des Erkennens. Der Analytiker ist Objekt der Übertragung und Subjekt des Deutens. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Zur geforderten Suspendierung des Wissens gehört nicht zuletzt, dass das deutende Sprechen des Analytikers diskursiv ist und bleibt, nicht zur autoritativen «gültigen» oder gar «richtigen» Deutung gerät, die verschließt, statt zu öffnen. Der psychoanalytische Diskurs realisiert sich nicht darin, dass die Analysandin oder der Analysand einer Deutung des Analytikers zustimmt oder sie ablehnt, sondern darin, dass sie oder er das Sprechen der Analytikerin oder des Analytikers seinerseits deutet. Haydée Faimberg (2001) hat das unter dem treffenden Titel *Dem Zuhören zuhören* beschrieben. Die Beteiligung des Analysanden oder der Analysandin am Deutungsprozess oder die diskursive intersubjektive Bewegung des Deutens ist allerdings ein Thema, das die herkömmliche Theorie der Technik noch sträflich vernachlässigt.

Übertragung als Sprechen zum Analytiker

Zum Schluss möchte ich ein paar Worte zum Verhältnis von Sprechen und Übertragung verlieren. Die Betonung der Übertragung im Sinne der Übertragungsinszenierung droht das spezifische Sprechen und Hören in dieser Situation zu verdrängen. Christopher Bollas' (2006) provokante Arbeit *Übertragungsdeutung als ein Widerstand gegen die freie Assoziation* wirkt da wie ein Paukenschlag und rückt die Dinge wieder ins richtige Verhältnis. Michel Silvestre, ich habe es bereits erwähnt, hat schon 1998 in seiner tiefgründigen, aber wohl wenig rezipierten Arbeit *Die Übertragung in der Ausrichtung der Kur* bereits ähnliche Gedanken geäußert.

Zweifellos ist es die Erkenntnis von *Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten*, hinter die die Analyse nicht zurück kann und will, dass wir es in der psychoanalytischen Situation immer mit zwei Weisen der Kommunikation zu tun haben, mit erinnern und wiederholen nämlich, oder sprechen und handeln. Wir nennen das Inszenieren oder «acting in». Nur sollten wir nicht bloß diese zweite Kom-

munikationsweise Übertragung nennen und das Sprechen aus der Übertragung herausfallen lassen.

Es gerät leicht in Vergessenheit, dass das freie Assoziieren ein Sprechen des Analysanden in Gegenwart eines spezifischen Anderen, des Analytikers, ist, der durch seine spezifische Weise zu hören und zu intervenieren an der Produktion freier Assoziationen mit beteiligt ist. Und es gerät leicht in Vergessenheit, dass das Subjekt der Aussage nicht das Subjekt des Aussagens ist, dass das Aussagen nicht im Ausgesagten aufgeht. Die gleichschwebende Aufmerksamkeit lässt im Aussagen das Nichtgesagte hörbar werden.

Es ist ja der ironische Effekt der Grundregel, die strenge Determiniertheit des Sprechens an den Tag zu bringen. «Nicht nur sagt das Subjekt nicht das, was es will, sondern das, was es sagt, sagt etwas anderes, als es zu sagen glaubte.» Diese «doppelte Überraschung», sagt Silvestre (1998–1, 107), hat bei Freud die Hypothese des Unbewussten begründet. Wäre dem nicht so, gäbe es nichts zu deuten. Schon in der *Traumdeutung* hat Freud den manifesten Traum und die latenten Traumgedanken unterschieden. Es sind die Letzteren, die den psychoanalytischen Diskurs in Gang bringen und aufrechterhalten. Man schämt sich fast, es zu sagen, aber einzig und allein das Hören auf das Unbewusste bestimmt den psychoanalytischen Diskurs und unterscheidet ihn von anderen Diskursen. Michel Silvestre (1998–1) sagt dezidiert, dass die Grundregel einen gewissen «Kurautomatismus» in Aktion treten lässt, weil er für die Wiederkehr des Verdrängten im Diskurs sorgt. Es hängt nun alles davon ab, dass sich der Analytiker diesem «Kurautomatismus» möglichst wenig widersetzt und quer legt, z. B., wie bereits angedeutet, mit vorschnellen, «wissenden» Deutungen. «Der Andere als Adresse des Empfängers, zu dem das Subjekt spricht, ist so vom Beginn der Psychoanalyse an gesetzt. Damit es zur Kur kommt, braucht der Analytiker sich nur an diesem Platz aufzuhalten und den Empfang dessen zu bestätigen, was er vernimmt (ebd., 108).» Dann kann die Übertragung zum Träger der Wiederholung werden, allerdings nicht zur kruden Wiederholung des Vergangenen. Was wiederholt, wieder geholt wird, ist der verinnerlichte Konflikt und die Geschichte seiner Abwehr, d. h. seiner Bearbeitungen in der Zeit, seiner Übersetzungen und Verdrängungen. Übertragung ist es, wenn der Analytiker in die Wiederholung eingeschlossen ist, und er interveniert, insofern er Träger oder Zeuge dieser Wiederholung ist.

Träger und Zeuge ist nicht dasselbe und hat etwas zu tun mit freier Assoziation und Narration. Der Analytiker ist *Träger* der Wiederholung, wenn sich ein Konflikt in der Beziehung zum Analytiker reinszeniert. Er ist *Zeuge* der Wiederholung, wenn er einem Narrativ begegnet, in dem sich in einer Alltagssituation ein verinnerlichter Konflikt manifestiert.

Nun ist das freie Assoziieren ein nie erreichter Idealzustand, der dauernd durch die Abwehr des Ichs gebrochen wird. Allerdings sind gerade diese Brüche höchst

bedeutsam, weil sie etwas von der Arbeit des Ichs am und im verinnerlichten Konflikt in der Übertragung aufscheinen lassen. «Der Analytiker bekommt Gelegenheit, eine jener ... schwer durchschaubaren Abwehrmaßnahmen des Ichs gegen das Es hin vor seinen Augen in Aktion treten zu sehen, und muss sie zum Objekt seiner Zerlegungsarbeit machen... Also nicht die Befolgung der Grundregel an sich, sondern der Kampf um die Befolgung der Grundregel ist das, worauf es ankommt (A. Freud 1987, 207 f.). Ein Stück Ichanalyse, das heißt Deuten von Abwehr, macht es möglich, dass freie Einfälle auftauchen.

Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass der psychoanalytische Diskurs auf weiten Strecken und immer wieder gesättigt ist von kohärenten und kompakten Erzählungen von realen Konflikten, ganz in Analogie zur Erzählung des manifesten Traums. Die nun notwendige Ichanalyse stellt den Analytiker vor schwierige Probleme und fordert ihm eine besondere Form und Kapazität des «Containings» ab, des Containings von Konflikten nämlich, indem er zwischen den Zeilen der manifesten Erzählung den latenten Konflikt und seine Geschichte liest. Wenn er das tut und dementsprechend interveniert, provoziert er eine bearbeitbare Übertragung, und dies ist Arbeit *in* der Übertragung zum Analytiker, aber *an* der Übertragung auf andere. Die pejorativen Begriffe von Neben- oder Außenübertragung und Agieren vermeide ich in diesem Zusammenhang mit Bedacht, weil sie nicht treffen würden, was Sache ist.

Schon 1981 entwickelte Leo Stone Gedanken über Wiederholungen außerhalb der Übertragung. Er meint, was wohl jede Analytikerin und jeder Analytiker bestätigen kann, dass oft Deutungen Wiederholungen oder, in meinen Worten, Übertragungskonflikte im Leben hervorrufen. Dahinter ist ganz und gar nicht ein technischer Fehler zu wittern. Es geht vielmehr um die Deutung als Konfrontation und Provokation im wahrsten Sinne des Wortes. Implizit gibt Stone damit dem Konzept der Übertragung seine übergreifende und sachgemäße Bedeutung wieder, die in der Einengung der Übertragung auf die Inszenierungen in der Analyse mehr und mehr verschwunden ist. Michel Silvestre (1998–2, 121) hat diesen Ansatz aufgenommen und diskurstheoretisch auf den Punkt gebracht. «Ohne es zu wissen und, offenkundig, ohne es zu sagen, unterscheidet Leo Stone den Analytiker als denjenigen, *zu dem* der Analysant spricht, von dem Analytiker, *von dem* der Analysant spricht.» Bis zum Äußersten zugespitzt heißt das, es ist Übertragung, wenn der Analysand *zum* Analytiker spricht, nicht erst, wenn er *über* ihn spricht, wie es z. B. Gill (1985) in seinem Verständnis von Übertragungsanalyse fordert. So verstanden umfasst Übertragung das Feld des Sprechens *und* die Inszenierung in der psychoanalytischen Situation. Ihre Dynamik entfaltet sich im Spannungsfeld des Sprechens des Analysanden und des spezifischen Hörens des Analytikers und des spezifischen Sprechens des Analytikers und des Hörens des Analysanden.

Wenn jemand Analyse in Anspruch nimmt, hat er aufgrund der Vorgespräche, so sie denn analytisch und nicht vorwiegend anamnestic und diagnostisch geführt

werden, eine Ahnung von dem, was ihn erwartet und was er erwarten kann. Wenn er das deutende Hören und Sprechen des Analytikers zulassen und konstruktiv nutzen kann, dann erzählt er seine Alltagskonflikte nicht irgendwem, von dem er Anteilnahme, Zuspruch und letztlich Zustimmung erwartet, sondern dem Analytiker, der deuten und nur deuten wird. Nur zu oft wird es allerdings so scheinen, als erwarte er Zuspruch, solidarische Unterstützung und Rat, denn Widerstand ist immer im Spiel, muss es sein, sonst gibt es kein analytisches Arbeiten. Ichanalyse, wie oben kurz angedeutet, ist notwendig, damit «Es» sprechen kann. Aber was der Analysand in einem bestimmten Moment verlangt, ist mitnichten immer das, was er begehrt, ja oft ist gerade das, was er verlangt, oft ultimativ fordert, gerade das, was auf keinen Fall gesagt werden und eintreten darf. Es gehört zur psychoanalytischen Kompetenz, der Analysandin, dem Analysanden so viel Deutung und Übertragung wie möglich und so viel wie nötig zuzumuten, um den Prozess in Gang zu halten, ohne aber einen unheilvollen Übertragungswiderstand auszulösen, der nicht mehr gehalten und analysiert werden könnte. Manche Analysen scheitern an dieser Gratwanderung.

Es ist aber in aller Regel kein Fortkommen, wenn der Analytiker, die Analytikerin nicht Konflikte des Lebens, die der Analysand von «außen» in die psychoanalytische Arbeit hineinträgt, als «Übertragungskonflikte» analysieren würde. Das bringt und hält einen analytischen Prozess in Gang, setzt allerdings voraus, dass der Analysand oder die Analysandin zulassen kann und aktiv dabei mitwirkt, dass die Analytikerin so genannt reales Erleben unter dem Gesichtspunkt von Fantasien liest und deutet, in der scheinbar realen die fantasmatische Geschichte zum Sprechen bringt. Das ist ein oder das entscheidende Indikationskriterium, sozusagen die mindeste «Existenzbedingung» der analytischen Arbeit, und sie ist nur möglich, wenn die Analysandin, der Analysand zum Analytiker eine signifikante und mehrschichtige, eben eine Übertragungsbeziehung eingehen kann, auch wenn diese nicht oder noch nicht im Hier und Jetzt der analytischen Situation bearbeitet, also noch nicht *über* den Analytiker gesprochen werden kann. Der Analytiker ist dabei mit der spezifischen Schwierigkeit konfrontiert, dass Prozesse ablaufen, die er teilweise versteht, aber nicht oder noch nicht mit dem Analysanden durcharbeiten, geschweige denn vertiefen kann. Eine Analyse braucht ihre Zeit und hat ihre verschiedenen Zeiten.

Man mag das Übertragungswiderstand nennen. Es ist Übertragungswiderstand, die für die psychoanalytische Arbeit charakteristische und notwendige Widerständigkeit. Im Widerstand erfährt die Analytikerin, der Analytiker das Ich des Subjekts an der Arbeit im Konflikt und am Wunsch, der insistiert *und* Angst macht. Das Ich schlägt Alarm und gerät in Aufruhr, wenn sich das Subjekt aufmacht, den primären Krankheitsgewinn, die zwar nicht befriedigende, weil nicht gefühlte, aber sichere «Befriedigung», und die relative Ruhe, die das Symptom gewähren, in Frage zu stellen, ohne dass schon neue Befriedigungsmöglichkeiten und neue Sicherheiten am Horizont erscheinen. Der Widerstand stützt sich «auf gute Gründe». Psychoanalyse ist immer ein Wagnis.

Ich danke

allen Kolleginnen und Kollegen, die sich für mein Projekt interessiert, Teile gelesen und mit mir diskutiert haben, insbesondere den Teilnehmenden eines zweijährigen Seminars am Freud-Institut Zürich zur Metapsychologie und Ulrich Moser, Zürich, der zwei Kapitel sorgfältig und wohlwollend-kritisch gelesen und ausführlich kommentiert hat. Ich danke meinem Freund Martin Kuster, Zürich, der mich in seiner ihm eigenen Art subtil unterstützt hat, wenn ich aufgeben wollte. Ich danke Edith Geus-Mertens, München, die den Text sorgfältig redigiert und in die sprachliche Form gebracht hat, in der er jetzt vorliegt. Last but not least danke ich dem Lektor und der Lektorin des Hans Huber Verlages, Bern, Peter Stehlin und Monika Eginger, die meinem Projekt mit größter Offenheit begegnet sind und geduldig auf die Fertigstellung des Manuskripts gewartet haben.

Literatur

- Altmeyer, M. (2000): Narzißmus und Objekt. Ein intersubjektives Verständnis der Selbstbezogenheit. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Altmeyer, M. u. Thomä, H. (2006): Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Andreas-Salomé, L. (1965): In der Schule bei Freud. München: Kindler.
- Ansermet, F. u. Magistretti, P. (2005): Die Individualität des Gehirns. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Balint, M. (1938): Ich-Stärke, Ich-Pädagogik und «Lernen». In: Balint 1969.
- (1969): Die Urformen der Liebe und die Psychoanalyse. Frankfurt/M.: Fischer.
- Bareuther, H. u. a. (Hrsg.) (1999): Plädoyer für die Trieblehre. Gegen die Verarmung sozialwissenschaftlichen Denkens. Tübingen: edition diskord.
- Bayer, L. u. Quindeau, I. (Hrsg.) (2004): Die unbewusste Botschaft der Verführung. Interdisziplinäre Studien zur Verführungstheorie Jean Laplanches. Gießen: Psychosozial.
- Benjamin, Jessica (1988): Die Fesseln der Liebe. Feminismus und das Problem der Macht. Frankfurt/M.: Stroemfeld 1993.
- Bianchi, F. (2006): Die Wahrnehmungsspur: Ursprung der Selbstzerstörung? Unveröffentlichtes Manuskript.
- Bion, W. R. (1962): Lernen durch Erfahrung. Frankfurt/M.: Fischer 1990.
- (1965): Transformationen. Frankfurt/M.: Fischer 1997.
- Bischof, N. (1985): Das Rätsel Ödipus. Die biologischen Wurzeln des Urkonflikts von Intimität und Autonomie. München: Piper.
- Bohleber, W. (Hrsg.) (2001): Zur Psychoanalyse menschlicher Destruktivität. *Psyche – Z. Psychoanal*, 55, Sonderheft 9/10.
- Bollas, Ch. (1997): Der Schatten des Objekts. Das ungedachte Bekannte. Zur Psychoanalyse der frühen Entwicklung. Stuttgart: Klett-Cotta 1997.
- (1992): Genese der Persönlichkeit. *Psychoanalyse und Selbsterfahrung*. Stuttgart: Klett-Cotta 2000.
- (2006): Übertragungsdeutung als ein Widerstand gegen die freie Assoziation. *Psyche – Z. Psychoanal*, 60, 932–947.
- Borens, R. (1988): Deutung der Übertragung oder Deutung in der Übertragung? *RISS* 3, 22–41.
- (1996): Psychoanalyse versus Psychotherapie – Diskurs versus Dialog. *Z. psychoanal. Theorie u. Praxis*, 11, 142–161.
- (1998): Widerstände der Psychoanalyse. *RISS* 43, 9–30.
- (2001): Randnotizen zur Genese des Traumas. *Z. psychoanal. Theorie u. Praxis*, 16, 257–268.
- Bowie, M. (1994): Lacan. Göttingen: Steidl.
- Bowlby, J. (1969): Bindung. Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung. München: Kindler 1975.
- Chasseguet-Smirgel, J. (1975): Freud und die Weiblichkeit. In: Dies.: *Zwei Bäume im Garten. Zur psychischen Bedeutung der Vater- und Mutterbilder*. München: Verlag Internationale Psychoanalyse 1988.

- Chodorow, N.J. (2001): Die Macht der Gefühle. Subjekt und Bedeutung in Psychoanalyse, Geschichte und Kultur. Stuttgart: Kohlhammer.
- Damasio, A. R. (1995): Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. Berlin: Ullstein 2005.
- David-Ménard, M. (1997): Konstruktionen des Allgemeinen. Psychoanalyse, Philosophie. Wien: Turia + Kant 1999.
- De M'Uzan, M. (2006): Die Analysestunde – eine erogene Zone? Z. Psychoanal. Theorie u. Praxis 21, 186–196.
- Derrida, J. (1966): Freud und der Schauplatz der Schrift. In: Die Schrift und die Differenz. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1976.
- (1972): Die *différance*. In: Postmoderne und Dekonstruktion. Texte französischer Philosophen der Gegenwart. Stuttgart: Reclam 1993.
- Dornes, M. (1993a): Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen. Frankfurt/M.: Fischer. 13. Aufl. 2004.
- (1993b): Psychoanalyse und Kleinkindforschung. Einige Grundthemen der Debatte. Psyche – Z. Psychoanal, 47, 1116–1152.
- (2000): Die emotionale Welt des Kindes. Frankfurt/M.: Fischer.
- Etchegoyen, R. H. (1991): The Fundamentals of Psychoanalytic Technique. London: Karnak.
- Fast, I. (1984): Von der Einheit zur Differenz. Psychoanalyse der Geschlechtsidentität. Berlin/Heidelberg: Springer 1990.
- Faimberg, H. (2001): Dem Zuhören zuhören. Stuttgart: Klett.
- Fenichel, O. (1926): Die Identifizierung. In: Aufsätze. Bd. I. Olten: Walter 1979.
- (1945): Psychoanalytische Neurosenlehre. 3 Bde. Olten: Walter 1974, 1975 u. 1977.
- Ferenczi, S. (1933): Sprachverwirrung zwischen dem Erwachsenen und dem Kind. In: Schriften zur Psychoanalyse. Bd. II. Frankfurt/M.: Fischer 1972.
- Fink, B. (2005): Eine klinische Einführung in die Lacansche Psychoanalyse. Theorie und Technik. Wien: Turia + Kant.
- (2006): Das Lacansche Subjekt. Wien: Turia + Kant.
- Fischer, G. u. Riedesser, P. (1999): Lehrbuch der Psychotraumatologie. München/Basel: Reinhardt.
- Flournoy, O. (1985): Métapsychanalyse. Rev. Franç. Psychanal., 44, 1461–1478.
- Fonagy, P. (2003): Bindungstheorie und Psychoanalyse. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Fonagy, P., Gergely, G., Jurist, E. L. u. Target, M. (2004): Affektregulierung, Mentalisierung und Entwicklung des Selbst. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Foucault, M. (1969): Was ist ein Autor? In: Foucault, M. (1993): Schriften zur Literatur. Frankfurt/M.: Fischer.
- Freud, A. (1936): Das Ich und die Abwehrmechanismen. In: Die Schriften der Anna Freud. Bd. 1. Frankfurt/M.: Fischer 1987.
- Freud, S. (1894a): Die Abwehr-Neuropsychosen. GW 1.
- (1895/1950c): Entwurf einer Psychologie. GW Nachtragsband 1987.
- (1895/1985c): Briefe an Wilhelm Fliess 1887–1904 hrsg. von J.M. Masson. Frankfurt/M.: Fischer.
- (1895d): Studien über Hysterie. Frühe Schriften zur Neurosenlehre. GW 1.
- (1900a): Die Traumdeutung. GW 2/3.
- (1901a): Über den Traum. GW 2/3.
- (1905d): Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. GW 5.
- (1905e): Bruchstücke einer Hysterieanalyse. GW 5.
- (1908c): Über infantile Sexualtheorien. GW 7.
- (1908d): Die «kulturelle» Sexualmoral und die moderne Nervosität. GW 7.
- (1909b): Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben. GW 7.
- (1910h): Über einen besonderen Typus der Objektwahl beim Manne. GW 8.
- (1910i): Die psychogene Sehstörung in psychoanalytischer Auffassung. GW 8.

- (1910k): Über «wilde» Psychoanalyse. GW 8.
 - (1911b): Formulierungen über die zwei Prinzipien des psychischen Geschehens. GW 8.
 - (1911c): Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides). GW 8.
 - (1912–13a): Totem und Tabu. GW 9.
 - (1912b): Zur Dynamik der Übertragung. GW 8.
 - (1913j): Das Interesse an der Psychoanalyse. GW 8.
 - (1914c): Zur Einführung des Narzißmus. GW 10.
 - (1914g): Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten. GW 10.
 - (1915a): Bemerkungen über die Übertragungsliebe. GW 10.
 - (1915c): Triebe und Tribschicksale. GW 10.
 - (1915d): Die Verdrängung. GW 10.
 - (1915e): Das Unbewußte. GW 10.
 - (1916–17): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW 11.
 - (1916–17g): Trauer und Melancholie. GW 10.
 - (1918b): Aus der Geschichte einer infantilen Neurose. GW 12.
 - (1920g): Jenseits des Lustprinzips. GW 13.
 - (1921c): Massenpsychologie und Ich-Analyse. GW 13.
 - (1923a): «Psychoanalyse» und «Libidotheorie». GW 13.
 - (1923b): Das Ich und das Es. GW 13.
 - (1923e): Die infantile Genitalorganisation. GW 13.
 - (1924c): Das ökonomische Problem des Masochismus. GW 13.
 - (1924f): Kurzer Abriß der Psychoanalyse. GW 13.
 - (1924d): Der Untergang des Ödipuskomplexes. GW 13.
 - (1925a): Notiz über den «Wunderblock». GW 14.
 - (1925h): Die Verneinung. GW 14.
 - (1925j): Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds. GW 14.
 - (1926d): Hemmung, Symptom und Angst. GW 14.
 - (1930a): Das Unbehagen in der Kultur. GW 14.
 - (1931b): Über die weibliche Sexualität. GW 14.
 - (1933a): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW 15.
 - (1937c): Die endliche und die unendliche Analyse. GW 16.
 - (1937d): Konstruktionen in der Analyse. GW 16.
 - (1939a): Der Mann Moses und die monotheistische Religion. GW 16.
 - (1940a): Abriß der Psychoanalyse. GW 17.
- Gast, L. u. Körner, J. (Hrsg.) (1999): Psychoanalytische Anthropologie II: Ödipales Denken in der Psychoanalyse. Tübingen: edition diskord.
- Gekle, H. (1997): Die unbewusste Phantasie – zu Struktur und Genese. In: Gast, L. u. Körner, J. (1997): Psychoanalytische Anthropologie I: Über die verborgenen anthropologischen Entwürfe der Psychoanalyse. Tübingen: edition diskord.
- Gergely, G. and Watson, J. S. (1996): The social biofeedback theory of parental affect-mirroring: The development of emotional self-awareness and self-control in infancy. *Int. J. Psychoanal.*, 77, 2282–1212.
- Gill, M. M. (1985): *Analysis of Transference. Volume I: Theory and Technique.* New York: Int. Univ. Press.
- Green, A. (1983): Die tote Mutter. Psychoanalytische Studien zu Lebensnarzißmus und Todesnarzißmus. Gießen: Psychosozial 2004.
- (1990): Geheime Verrücktheit. Grenzfälle der psychoanalytischen Praxis. Gießen: Psychosozial 2000.
 - (1993): Tödestrieb, negativer Narzissmus, Desobjektalisierungsfunktion. *Psyche – Z. Psychoanal.*, 51, 2001, 869–877.

- (1998): Zeitlichkeit in der Psychoanalyse: Zersplitterte Zeit. *Psyche – Z. Psychoanal*, 2003, 57, 789–811.
- Greenson, R.R. (1973): *Technik und Praxis der Psychoanalyse*. Stuttgart: Klett.
- Grunberger, B. (1971): *Vom Narzißmus zum Objekt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1976.
- (1985): Über die Monade. In: Ders. (1988): *Narziß und Anubis. Die Psychoanalyse jenseits der Triebtheorie*. 2 Bde. München: Verlag Internationale Psychoanalyse.
- Hartmann, H. (1939): *Ichpsychologie und Anpassungsproblem*. Stuttgart: Klett 1960.
- (1949): Bemerkungen zur psychoanalytischen Theorie der Triebe. In: Hartmann 1972.
- (1950): Bemerkungen zur psychoanalytischen Theorie des Ich. In: Hartmann 1972.
- Bemerkungen zur Theorie der Sublimierung. In: Hartmann 1972.
- (1964): *Ich-Psychologie. Studien zur psychoanalytischen Theorie*. Stuttgart: Klett 1972.
- Heenen-Wolff, S. (2000) (Hrsg.): *Neues vom Weib. Französische Beiträge*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hegener, W. (1997): *Zur Grammatik Psychischer Schrift. Systematische und historische Untersuchungen zum Schriftgedanken im Werk Sigmund Freuds*. Tübingen: edition diskord.
- Hock, U. (2003): Die Zeit des Erinnerens. *Psyche – Z. Psychoanal*, 57, 812–840.
- Holderegger, H. (1993): *Der Umgang mit dem Trauma*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Horney, K. (1936): *Die Psychologie der Frau*. Frankfurt/M.: Fischer 1984.
- Irigaray, L. (1984): *Ethik der sexuellen Differenz*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991.
- Israël, L. (1976): *Die unerhörte Botschaft der Hysterie*. München/Basel: Reinhardt 2001, 4. Aufl.
- Jacobson, Edith (1964): *Das Selbst und die Welt der Objekte*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1973.
- Joffe, W. G. u. Sandler, J. (1967): Über einige begriffliche Probleme im Zusammenhang mit dem Studium narzißtischer Persönlichkeitsstörungen. *Psyche – Z. Psychoanal*, 21, 152–165.
- Juranville, A. (1984): *Lacan und die Philosophie*. München: Klaus Boer 1990.
- Kernberg, O. (1975): *Borderline-Störungen und pathologischer Narzißmus*. Frankfurt/M.: Fischer 1978.
- (1976): *Objektbeziehungen und Praxis der Psychoanalyse*. Stuttgart: Klett-Cotta 1981.
- (1992): *Wut und Haß. Über die Bedeutung von Aggression bei Persönlichkeitsstörungen und sexueller Perversion*. Stuttgart: Klett-Cotta 1997.
- Kerz-Rühling, I. (1993): Nachträglichkeit. *Psyche – Z. Psychoanal*, 47, 911–933.
- Kettner, M. (1999): Das Konzept der Nachträglichkeit in Freuds Erinnerungstheorie. *Psyche – Z. Psychoanal*, 53, 309–342.
- Kimmerle, G. (1988): *Verneinung und Wiederkehr. Eine methodische Lektüre von Freuds «Jenseits des Lustprinzips»*. Tübingen: edition diskord.
- Kohut, H. (1971): *Narzißmus. Eine Theorie der Behandlung narzißtischer Persönlichkeitsstörungen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1973.
- Köhler, Th. (1990; 1993): *Das Werk Sigmund Freuds*. 2 Bde. Heidelberg: Asanger.
- Krause, R. (1997 u. 1998): *Allgemeine Psychoanalytische Krankheitslehre*. 2 Bde. Stuttgart: Kohlhammer.
- Kutter, P. (1989): *Moderne Psychoanalyse. Eine Einführung in die Psychoanalyse unbewußter Prozesse*. München/Wien: Verlag Internationale Psychoanalyse.
- Lacan, J. (1949): *Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion*. In: *Schriften I*. Berlin: Quadriga 1986.
- (1953): *Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse*. In: *Schriften I*. Weinheim: Quadriga 1986.
- (1958a): Über eine Frage, die jeder möglichen Behandlung der Psychose vorausgeht. In: *Schriften II*. Olten: Walter 1975.
- (1958b): *Die Bedeutung des Phallus*. In: *Schriften II*. Olten: Walter 1975.
- (1964): *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse. Das Seminar Buch 1*. Olten: Walter 1978.
- (1975): *Encore. Das Seminar Buch XX*. Weinheim: Quadriga 1991.
- Laplanche, J. (1970): *Leben und Tod in der Psychoanalyse*. Olten: Walter 1974.

- (1987): *Nouveau fondements pour la psychanalyse*. Paris: puf.
 - (1988): *Die allgemeine Verführungstheorie*. Tübingen: edition diskord.
 - (1992): *Die unvollendete kopernikanische Revolution in der Psychoanalyse*. Frankfurt/M.: Fischer 1996a.
 - (1996b): Der (sogenannte) Todestrieb: ein sexueller Trieb. *Z. psychoanal. Theorie u. Praxis*, 11, 10–26.
 - (1998): Die Psychoanalyse als Antihermeneutik. *Psyche – Z. Psychoanal*, 52, 605–618.
 - (2000): Sollen wir das siebte Kapitel neu schreiben? In: Körner, J. u. Krutzenbichler, S. (Hrsg.) (2000): *Der Traum in der Psychoanalyse*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
 - (2004a): Die rätselhafte Botschaft des Anderen und ihre Konsequenzen für den Begriff des «Unbewußten» im Rahmen der Allgemeinen Verführungstheorie. *Psyche – Z. Psychoanal*, 58, 898–913.
 - (2004b): Ausgehend von der anthropologischen Grundsituation. In: Bayer, L. u. Quindeau, I. (Hrsg.) 2004.
 - (2006): Die rätselhafte Botschaft des Anderen. Zur Metapsychologie von Sexualität und Bindung. In: Almey, M. u. Thomä, H. 2006.
- Laplanche, J. u. Pontalis, J. B. (1967): *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1972.
- Leclaire, S. (1968): *Der psychoanalytische Prozeß*. Olten: Walter 1971.
- Lichtenberg, J. (1989): *Psychoanalysis and Motivation*. Hillsdale, N.J.: The Analytic Press.
- Lincke, H. (1981): *Instinktverlust und Symbolisierung. Die psychoanalytische Theorie und die psycho-biologischen Grundlagen des menschlichen Verhaltens*. Berlin: Severin u. Siedler.
- Loewald, H. W. (1980): *Psychoanalyse. Aufsätze aus den Jahren 1951–1979*. Stuttgart: Klett-Cotta 1986.
- Lorenzer, A. (1974): *Die Wahrheit der psychoanalytischen Erkenntnis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1976.
- Mahler, M. (1975): *Die psychische Geburt des Menschen. Symbiose und Individuation*. Frankfurt/M.: Fischer 1978.
- Meissner, W. W. (1970; 1971; 1972): Notes on Identification I–III. *Psychoanal. Quart.*, 39, 563–589; 40, 277–302; 41, 224–260.
- Mentzos, St. (1992): *Neurotische Konfliktverarbeitung. Einführung in die psychoanalytische Neurosenlehre unter Berücksichtigung neuer Perspektiven*. Frankfurt/M.: Fischer.
- Mertens, W. (1990): *Einführung in die psychoanalytische Therapie*. Bd. 2. Stuttgart: Kohlhammer, 3. Aufl. 2003.
- (1992; 1994): *Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität*. 2 Bde. Stuttgart: Kohlhammer, 2. und 3. Aufl. 1996 u. 1997.
- Mieli, P. (2000): Trauma und Phantasie bei Freud. In: Michels, A. u. a. (Hrsg.): *Das Symptom. Jahrbuch für klinische Psychoanalyse 2*. Tübingen: edition diskord.
- Moser, U. (1964): *Zur Abwehrlehre. Das Verhältnis von Verdrängung und Projektion*. Jahrbuch der Psychoanalyse 3.
- (1967): Die Entwicklung der Objektbesetzung. *Psyche – Z. Psychoanal*, 21, 97–124.
- Moser, U. u. Zeppelin, I. von (1996): *Die Entwicklung des Affektsystems*. *Psyche – Z. Psychoanal*, 50, 32–84.
- Müller-Pozzi, H. (2002): *Psychoanalytisches Denken – Eine Einführung*. Bern: Huber.
- Nagera, H. (1969 u. 1970): *Psychoanalytische Grundbegriffe. Eine Einführung in Sigmund Freuds Terminologie und Theoriebildung*. Frankfurt/M.: Fischer 1974.
- Nasio, J.-D. (1988): *7 Hauptbegriffe der Psychoanalyse*. Wien: Turia + Kant 1999.
- Neyraut, M. (1974): *Die Übertragung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1976.
- Perner, J. (1991): *Understanding the Representational Mind*. Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Portmann, A. (1952): *Zoologie und das neue Bild des Menschen. Biologische Fragmente zu einer Lehre vom Menschen*. Hamburg: Rowohlt 1958.

- Quindeau, Ilka (2004): *Spur und Umschrift. Die konstitutive Bedeutung der Erinnerung in der Psychoanalyse*. München: Wilhelm Fink.
- Rapaport, D. (1959): *Die Struktur der psychoanalytischen Theorie*. Stuttgart: Klett.
- Rendtorff, B. u. Köster, B. (2000): *Die Frage der Sexuierung*. Königstein: Ulrike Helmer.
- Sandler, J. (1961): Sicherheitsgefühl und Wahrnehmungsvorgang. *Psyche – Z. Psychoanal*, 15, 124–131.
- (1984): Der Begriff der Vorstellungswelt. *Psyche – Z. Psychoanal*, 38, 235–252.
 - Sandler, J. u. Sandler, A. (1985): Vergangenheits-Unbewußtes, Gegenwarts-Unbewußtes und die Deutung der Übertragung. *Psyche – Z. Psychoanal*, 39, 800–829.
- Schmidt-Hellerau, C. (1995a): *Lebenstrieb & und Todestrieb, Libido & Lethe. Ein formalisiertes und konsistentes Modell der psychoanalytischen Trieb- und Strukturtheorie*. Stuttgart: Verlag Internationale Psychoanalyse.
- (1995b): Die Geburt der Metapsychologie. Zur Aktualität des «Entwurfs einer Psychologie» (1895). *Psyche – Z. Psychoanal*, 49, 1156–1195.
 - (2003): Warum Aggression? Metapsychologische, klinische und technische Überlegungen. *Z. f. psychoanal. Theorie und Praxis*, 18, 292–315.
- Schülein, J. A. (1999): *Die Logik der Psychoanalyse. Eine erkenntnistheoretische Studie*. Gießen: Psychosozial.
- Schur, M. (1966): *Das Es und die Regulationsprinzipien des psychischen Geschehens*. Frankfurt/M.: Fischer 1973.
- Sigusch, V. (2005): Anfänge der modernen Sexualwissenschaft. *Psyche – Z. Psychoanal*, 59, 1061–1080.
- Silvestre, M. (1998): Die Übertragung in der Ausrichtung der Kur. *RISS* 41/1998–1, 101–131 u. 42/1998–2, 117–136.
- Soler, C. (2006): Das Subjekt und der Andere. In: *RISS* 63/2006–2.
- Spitz, R. A. (1967): *Vom Säugling zum Kleinkind. Naturgeschichte der Mutter-Kind-Beziehung im ersten Lebensjahr*. Stuttgart: Klett.
- Stark, Th. (2005): Die masturbatorische Position und der Ausschluss der Verführung. Eine situationstheoretische Konzeption und ihre technischen Folgen. *Psyche – Z. Psychoanal*, 59, 1–33.
- Stern, D. (1986): *Die Lebenserfahrung des Säuglings*. Stuttgart: Klett-Cotta 1996.
- Stone, L. (1954): The widening scope of indications for psychoanalysis. *J. Amer. Psychoanal. Ass.* 2.
- Thomä, H. u. Kächele, H. (1985): *Lehrbuch der psychoanalytischen Theorie 1. Grundlagen*. Berlin: Springer.
- Vassalli, G. (2005): «Wir sind genötigt, ins Dunkle hinaus zu bauen» (S. Freud). Skizze einer Epistemologie der Psychoanalyse. *Psyche – Z. Psychoanal*, 59, 534–572.
- Wallerstein, R. S. (2001): Entwicklung und moderne Transformationen der (amerikanischen) Ich-Psychologie. *Psyche – Z. Psychoanal*, 55, 549–684.
- Weber, S. (1990): *Rückkehr zu Freud. Jacques Lacans Entstellung der Psychoanalyse*. Wien: Passagen Verlag.
- Wegener, M. (2004): *Neuronen und Neurosen – Der psychische Apparat bei Freud und Lacan – Ein historisch-theoretischer Versuch zu Freuds Entwurf von 1895*. München: Wilhelm Fink.
- Wellendorf (2005): Das Ende des Ödipus. Ödipuskomplex, Sexualität und Tod. In: Wellendorf, F. u. Werner, H. (Hrsg.) 2005.
- Wellendorf, F. u. Werner, H. (Hrsg.) (2005): *Das Ende des Ödipus. Entwertung und Idealisierung ödipaler Konzepte in der Psychoanalyse*. Tübingen: edition diskord.
- Will, H. (2003): *Was ist klassische Psychoanalyse? Ursprünge, Kritik, Zukunft*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Winnicott, D. W. (1945): Die primitive Gefühlsentwicklung. In: 1976.
- 1950): Die Beziehung zwischen Aggression und Gefühlsentwicklung. In: 1976.
 - (1958): *Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse*. München: Kindler 1976.

- (1958a): Die Fähigkeit allein zu sein. In: 1974.
 - (1960): Die Theorie von der Beziehung zwischen Mutter und Kind. In: 1974.
 - (1965): Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. München: Kindler 1974.
 - (1971): Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart: Klett 1973.
- Zizek, S. (1993): Die Grimassen des Realen. Jacques Lacan oder die Monströsität des Aktes. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Sachregister

- Adoleszenz 106, 114 f., 186
- Affekte
- libidinöse 23
 - Affektregulierung 29 ff.
 - Primäraffekte 29, 38
- Aggression 157–184
- als Quasitrieb 165 ff.
 - Aktivitätspotenzial 166 f.
 - operatives Niveau 166 f.
- Ambivalenz 102 f., 113, 167, 173 ff., 179
- Anderer 22, 39 ff., 117–137, 145 ff.
- Anlehnung 28 ff., 39, 42, 47, 90 f., 83 f., 86, 97, 128 f.
- Anspruch 98 ff.
- Autoerotismus, autoerotisch 30 ff., 121 ff.
- Bedürfnis 29
- Befriedigungserlebnis 37, 39 ff., 79 f., 85 f.
- Begehren 98, 109, 113, 145 ff., 184
- Besetzung
- aggressive 98, 166 f., 171 ff.
 - Besetzungsverschiebung 107 ff., 168
 - libidinöse 32–38, 97, 101, 107 ff., 171 ff.
 - momentane 36, 82 f., 98, 112
 - konstante 36, 81 f., 98, 112, 173
 - Überbesetzung 102 f.
- Besetzungsabwehr 66
- Bindung, Bindungstheorie 26 ff., 51, 62, 95 ff.
- Bindung der Triebe, Bindungsprinzip, Entbindung 161, 165, 169, 170 f., 184
- Desobjektalisierung 165, 184
- Deuten, Deutung 16
- Differenz 61, 82, 85 f., 129, 139–156
- Diskurs, Diskursanalyse 15, 19 ff.
- Einverleibung 95, 97
- Energie, Energiemetapher 13 f., 22 f., 84
- Erinnerungsbild 79
- Erinnerungssysteme, -spur 55 ff., 78
- erogene Zone 28 ff., 31, 35, 48
- freie Assoziation 16
- frühzeitige Geburt des Menschen 24, 40, 46, 68, 92, 164 f., 204
- Geschlechtsdifferenz 139–156
- Grössenselbst 134
- Halluzination 79
- Hass 103, 107, 114, 173 ff., 178 ff.
- Ich 65–137
- Ichanalyse 26, 65, 67, 169, 224 f
 - Ichideal 103, 125 ff.
 - Ichlibido 66, 123 ff.
 - Ichtrieb 65 ff., 123
 - Ichpsychologie 65, 69 ff.
 - Idealich 125 f.
- Idealisierung 110, 126, 134
- Identifizierung, Identifikation 89–115
- primäre 62, 93 ff.
 - sekundäre 94
- imaginär, das Imaginäre 130, 149 ff.
- Implantierung der Sexualität 48, 52, 99
- Instinkt 22 f., 25, 27, 29
- Internalisierung siehe Verinnerlichung
- Intersubjektivität 43 f.
- Introjektion, Introjekt 95, 99 f.
- Intromission 100
- Inzest, inzestuös 107 ff.
- Kastration 109 f., 111, 130, 139–156, 181
- Konstanzprinzip 78
- Latenz 25, 32, 111 f., 200 f.
- Libido, libidinös, libidinöse Besetzung 14, 17, 23 f., 26, 29, 31 ff., 35 ff., 66, 85
- Liebe 35 ff., 40 f., 99, 107 ff., 111 ff., 173 ff., 179
- primäre Objektliebe 34, 96

- Lustprinzip 17, 78, 83 ff.
 Lutschen 29, 31
- Mangel 145 ff.
 Melancholie 101 ff.
 Mentalisierung 100, 106, 114, 203
 Metapsychologie s. psychoanalytische
 Metapsychologie
- Nachträglichkeit, nachträglich 43, 57 f., 99,
 146, 185–214, 218 ff.
 Narzissmus 66, 117–137
 – primärer 62, 117 ff., 134
 – sekundärer 127, 132 ff.
 Nebenmensch 40, 42, 74
 Nirwanaprinzip 78
- Objekt des Triebes, libidinöses Objekt 30,
 32 ff.
 – Abwesenheit des Objekts 33 f., 79, 91 f.,
 98, 101 f.
 – Konstituierung des Objekts 32 ff.
 – Objektbesetzung siehe Besetzung
 – Objektbeziehung 26, 30, 72
 – Objektgebrauch 178 ff.
 – Objektlibido 66
 – Objektwahl 128 ff.
 – Objekt der Selbsterhaltung 30 f.
 Objektalisierung 38, 85, 112 f.
 Ödipus, ödipal 61 ff., 106, 107 ff.,
 139–145
- Phallus 139–156
 präödipal 61 ff.
 Primärprozess, -funktion 17, 78, 82 f.
 Psychoanalyse
 – als Methode 9, 15
 psychoanalytische
 – Arbeit 11
 – Situation 11
 – Theorie der Technik 11
 – Neurosenlehre 11
 – Metapsychologie 9–19, 42 ff.
 psychischer Apparat 65, 75 ff.
- Quellobjekt 57 f.
- rätselhafte Botschaft 42, 48 ff.
 Realität, das Reale 130, 149 ff., 175
 Realitätsprinzip 17, 79, 83 ff.
 Realitätszeichen 76
- Säuglings- und Kleinkindforschung 26 ff.
 Seitenbesetzung 80 ff.
 Sekundärprozess 17, 78 f., 80, 82 f.
 Selbstobjekt 134
 Sexualität
 – infantile 21–64, 104
 – infantile Sexualtheorien, -forschung 43,
 60, 111, 142, 200 f.
 – genitale, Genitalität 25, 104, 108
 – Implantierung der Sexualität 48, 52
 – prägenitale Sexualorganisation 43, 186,
 199f
 – Sexuierung 139–156
 – Zweizeitiger Ansatz 199 f., 204
 Sicherheitsprinzip 84, 135
 Spaltung 132, 148 f., 195
 Spiegelerlebnis 92 ff., 106
 Struktur 18, 79, 119, 169 ff., 184
 Subjekt 109, 120, 134 f., 145 ff., 184
 Sublimierung 112
 symbolische Kastration siehe Kastration
 Symbolisierung, symbolische Ordnung 79,
 110 f., 114
- Todestrieb 67, 160 ff., 183f
 Trägheitsprinzip 78, 82
 Trauer 101 ff.
 Trauma 50, 55, 170 f., 176 f., 195 f.
 – und infantile Neurose 201 ff.
 Trennung 102 f., 106, 108, 144, 146, 173,
 180
 – von Vorstellung und Affekt 83, 86 f., 216 ff.
 Triangulierung 106 f.
 Trieb, Triebtheorie 66 ff., 146 ff.
 – Drang 34
 – Quelle 34 f., 58
 – Ziel 34
 – als Arbeitsanforderung 35
 – Triebmischung, -entmischung 171 ff.
- Überich 99 ff., 109 f.
 Übersetzung 50 ff.
 Übertragung 11, 215–226
 Unbewusstes 52 ff., 59 ff.
 Unlustprinzip 77, 83
 Urfantasie 49, 207
 Urverdrängung 52 ff., 195
 Urverführung 46 ff., 57
- Verdrängung 52 ff., 59 ff., 107 ff., 146 ff.
 Verführung, allg. Verführungstheorie 21,
 42 ff.

Verinnerlichung, verinnerlichte Objekt-
beziehung 41, 70 f., 98 ff., 148, 185
– verinnerlichter Konflikt, Triebkon-
flikt 11, 99, 124, 127, 185–214, 195 f.,
209 ff., 220 ff.
Verleugnung 102
Verwerfung 181, 195

Wahrnehmungsidentität 79, 91, 101
Wahrnehmungszeichen 52 ff.
Wiederholung, Wiederholungszwang 58 f.,
70, 79, 100, 108, 162, 212, 219 ff.
Wunsch 41